R. W. Emerson

Gesellschaft - Einsamkeit

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Aus dem Engliſchen
übertragen von
Heinrich Conrad
Buchausſtattung von
Fritz Schumacher

R. W. Emerson

Gesellschaft und Einsamkeit

Bd. III

Eugen Diederichs, Leipzig 1903

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Gesellschaft und Einsamkeit . .	1
Zivilisation	14
Kunst	29
Beredsamkeit	47
Häusliches Leben	82
Landwirtschaft	109
Werke und Tage	124
Bücher	149
Klubs	177
Mut	200
Erfolg	222
Alter	248

Gesellschaft und Einsamkeit

PS
1622
G3
1903

Auf einer meiner Reisen machte ich einmal die Bekanntschaft eines Humoristen. Der hatte in seinem Zimmer einen Abguß der Rondaninischen Medusa und er versicherte mir, die Bezeichnung, unter der das schöne Kunstwerk in den Katalogen geführt werde, sei eine irrige; er sei vielmehr überzeugt, der Bildhauer, der es geschaffen, habe damit Mnemosyne, die Mutter der Musen, die Göttin des Gedächtnisses, darstellen wollen. In der Unterhaltung, die sich infolge dieser Bemerkung entspann, machte mein neuer Freund mir einige überraschende Bekenntnisse. „Sehen Sie nicht", sagte er, „welch' eine Strafe Gelehrsamkeit für den Gelehrten ist? Jeder von diesen Professoren, die Sie in S. getroffen haben, würde, wie der Scharfrichter in Hoods Gedicht, den vorletzten Menschen guillotinieren, obwohl dadurch er selber der letzte würde." Er fügte noch manche kräftige Bemerkung hinzu, aber seine offenbare Aufrichtigkeit fesselte mein Interesse und in den nächsten Wochen wurden wir besser miteinander bekannt. Er besaß gute Geistesgaben, ein liebenswürdiges Wesen und keine Laster; aber er hatte einen Mangel: er konnte nicht im Ton des Volkes sprechen. Es war wie wenn

1254649

sein Wille von einer Art Lähmung befallen würde, sowie er mit Leuten zusammenkam, denen gegenüber eine alltägliche Ausdrucksweise am Platz gewesen wäre; mit solchen sprach er unsicher und schweifte von der Sache ab wie ein flatterhaftes Mädchen. Daß er sich seines Fehlers bewußt war, machte die Sache für ihn nur noch schlimmer. Er beneidete jeden Fuhrmann und Holzflößer in der Schenke um ihre männliche Kraft der Sprache. Ihn gelüstete nach Mirabeaus don terrible de la familiarité, denn er war der Meinung, daß von dem Mann die Könige am meisten zu fürchten haben, der in den tiefsten Tiefen Sympathien besitzt. Er selber, sagte er, vermöchte keine so stille Einsamkeit zu finden, um einen Brief an einen Freund schreiben zu können. Er verließ die Stadt; er verbarg sich in der Wildnis der Prärien. Der einsame Fluß war nicht einsam genug; Sonne und Mond trieben ihn davon. Wenn er ein Haus kaufte, pflanzte er vor allen Dingen Bäume rund herum. Er konnte sich nicht sorfältig genug verbergen. Hier pflanzte er eine Hecke, dort eine Gruppe Eichen — Bäume und immer wieder Bäume; besonders pflanzte er Immergrün; denn dieses weiß ein Geheimnis das ganze Jahr hindurch zu umhegen. Man konnte ihm kein angenehmeres Kompliment machen, als wenn man sich stellte als habe man in einem Hause oder auf der Straße, wo man ihm begegnet war, ihn nicht bemerkt. Während er unter der Qual litt, an einem Ort bemerkt zu werden, tröstete er sich mit der köstlichen Vorstellung, daß es unzählige Orte gäbe, an denen er nicht wäre, also nicht gesehen werden könnte. Von seinem Schneider verlangte er nichts weiter, als daß er ihm seine Anzüge von so einfacher Farbe und Machart lieferte, daß sie niemals für einen Moment das Auge eines Menschen auf sich lenkten. Er reiste nach Wien, nach

Smyrna, nach London. In all dieser Mannigfaltigkeit von Trachten, in diesem Karneval, diesem Kaleidoskop von Kleidern, konnte er zu seinem Entsetzen niemals einen Mann auf der Straße bemerken, der einen dem seinigen auch nur annähernd ähnlichen Rock getragen hätte. Für den Ring des Königs Gyges hätte er seine Seele hingegeben. Seine Verzweiflung über seine allzu große Sichtbarkeit hatte auch die Todesfurcht in ihm abgestumpft. „Denken Sie denn", sagte er, „ich hätte irgend welche Angst davor, erschossen zu werden? ich, der ich nur darauf warte, das Kleid meines Körpers abzustreifen, zwischen die fernsten Sterne zu schlüpfen und Durchmesser des Sonnensystems, Sternenbahnen zwischen mich und alle Menschenseelen zu bringen, dort Zeitalter hindurch in Einsamkeit zu weilen und, wenn's möglich wäre, sogar das Gedächtnis zu vergessen?" Er besaß ein bis zur Verzweiflung gesteigertes Bewußtsein seiner gesellschaftlichen ‚Tapereien' und rannte meilenweit, um die Muskelzuckungen seines Gesichts, die unwillkürlichen Arm- und Schulterbewegungen zur Ruhe zu bringen. „Gott vergibt vielleicht Sünden", sagte er, „aber für Unbeholfenheit gibt es weder im Himmel noch auf Erden Vergebung." Er bewunderte an Newton nicht so sehr seine Mondtheorie wie den Brief an Collins, worin er ihm untersagte, die Lösung des Problems in den Philosophical Transactions mit seinem Namen zu veröffentlichen: „Das würde vielleicht dazu führen, den Kreis meiner Bekanntschaften zu erweitern, und dies suche ich hauptsächlich zu vermeiden."

Diese Unterhaltungen führten mich etwas später zur Beobachtung ähnlicher Fälle und zur Entdeckung, daß solche gar nicht so selten vorkommen. Wenig Substanzen finden sich in der Natur in reinem Zustande. Konstitutionen, die

Licht und Luft und das derbe Zupacken der Welt vertragen können, müssen aus gemeinem Durchschnittsstoff sein — wie z. B. Eisen und Salz, atmosphärische Luft und Wasser. Aber es giebt Minerale wie Kali und Soda, die man unter Naphtha aufbewahren muß, will man sie rein erhalten. So ist es mit den Talenten, die auf irgend eine Besonderheit zugeschnitten sind und von einer dem Höhepunkt zustrebenden Zivilisation im Herzen großer Städte und in den Prunkgemächern königlicher Schlösser aufgezogen werden. Mutter Natur beschützt ihr eigenes Werk. Für die Kultur der Welt ist ein Archimedes, ist ein Newton unentbehrlich; daher bewahrt sie sie durch eine gewisse Trockenheit. Wären diese Geister ‚nette Leute' gewesen, die an Tanzen, Portwein, Klubs ihre Freude gehabt hätten, so hätten wir keine ‚Sphärentheorie' und keine ‚Principia' bekommen. Ihnen war jene Isolierung eigen, deren Notwendigkeit das Genie fühlt. Jeder muß auf seinem gläsernen Dreifuß stehen, wenn er seine Elektrizität nicht abgeben will. Sogar Swedenborg, dessen Theorie vom Weltall sich auf Liebe gründet, der bis zur Übermüdung des Lesers immer wieder das gefährliche Laster des reinen Intellekts bekämpft, er ist gezwungen, eine höchst bemerkenswerte Ausnahme zu machen: „Es gibt auch Engel, die nicht in Gemeinschaft leben, sondern für sich abgesondert, jeder in seinem Hause wohnen; diese hausen in der Mitte des Himmels, weil sie die besten der Engel sind."

Wir haben manchen schönen Geist gekannt, dem die Unvollkommenheit anhaftete, daß er durchaus nichts Praktisches leisten, nicht einmal einen klaren Satz schreiben konnte. Noch schlimmer und wahrhaft tragisch ist es, daß kein Mensch, der schöne Züge hat, in die Gesellschaft taugt. Aus der Ferne wird er bewundert; aber bringt ihn in handgreifliche Nähe,

da ist er ein Krüppel. Der eine schützt sich durch Einsamkeit, der andere durch Höflichkeit, der dritte durch ein scharfes, weltmännisch kaltes Benehmen — und jeder von ihnen verhehlt so gut er kann die Dünne seiner Haut, die es ihm unmöglich macht, sich enge anzuschließen. Aber es gibt kein Heilmittel, das die Wurzel der Krankheit erreichte, als entweder eine Unabhängigkeit in der Lebensweise, die bei strenger Durchführung den Menschen vom Menschengeschlecht loslösen würde, oder aber eine Religion der Liebe. Nun, ein solcher Mann scheint kaum das Recht zu haben zu heiraten; denn wie kann jemand, der sich nicht selbst zu beschützen vermag, ein Weib beschützen?

Wir beten zu Gott, uns Durchschnittsmenschen sein zu lassen. Aber der fürsorgliche Himmel richtet es so ein, daß du's nicht bist, wenn irgend etwas Gutes in dir ist. Dante war ein sehr schlechter Gesellschafter und wurde niemals zum Essen eingeladen. Michelangelo war ein trauriger, verdrießlicher Tischgenosse. Die Herolde der Schönheit spielten selten eine schöne Figur in Kutschen und Salons. Kolumbus entdeckte keine Insel, keine Rhede, die so einsam war wie er selber. Ein jeder von diesen Geistesfürsten sah jedoch ganz deutlich den Grund seiner Ausschließung. Einsam war er? Gewiß, ja. Aber seine Gesellschaft war nur durch die Menge von Gehirnkraft beschränkt, die zu seiner Zeit von der Natur dazu ausgeworfen war, den Lauf der Welt zu leiten. „Wenn ich bleibe", sagte Dante, als die Rede davon war, nach Rom zu reisen, „wer wird dann gehen? und wenn ich gehe, wer wird dann bleiben?"

Aber die Notwendigkeit der Einsamkeit ist tiefer begründet, als wir gesagt haben; sie ist organisch. Ich habe manchen Philosophen gekannt, dessen Welt nur für eine einzige Person

groß genug ist. Er stellt sich als sei er ein guter Gesell; aber wir kommen trotzdem stets durch Überraschung hinter sein Geheimnis, daß er sein System allen übrigen Menschen aufdringen will und muß. Ein jeder strebt von allen anderen fort, wie jeder Baum in den freien Luftraum emporstrebt. Und wenn jeder seinen eigenen Kopf hat, kein Wunder dann, daß unsere Gemeinschaften so klein sind. Wie's dem Präsidenten Tyler erging, so fällt mit jedem Tage unsere Partei von uns ab und wir müssen zuletzt in einem Schmollwägelein fahren. Liebes Herz! finde dich mit dem schmerzlichen Gedanken ab — Zusammenwirken gibt es nicht. Wir beginnen mit Freundschaften und unsere ganze Jugend ist ein Anwerben, ein Ausspähen nach der heiligen Brüderschaft, die sich zur Errettung der Menschheit zusammentun soll. Aber die fernsten Sterne scheinen nur ein Nebel verbundenen Lichtes und doch gibt es keine Gruppe, die sich vermittels eines Teleskops nicht auflösen ließ, und die liebsten Freunde sind durch unüberschreitbare Abgründe getrennt. Das Zusammenwirken ist unfreiwillig und ist uns vom Genius des Lebens auferlegt, der dies sich als einen Teil seiner Vorrechte ausbedungen hat. 's ist schön für uns zu sprechen; wir sitzen und sinnen und sind heiter und ein Ganzes; aber sowie wir mit jemandem zusammenkommen, wird jeder ein Teil.

Ein Tragödien- und Romanstoff zwar ist die moralische Vereinigung zweier höherstehender Menschen, die durch Jahre hindurch, ob sie sich sahen oder nicht, und allen Hindernissen zum Trotz Vertrauen zueinander behielten und deren Vertrauen zuletzt durch siegreichen Nachweis ihrer Trefflichkeit vor Gott und Menschen gerechtfertigt wird, freudige Rührungen, Tränen und Siegesjubel erregend — aber obwohl es für Helden diese moralische Vereinigung gibt, so sind auch sie

von einer geistigen Vereinigung so weit entfernt wie je und auch die moralische Vereinigung dient nur verhältnismäßig niederen und äußerlichen Zwecken, ähnlich wie das Zusammenwirken einer Schiffsmannschaft oder einer freiwilligen Feuerwehr. Aber wie isoliert, wie rührend einsam sind alle Menschen, die wir kennen! Sie dürfen ja nicht einmal sagen, was sie voneinander denken, wenn sie sich auf der Straße begegnen. Wir haben fürwahr ein schönes Recht, über die oberflächlichen und verräterischen Höflichkeiten der Leute von Welt zu spotten!

Dies ist die tragische Notwendigkeit, die ein streng wissenschaftlicher Sinn als Unterströmung unseres häuslichen und nachbarlichen Lebens findet, und die jede erwachsene Seele mit unwiderstehlicher Gewalt wie mit Peitschenhieben in die Wüste treibt und aus unseren warmen Herzensbünden sentimentale Augenblicksereignisse macht. Wir müßten annehmen, daß das Denken für uns zum letzten Ende eine drückende Last wäre, wenn es um so ungeheuren Preis erkauft werden müßte. Aber die Zwecke des Denkens liegen tiefer, als sich in Worten ausdrücken läßt; sie gehören zu den Unendlichkeiten und Ewigkeiten. Sie reichen bis in jene Tiefen hinunter, wo die menschliche Gesellschaft entsteht und vergeht, — wo die Frage lautet: Was kommt zuerst: Mensch oder Menschheit? — wo das Einzelwesen in seiner Quelle verloren geht.

Aber diese Verbannung zu den widerhallenden Felsen der Einsamkeit kann keine Metaphysik recht oder erträglich machen. Dieses Ergebnis ist so sehr gegen alle Natur, ist eine so unvollkommene Erfüllung des Lebenszwecks, daß es durch gesunde Vernunft und Erfahrung berichtigt werden muß. „Ein Mensch wird an der Seite seines Vaters geboren und dort verbleibt er." Ein Mensch muß mit Gesellschaft umkleidet

werden, sonst fühlt er eine gewisse Nacktheit und Armut, als wäre er ein auf den falschen Platz gestelltes und bei der Austeilung der Lebensbedürfnisse übergangenes Mitglied dieser Gesellschaft. Er muß in Künste und Einrichtungen gekleidet werden so gut wie in Kleider aus Leinen und Wolle. Ab und zu kann ein besonders hoch begabter Mensch allein leben und muß allein sein; aber sperre einen Durchschnittsmenschen ab und du zerstörst sein ganzes Wesen. „Der König", sagt Selden, „wohnte und speiste in seiner Halle mit Menschen und verstand sich darum auf Menschen." Als ein junger Jurist Herrn Mason erzählte: „Ich sitze in meinem Zimmer und studiere in den Büchern Recht und Gesetz" — da antwortete ihm der Veteran: „Aus Büchern Recht und Gesetz studieren! Im Gerichtssaal müssen Sie's studieren!" Auch für die Literatur gilt kein anderes Gesetz. Willst du schreiben lernen, mußt du's auf der Straße lernen. Die Ausdrucksmittel sowohl wie die Ziele schöner Künste mußt du auf öffentlichem Platze suchen. Das Volk und nicht das Collegegebäude ist des Schriftstellers Heim. Ein Gelehrter ist eine Kerze, die nur der liebevolle Wunsch aller Menschen anzuzünden vermag. Nicht Landbesitz oder Rententitel bilden sein Vermögen, sondern die Macht die verkleidete Seele zu bezaubern, die unter diesem bärtigen oder jenem rosigen Antlitz verhüllt sitzt. Seine Erzeugnisse sind ihnen so notwendig wie die des Bäckers oder Webers. Ohne hochgebildete Menschen kann die Gesellschaft nicht auskommen. Sobald die ersten Bedürfnisse befriedigt sind, machen die höheren Bedürfnisse sich gebieterisch geltend.

Es ist schwer, uns selber zu hypnotisieren, zugleich die Peitsche zu sein, die den Kreisel in Bewegung setzt, und der Kreisel, der sich dreht. Aber Sympathie befähigt uns zu

Anstrengung und Ausdauer. Zusammenwirken feuert die Menschen zu einer gewissen wütenden Leistungsfähigkeit an, die er alleine schwerlich erreicht. Hier haben wir den Nutzen der Gesellschaft: es ist so leicht, unter Großen groß zu sein; so leicht, ein bereits vorhandenes Maß von Leistung zu vollbringen — so leicht, wie der Liebende zu seiner Maid durch Wogen schwimmt, die vorher ihm so furchtbar dünkten. Die Wohltaten der Liebe sind unermeßlich; und das einzige Ereignis, das niemals seinen romantischen Zauber verliert, ist die Begegnung mit geistig höheren Menschen, mit denen der glücklichste Gedankenaustausch möglich ist.

Es darf nun durchaus nicht gefolgert werden, daß wir nicht für Gesellschaften passen, weil ‚Soiréen' langweilig sind und weil die Soirée auch uns langweilig findet. Ein Hinterwäldler, der auf die Hochschule geschickt war, erzählte mir, als er die feinstgebildeten jungen Leute im juristischen Kolleg mit einander hätte sprechen hören, wäre er sich als ein Bauernjunge vorgekommen; aber wenn er sie einzeln stellen konnte und einen für sich alleine vorhatte, dann waren sie die Bauernjungen und er der bessere Mann. — Und wenn wir uns die seltenen Stunden ins Gedächtnis rufen, da wir den Besten begegneten — da fanden wir uns selber, da erst schien die menschliche Gesellschaft für uns zu existieren. Das war Gesellschaft — ob wir sie nun in der Kajüte einer Brigg oder an den Gestaden von Florida fanden.

Ein kaltes träges Blut glaubt, es habe nicht Tatsachen genug zur Verfügung und dürfe deshalb nicht am Gespräch teilnehmen. Aber die, welche sprechen, haben nicht mehr — sondern sie haben weniger. Nicht auf neue Tatsachen kommt es an, sondern auf die Wärme, die die Tatsachen jedes Einzelnen auflöst. Wärme bringt dich in die richtige Ver-

bindung mit ganzen Speichern voll von Tatsachen. Der Hauptmangel kalter, trockener Naturen ist der Mangel an animalischem Lebensgeist. Diesem scheint eine unglaubliche Gewalt innezuwohnen, wie wenn Gott die Toten damit auferwecken wollte. Der Einsame bemerkt mit einer Art Angst, was andere mit ihrer Hilfe fertig bringen. Eine solche Leistung liegt ebenso weit außerhalb des Bereichs seiner Möglichkeit wie die Kühnheit eines Richard Löwenherz oder das Tagewerk eines irischen Eisenbahnarbeiters. Man hat gesagt, Gegenwart und Zukunft seien stets Nebenbuhler. Die animalische Lebenskraft macht die Kraft der Gegenwart aus und ihre Leistungen zeigen die Form einer Pyramide. Sie gipfeln in einem Lord, einem General, einem fröhlichen Gesellschafter. Doch bevor wir zu diesen kommen, was für ein schäbiger Bettler ist das Gedächtnis mit seinem Ledersack! Aber diese freundliche Wärme schlummert verborgen in jeder Menschennatur und wird nur durch die Reibung der Gesellschaft freigemacht. Wie Bacon von guten Manieren sagte: „Um sie sich zu eigen zu machen, braucht man sie nur zu verachten" — so sagen wir vom animalischen Lebensgeist: er ist das selbsttätig entstehende Erzeugnis von Gesundheit und gesellschaftlicher Gewohnheit. „Benehmen können die Menschen lernen, wie sie einander mit Krankheiten anstecken."

Aber Menschen sind in sehr kleinen Dosierungen zu genießen. Wenn Einsamkeit stolz ist, so ist Gesellschaft vulgär. In der Gesellschaft werden hohe Vorzüge dem einzelnen als Makel angerechnet. Wir sinken so schnell wie wir emporsteigen — durch Sympathie. So mancher Mensch, den ich kenne, ist durch seine Sympathie heruntergekommen; sein angeborenes Streben war wohl hoch genug, aber er war zu weichlich im Verkehr mit dem derben Volk um ihn herum. Die Menschen

können es nicht zu wege bringen, eine Lebensgemeinschaft auf ihre Tugenden zu begründen, desselben passen sie sich vermöge ihrer Fehler aneinander an — mittels ihrer Schwatzsucht oder durch schwächliche Toleranz oder durch animalische Gutmütigkeit. Den tapferen Strebenden bringen sie aus Takt, Ton und Stimmung.

Das Heilmittel besteht darin, eine jede dieser Gemütsanlagen durch die andere zu verstärken. Ein Unterhaltungsgespräch wird uns nicht verderben, wenn wir mit eigenem Geist, mit eigener Sprache unter die Versammlung treten, und mit dem kräftigen Vorsatz der Gesundheit: auszuwählen, was unser ist, und zurückzuweisen, was nicht unser ist. Gesellschaft müssen wir haben; aber es sei Gesellschaft und kein Austauschen von Neuigkeiten oder gemeinsames Essen am selben Tisch. Bin ich in Gesellschaft, wenn ich auf einem deiner Stühle sitze? Ich kann nicht in die Häuser meiner nächsten Angehörigen gehen, weil ich nicht allein zu sein wünsche. Gesellschaft besteht durch chemische Wahlverwandtschaft — sonst nicht.

Bringe irgend eine Gesellschaft von Leuten zusammen und überlaß sie freier Unterhaltung; sofort findet eine Selbstverteilung in kleine Gruppen und einzelne Paare statt. Den Besten wirft man Exklusivität vor. Es wäre richtiger, zu sagen, daß sie sich abscheiden wie Öl von Wasser, wie Kinder von Erwachsenen, ohne daß dies etwas mit Liebe oder Haß zu tun hat, sondern weil eben ein jedes seinesgleichen sucht. Jedes Eingreifen in die Wahlverwandtschaften würde nur das Gefühl des Zwanges erzeugen; man würde nicht mehr frei atmen. Jede Gesprächsunterhaltung ist ein magnetisches Experiment. Ich weiß, daß mein Freund beredt zu sprechen weiß; du weißt, daß er keinen vernünftigen Satz hervorbringen kann: wir haben ihn in verschiedenen Gesellschaften gesehen.

Wählt die Teilnehmer Eurer Gesellschaften gut aus, oder ladet niemanden ein! Bringt Stubbs und Coleridge, Quintilian und Tante Miriam paarweise zusammen und sie werden sich alle jämmerlich fühlen. 's ist ein aus dem Stegreif errichtetes Zellengefängnis. Sing-Sing in einem Salon. Laß ihnen die Freiheit, sich ihre eigenen Gesellen zu suchen, und sie werden lustig wie Spatzen sein.

Eine höhere Höflichkeit wird in unseren Sitten eine gewisse, uns verloren gegangene Ehrfurcht wiederherstellen. Was soll man anfangen mit diesen frischen jungen Leuten, die alle Schranken durchbrechen und in jedem Hause tun, wie wenn sie daheim wären? Ich finde es augenblicklich heraus, wenn mein Gesellschafter mich nicht brauchen kann und kein Strick kann mich halten, wenn er mir nicht mehr willkommen ist. Man sollte meinen, die Wahlverwandschaften sprächen sich mit einer bestimmteren Gegenseitigkeit aus!

Auch hier wieder wie so oft, macht die Natur sich den Spaß, uns zwischen zwei sich bekämpfende Extreme zu stellen und unsere Rettung beruht auf der Geschicklichkeit, womit wir die diagonale Linie inne zu halten wissen. Einsamkeit ist unmöglich und Gesellschaft ist verhängnisvoll. Wir können unseren Kopf in der einen und unsere Hände in der anderen haben. Die Bedingungen sind erfüllt, wenn wir unsere Unabhängigkeit wahren und doch unser Mitfühlen nicht verlieren. Diese wundervollen Pferde brauchen nicht von schönen Händen gelenkt zu werden. Wir brauchen eine Einsamkeit, deren Offenbarungen uns bleiben, auch wenn wir auf der Straße und in Palästen sind; denn die meisten Menschen sind in Gesellschaft eingeschüchtert; sie sagen dir gute Gedanken im Gespräch unter vier Augen, aber in der Öffentlichkeit können sie sie nicht vertreten.

Aber wir wollen nicht das Opfer von Worten werden! Gesellschaft und Einsamkeit sind trügerische Namen. Nicht darauf kommt es an, ob man mehr oder weniger Leute sieht, sondern auf die Schnelligkeit, womit Sympathie sich herstellt und mitteilt. Ein gesunder Sinn wird die Prinzipien derselben durch Nachdenken erkennen, wird sie in immer reinerem Lichte zum hinlänglichen und vollendeten Rechten hinanführen und wird Gesellschaft als das natürliche Element hinnehmen, worin sie zur Anwendung gelangen müssen.

Zivilisation

Ein gewisser Grad von Fortschritt über den rohesten Zustand hinaus, in dem man Menschen findet — Höhlenbewohner oder affengleiche Baumbewohner, Kanibalen oder Esser von zerstampften Schnecken, Würmern und Aas — ein gewisser Fortschritt über dies Extrem hinaus wird Zivilisation genannt. Es ist eine unbestimmte zusammenfassende Bezeichnung, die viele Abstufungen enthält. Niemand hat versucht, eine scharfe Erklärung des Begriffes zu geben. Auch Guizot nicht in seinem Buch, das er über diesen Gegenstand schrieb. Der Begriff umfaßt die ganze Entwickelung eines hochorganisierten Menschen, der bis zur höchsten Zartheit des Gefühls gelangt ist, wie sie in Schaffenskraft, Religion, Freiheitssinn, Ehrgefühl und Kunstsinn sich kundgibt. In unserer Verlegenheit, sein Wesen zu erklären, deuten wir ihn gewöhnlich durch Verneinungen an. Ein Volk, das keine Kleidung, kein Eisen, keine Schrift, keine Ehe, keine Künste des Friedens, keine abstrakten Gedanken kennt — ein solches Volk nennen wir barbarisch. Aber nachdem viele Künste erfunden und von außen eingeführt sind, gehen wir manchmal in der Höflichkeit ein bischen zu weit, wenn wir solche Völker-

schaften, wie z. B. einige von den Türkischen oder Mauriſchen Stämmen, ziviliſiert nennen.

Jedes Volk entwickelt ſich ſeinem eigenen Geiſt gemäß und und hat ſeine beſondere Ziviliſation. Der Chineſe und Japaner, obwohl jeder in ſeiner Art vollſtändig ziviliſiert, iſt verſchieden vom Madrider oder Neuyorker. Der Ausdruck Ziviliſation weiſt auf einen geheimnisvollen Fortſchritt hin. Beim Tier gibt es keinen Fortſchritt und in unſerer heutigen Menſchheit werden die wilden Stämme eigentlich nicht ziviliſiert, ſondern allmählich ausgerottet. Die Indianer von Nordamerika haben nicht die Arbeit des weißen Mannes gelernt; und in Afrika iſt der Neger von heutzutage derſelbe wie der von Herodots Zeiten. Bei anderen Raſſen iſt die Entwickelung nicht zum Stillſtand gekommen; aber bei ihnen werden von ganzen Stämmen die Fortſchritte gemacht, wie bei uns von einem Knaben, wenn ihm, wie wir's ausdrücken „die Augenzähne durchbrechen" — kindliche Illuſionen ſchwinden täglich dahin und er ſieht die Dinge in ihrer Wirklichkeit und mit Verſtändnis. Dieſe Fortſchritte beruhen auf dem Erkennen des Geheimniſſes von kumulativer Kraft, vom Hinausgehen über das eigene Ich. Vorbedingungen ſind: Geneigtheit ſich geſellig zu verbinden, Fähigkeit zu vergleichen, Aufgeben vorgeſetzter Meinungen. Der Indianer iſt trüb und traurig, wenn er gezwungen wird, ſeinen Gewohnheiten und Überlieferungen zu entſagen. Er iſt überwältigt von dem Anblick des Weißen und ſein Auge trübt ſich. Den Anſtoß zu ſolchen Fortſchrittsbewegungen gibt ſtets irgend eine Neuheit, die den Geiſt in Erſtaunen ſetzt und ihn anreizt, den Wechſel zu wagen. So iſt am Beginn einer jeden Verbeſſerung ein Kadmus, ein Pytheas, ein Manco-Capac — irgend ein überlegener Fremdling, der neue und

wunderbare Künste ins Land bringt und sie lehrt. Natürlich darf er nicht zu viel wissen, sondern muß Denkweise, Sprache und Götter deren haben, die er belehren möchte. Besonders aber die Seeküste ist der Ausgangspunkt zum Lernen wie zum Handelsverkehr gewesen. Die vorgeschrittensten Nationen sind stets diejenigen, die am meisten Schiffahrt treiben. Die Kraft, die die See vom Schiffer verlangt, macht sehr schnell einen Mann aus ihm, und der Verkehr an mannigfaltigen Gestaden und unter vielen fremden Völkern räumt aus seinem Kopf viel Unsinn seines Wigwams hinweg.

Wo beginnen oder schließen wir die Aufzählungen dieser Leistungen freien und klugen Sinnes, von denen eine jede einen Markstein der Weltgeschichte bildet?

So ist die Errichtung eines hölzernen oder steinernen Hauses von ungeheuerer Bedeutung für Ruhe, Kraft und Behagen des Erbauers. Ein Mensch, der in einer Höhle wohnt oder auf freiem Felde umherzieht, ein Nomade — der hinterläßt bei seinem Tode nicht mehr Eigentum als ein Wolf oder Pferd. Aber durch die Vollbringung einer so einfachen Arbeit, wie es die Errichtung eines Hauses ist, bietet er seinen Hauptwidersachern die Spitze. Er ist sicher vor den Zähnen wilder Tiere, vor Frost, Sonnenbrand und Wettersturm; und schöne Fähigkeiten beginnen ihn mit ihrer schönen Ernte zu erfreuen. Erfindungen und Künste werden geboren, Sitte und gesellschaftliche Schönheit und Freude. 's ist wunderbar, wie bald ein Piano in ein Blockhaus an der Grenze kommt. Man möchte meinen, sie fänden's unter einem Fichtenstumpf. Gleichzeitig kommt eine lateinische Grammatik — und einer von den hartköpfigen Jungens hat einen Hymnus zum Preise des Sonntags gedichtet. Nun mögen die Professorenschaften, mögen die Senate auf der Hut sein! denn hier kommt einer,

der an diese schönen Künste mit der eisernen Kraft einer Hinterwäldlernatur herangeht und alle ihre Lorbeeren in seine starken Hände nehmen wird.

Der Indianerpfad wird breiter und eben, erhält Brücken — und siehe da, eine gute Straße ist da, das heißt: ein Wohltäter, ein Missionar, ein Friedens- und Reichtumsbringer, ein Eröffner von Märkten, von Absatzgebieten für den Gewerbfleiß. Ein anderer Schritt zur Zivilisation ist der Übergang von Krieg, Jagd und Viehzucht zum Ackerbau. Unsere skandinavischen Vorväter haben uns eine bezeichnende Sage hinterlassen, durch die sie ihre Erkenntnis von der Wichtigkeit dieses Schrittes dargetan haben. „Es war einmal eine Riesin, die hatte eine Tochter, und das Kind sah einen Ackersmann, der auf dem Felde pflügte. Da lief sie hinzu und pickte ihn mit Zeigefinger und Daumen auf und legte ihn mit samt seinem Pflug und seinen Ochsen in ihre Schürze und brachte sie zu ihrer Mutter und sagte: ‚Mutter, was ist denn das für ein Käfer, den ich da im Sande krabbeln fand?‘ Aber die Mutter sprach: ‚Setz ihn wieder hin, mein Kind — wir müssen zum Lande hinaus, denn diese Leute werden von nun an drin wohnen.‘“

Ein anderer Erfolg ist die Einrichtung der Post mit ihrer erzieherischen Tatkraft, die durch Billigkeit sich mehrt und durch ein gewisses religiöses Gefühl der Menschheit beschützt wird; ein schöner Maßstab der Zivilisation ist es daher in meinen Augen, wenn eine Oblate, ein Tröpfchen Siegellack oder Gummi die Kraft haben, einen Brief zu beschützen, daß er übers Meer, übers Land fliegt und so sicher an seine Adresse kommt, als brächte ihn ein Bataillon Artillerie.

Die Teilung der Arbeit, die Vervielfachung der Friedenskünste, die nichts weiter bedeutet, als daß jeder Mensch in

weitgehendem Maße die Freiheit hat, sich seine Arbeit entsprechend seiner Fähigkeit zu wählen, von der Arbeit seiner besseren Hand zu leben. — Diese Arbeitsteilung füllt den Staat mit nützlichen und glücklichen Arbeitern; sie schaffen Nachfrage schon durch die Anlockung ihrer Erzeugnisse und finden schnellen und sicheren Lohn durch guten Verkauf; dadurch wird ihre Arbeit die beste Polizei, wird zu einer Art von Zehn Geboten. So wahr ist Dr. Johnsons Bemerkung, daß Menschen selten mit etwas Unschuldigerem beschäftigt sind, als wenn sie Geld verdienen!

Der geschickte Mechanismus der bürgerlichen Verwaltung bewegt sich zwar für gewöhnlich in natürlichen Bahnen, die durch Rasse, Sprache, Religion und Land gewiesen sind, erfordert aber doch weises Verhalten der Lenkenden, und das Ergebnis entzückt die Phantasie. „Wir sehen unendliche Menschenmassen trotz ihren stärksten Leidenschaften den Beschränkungen einer Macht sich fügen, die sie kaum wahrnehmen, und die Verbrechen eines einzelnen Übeltäters werden über die halbe Erde hinweg gebrandmarkt und bestraft." (Dr. Thomas Brown.)

Ein anderes Merkmal ist die angemessene Stellung der Frau im Staat. Armut und Fleiß im Verein mit einem gesunden Sinn lesen sehr leicht die Gesetze der Menschheit und lieben sie: bringen die beiden Geschlechter in die richtigen Beziehungen gegenseitiger Achtung, und eine strenge Sittlichkeit verleiht der Frau jenen Wesenszauber, der alles Zarte, Poetische und Aufopferungsfreudige heranzieht und in ihrem derben Genossen Höflichkeit und Lernbegier, Unterhaltungsgabe und Witz wachruft; daher ist nach meiner Meinung der Einfluß guter Frauen ein hinlänglicher Maßstab der Zivilisation.

Ein anderer Maßstab von Kultur ist die Verbreitung von Wissen, das alle die alten Schranken des Kastengeistes niederreißt und durch die billige Presse im Korb des Zeitungsjungen die Hochschule zu jedes armen Mannes Tür bringt. Schnipsel von Wissenschaft, Denkkunst, Dichtkunst finden sich auf dem schlechtesten Zeitungspapier; daher zögern wir in jedem Hause eine Zeitungsnummer zu verbrennen, ehe wir sie durchgesehen haben.

Das Schiff, in der hochvollendeten Form unserer Zeit, bietet in verjüngtem Maßstab und auf kleinen Raum zusammengedrängt die sämtlichen Künste einer Nation: Steuerung nach Kompaß und Seekarte — Berechnung der Länge durch astronomische Beobachtung und mit Hilfe des Chronometers — Benutzung des Dampfes als Treibkraft — und in den wildesten Wellenbergen, in ungeheuerer Entfernung von der Heimat

> . . . da übertönet des Sturms Gebraus
> Seines eisernen Herzens Puls.

Keine Gewohnheit kann das Wunder verringern, daß so gewaltige Kräfte durch ein so schwaches Geschöpf gelenkt werden. Ich erinnere mich, daß ich bei einer Fahrt übers Meer die schöne Geschicklichkeit beobachtete, womit man die Schiffsmaschine durch ihre gewöhnliche beständige Arbeit zugleich stündlich zweihundert Gallonen Salzwasser in süßes Wasser umwandeln ließ und dadurch den ganzen Bedarf des Schiffes deckte.

Die Geschicklichkeit, die sich durch verwickelte Einzelheiten hindurchzufinden weiß; der Mann, der auf seinen eigenen Füßen steht; der Kamin, den man lehrt, seinen eigenen Rauch zu verbrennen; das Landgut, das man alles erzeugen läßt, was darauf verbraucht wird; sogar das Gefängnis, das sich

selber erhalten und noch einen Überschuß abwerfen muß, oder besser noch: das zu einer Reformschule umgewandelt wird, zu einer Arbeitsstätte, in der man aus Spitzbuben ehrliche Leute macht, wie der Dampfer Trinkwasser aus dem Meerwasser — dies alles sind Beispiele von dem Bestreben, Widerstreitendes zu verbinden und aus dem Bösen Nutzen zu gewinnen. Dieses Bestreben ist das Kennzeichen hoher Zivilisation.

Zivilisation ist das Ergebnis einer höchst sinnreich zusammengesetzten Organisation. Bei der Schlange befinden sich alle Organe in einem Futteral: keine Hände, keine Füße, keine Flossen, keine Flügel. Bei Vogel und Tier sind die Organe aus ihren Banden entlassen und beginnen sich frei zu bewegen. Beim Menschen sind sie alle ungebunden und voll von fröhlicher Bewegungsfähigkeit. Indem er so aus seinen Windeln herausgewickelt ist, empfängt er die vollkommene Erleuchtung, die wir Vernunft nennen, und damit wahre Freiheit.

Das Klima übt bei dieser Verbesserung einen großen Einfluß. Die höchste Zivilisation hat niemals die heißen Zonen geliebt. Überall wo Schnee fällt, herrscht der Regel nach bürgerliche Freiheit. Wo die Banane wächst, ist der Körper faul und verhätschelt auf Kosten höherer Eigenschaften: der Mensch ist sinnlich und grausam. Aber diese Werttafel hat auch ihre Ausnahmen. Eine hohe Entwickelung sittlichen Gefühls berichtigt die ungünstigen Einflüsse des Klimas, und einige unserer schönsten Beispiele von Erhabenheit von Menschen und Rassen entstammen Ländern, die dem Äquator nahe liegen. Ich nenne den Genius von Egypten, von Indien, von Arabien.

Die vorhin angeführten Leistungen sind Einzelzüge, nach denen man wohl den Grad von Zivilisation bemessen kann.

Ein gemäßigtes Klima ist dabei von großer Bedeutung, obwohl nicht ganz unentbehrlich, denn Gelehrsamkeit, Philosophie und Kunst hat es in Island und unter den Tropen gegeben. Aber eine Bedingung ist wesentlich für die gesellige Erziehung des Menschen — nämlich Sittlichkeit. Es kann keine hohe Zivilisation geben ohne eine tiefe Sittlichkeit, obwohl sie sich vielleicht nicht immer mit diesem Namen benennt, sondern sich etwa als Ehrliebe bezeichnet, wie zur Zeit des Ritterwesens, oder als Vaterlandsliebe, wie in den Republiken Sparta und Rom; oder als religiöse Begeisterung irgend einer neuen Sekte, die eine Tugend zum Glaubenssatz erhebt; oder als Kabalismus oder ‚Korpsgeist' einer freimaurerischen oder sonstigen Vereinigung von Freunden.

Die Entwickelung einer zu hohen Zielen bestimmten Gesellschaft muß sittlich sein; sie muß sich in den Geleisen der himmlischen Räder bewegen. Sie muß in ihren Zielen nach Allgemeinheit streben. Was ist sittlich? Daß man bei allem was man tut, auf allgemeine Ziele Bedacht nimmt. Hört die Erklärung, die Kant von sittlicher Lebensführung gibt: „Handle stets so, daß der unmittelbare Antrieb deines Willens zu einer allgemein gültigen Regel für alle vernunftbegabten Wesen dienen kann."

Zivilisation beruht auf Sittlichkeit. Alles Gute im Menschen lehnt sich an etwas Höheres an. Diese Regel gilt im kleinen wie im großen. So hängt beim Werk unserer Hände alle Stärke und aller Erfolg davon ab, ob wir uns die Hilfe der Elemente borgen können. Ihr habt gewiß einen Zimmermann auf der Leiter stehen sehen, wie er mit einer Axt von einem oberhalb befindlichen Balken Späne abschlägt. Wie ungeschickt! Mit welcher Unbequemlichkeit arbeitet er! Aber seht ihn auf ebener Erde, wie er den Balken unter sich be-

arbeitet! Jetzt saust nicht durch seine schwache Muskelkraft, sondern vermöge der Schwerkraft die Axt hernieder; das will besagen: unser Planet selber zerspleißt das Brett. Der Farmer hatte viel unter der Grobheit, Saumseligkeit und Arbeitsscheu seiner Sägeknechte zu leiden; da kam er eines Tages auf den Gedanken, seine Sägemühle an den Rand eines Wasserfalles zu stellen, und der Fluß wird niemals müde sein das Rad zu drehen: der Fluß ist gutmütig und hat niemals eine Einwendung zu machen.

Wir hatten Briefe zu schicken: Kuriere konnten nicht schnell genug, nicht weit genug reisen; zerbrachen ihre Wagen, stürzten mit ihren Pferden; schlechte Wege im Sommer, Schneetreiben im Winter, Gluthitze im Sommer; die Pferde waren nicht aus ihrem Bummeltrott herauszukriegen. Aber wir entdeckten, daß Luft und Erde voll von Elektrizität sind; von Elektrizität, die stets in unserer Richtung sich bewegt, genau den Weg, den wir sie zu schicken wünschen. Wollte sie 'ne Botschaft ausrichten? Nun, warum denn nicht? Sie hätte ja nichts anderes zu tun; würde die Sache im Nu besorgen. Nur ein Zweifel machte sich geltend, nur eine einzige Einwendung stolperte uns in den Weg: Frau Elektrizität hatte keinen Reisesack, keine sichtbaren Taschen, keine Hände, nicht mal 'nen Mund, um den Brief zwischen die Zähne nehmen zu können. Aber nach vielem Nachdenken und vielen Versuchen gelang es uns, die Bedingungen alle zu erfüllen, den Brief in solche unsichtbare, kompakte Form zu falten, daß Frau Elektrizität ihn in ihren unsichtbaren Taschen befördern kann, die nicht mit Nadel und Zwirn genäht worden sind — und dahin ging der Brief mit zauberhafter Geschwindigkeit!

Noch mehr als die Sägemühle bewundere ich den klugen Sinn, der am Meeresstrand von den Gezeiten die Mühle

treiben und das Korn mahlen läßt und so die Hilfe des Mondes anruft, der wie ein bezahlter Arbeiter mahlt, Lasten hebt, Wasser pumpt, Holz sägt, Steine behaut und Eisen walzt.

Seht, das ist Weisheit des Menschen, daß er in jedem Augenblick seiner Arbeit einen Stern vor seinen Wagen spannt und von den Göttern selber seine kleine Hausarbeit verrichten läßt. Das ist für uns die rechte Art stark zu sein: daß wir die Macht der Elemente borgen. Die Kräfte von Dampf, Schwerkraft, Elektrizität, Licht, Magnet, Wind, Feuer dienen uns tagaus, tagein und kosten uns nichts.

Unsere Astronomie ist voll von Beispielen, wie diese großartigen Helfer herbeigerufen worden sind. So macht sich auf einem so kleinen Planeten wie der unsrige ist, sehr bald der Mangel einer zweckmäßigen Basis für astronomische Messungen geltend, wie z. B. bei der Feststellung der Parallaxe eines Sternes. Aber der Astronom fand ein ganz einfaches Aushilfsmittel: er stellte durch eine Beobachtung den Platz eines Sternes fest, wartete sechs Monate, wiederholte die Beobachtung und hatte den Durchmesser der Erdbahn, d. h. dreihundertundzwanzig Millionen Kilometer, zwischen den Ort seiner ersten Beobachtung und den seiner zweiten gebracht, und diese Linie lieferte ihm eine ansehnliche Grundlinie seines Dreiecks.

Alle unsere Künste zielen darauf ab, uns dieses Vorteiles teilhaftig zu machen. Wir vermögen die himmlischen Kräfte nicht zu uns herabzubringen, aber wenn wir nur darauf achten, unsere Bestrebungen in Richtungen zu verlegen, in denen jene reisen, so übernehmen sie die Besorgung unserer Wünsche mit dem größten Vergnügen. Es ist ihr unabänderliches Gesetz, daß sie niemals von ihrer Bahn abweichen.

Wir sind flinke kleine Geschäftchenmacher, die überdiensteifrig bald hierhin, bald dorthin laufen; sie aber schwärmen niemals von den ihnen vorgezeichneten Pfaden ab — weder die Sonne noch der Mond, kein Luftbläschen und kein Staubkörnchen.

Und wie unserer Hände Arbeit sich die Elemente borgt, so beruht all unser gesellschaftliches und politisches Tun auf Grundsätzen. Um irgend etwas Ausgezeichnetes fertig zu bringen, muß der Wille für allgemeine und ewige Zwecke schaffen. Ein schwächliches Geschöpf, auf allen Seiten von Kerkerwänden umschlossen — wie Daniel sang:

Wer über sich selber hinaus nicht kann,
Wie schwach und kläglich ist solch ein Mann —

aber wenn sein Wille sich auf ein Prinzip stützt, wenn er der Träger von Ideen ist, dann borgt er ihre Allmacht. Gibraltar ist stark, aber Ideen sind unbezwinglich und übertragen auf den Helden ihre Unbesieglichkeit. „Dieser Krieg war eine große Lehre," sagte ein Frommer in Cromwells Krieg, „daß der beste Mut nur ein Strahl des Allmächtigen ist." Spannt einen Stern vor euren Wagen! Laßt uns nicht in kümmerlichen Arbeiten uns mühen, die nur dem Kochtopf und dem Geldbeutel dienen! Laßt uns nicht lügen und stehlen! Kein Gott wird uns helfen. Wir werden finden, daß alle ihre Gespanne eine andere Richtung einschlagen: der große Wagen, Orion, Löwe, Herkules: jeder Gott wird uns im Stich lassen. Arbeitet lieber für die Interessen, die von den Gottheiten geehrt und gefördert werden: Gerechtigkeit, Liebe, Freiheit, Wissenschaft, allgemeiner Nutzen.

Wenn wir so in olympischen Wagen fahren können, indem wir unsere Werke in die Pfade der himmlischen Sternenbahnen lenken, so können wir andererseits auch Kräfte des Bösen an-

schirren, die Mächte der Finsternis, und können sie zwingen, gegen ihren Willen den Zwecken der Weisheit und der Tugend zu dienen. So legt z. B. eine kluge Regierung Bußen und Geldstrafen auf unterhaltsame Laster. Was für einen Gewinn würde die amerikanische Regierung, die noch nicht aus ihrer drückenden Geldnot erlöst ist, sich selber und jeder Stadt, jedem Städtchen, jedem Dorf in den Vereinigten Staaten erweisen, wenn sie Whisky und Rum mit einer Abgabe belegte, die beinahe einem Verbot gleichkäme! War's nicht Bonaparte, der da sagte, er fände, daß die Laster sehr gute Patrioten seien? Die Liebe zum Branntwein brächte ihm fünf Millionen ein, und er möchte recht gerne wissen, welche von den Tugenden ihm ebensoviel bezahlen würde. Tabak und Opium haben breite Schultern und werden mit Vergnügen die Lasten von Armeen tragen, wenn ihr sie für die Freude, die sie gewähren, und für das Unheil, das sie anrichten, teuer bezahlen laßt.

Dies sind Einzelzüge und Maßstäbe und Auffassungen; der zuverlässigste Wertmesser der Zivilisation aber ist nicht die Volkszählung, nicht die Größe der Städte, nicht der Ernteertrag — nein, sondern die Art von Menschen, die das Land hervorbringt. Ich sehe die ungeheuren Vorteile unseres Landes, das die ganze Breite der gemäßigten Zone umspannt. Ich sehe die unermeßliche materielle Wohlfahrt: Stadt an Stadt, Staat an Staat, Reichtum, der sich in den kernfesten Bauwerken von Städten emportürmt; Kaliforniens Quarzberge werden in Neuyork ausgeladen, um in architektonischer Gestalt die ganze Küste entlang von Kanada bis Kuba wieder aufgetürmt zu werden, und von Kuba westwärts wieder bis Kalifornien. Aber nicht Neuyorks Straßen, die durch Arbeiter und Geldmittel aller Nationen erbaut sind, nicht sie — obwohl sie sich bis an das Weichbild von Philadelphia erstrecken

und nordwärts, bis sie New Haven, Hartford, Springfield, Worcester und Boston berühren — nicht sie geben den richtigen Wertmesser ab. Aber wenn ich mir die Konstellation von Großstädten ansehe, die das Land beleben und zieren, und wenn ich sehe, wie wenig die Regierung mit ihrem alltäglichen Leben zu tun hat, wie jede Familie sich selber zu helfen und selber zu raten weiß — Haufen von Menschen in rein natürlichen Vereinigungen — Handelsgesellschaften, Vereinigungen, die durch Bande des Blutes, durch gastfreundliche Gewohnheiten zusammengehalten werden — Haus an Haus — wechselseitige Beeinflussung der Menschen durch gewichtigere Meinung, durch älteren oder besser gelenkten Gewerbefleiß — die versittlichende Stellung der Frau — die Förderung, die der Jugend und Arbeit durch Erfahrung und dauernde Ursachen zuteil wird — wenn ich sehe, wie jede tugendhafte und geistig bedeutende Persönlichkeit, die allgemein geehrt wird, in inniger Freundschaft mit Dutzenden von ausgezeichneten Menschen lebt, die man außerhalb ihres Wohnortes nicht kennt, wie der Berühmte vielleicht mit gutem Grunde in diesen Freunden Menschen schätzt, die an Tugend und an symmetrischer Kraft ihrer Gaben über ihm stehen: so sehe ich, was für einen Inhaltswert Amerika besitzt und darin ein besseres Zeugniß der Zivilisation als in großen Städten oder ungeheurem Reichtum.

Genau genommen sind nur die sittlichen und geistigen Fortschritte wirkliche Verbesserungen. Das Auftreten des Hebräers Moses, des Inders Buddha; in Griechenland: der Sieben Weisen, des scharfsinnigen und aufrechten Sokrates und des Stoikers Zeno; in Judäa: das Erscheinen Jesu; in der neuzeitlichen Christenheit das Wirken der Realisten Huß, Savonarola, Luther — dies alles sind fortwirkende Ereignisse, die

ganze Menschengeschlechter zu neuer Überzeugung mit sich fortreißen und das Niveau des Lebens erhöhen. Gegenüber solchen Triebkräften ist es frivol, wenn man viel Aufhebens macht von der Erfindung der Buchdruckerkunst oder des Schießpulvers, der Dampfkraft oder des Leuchtgases, der Zündhütchen oder Gummischuhe. Das alles ist Tand — Scherzprodukte jener Sicherheit, Freiheit und Heiterkeit, die eine gesunde Sittlichkeit in der Gesellschaft erzeugt. Diese Künste fügen unserem häuslichen und öffentlichen Leben eine gewisse Behaglichkeit und Bequemlichkeit hinzu, aber eine reinere Sittlichkeit, die die Flamme des Genius entzündet, die die Zivilisation zivilisiert, die läßt alles, was wir sonst verehrten, in nüchterne Alltäglichkeit zurücktreten: wie die Flamme des Öllämpchens einen Schatten wirft, wenn sie von elektrischem Licht bestrahlt wird. Nichtsdestoweniger werden die allgemein verständlichen Maßstäbe für Fortschritt stets Künste und Gesetze sein.

Aber wenn es ein Land gibt, das keine einzige dieser Prüfungen zu bestehen vermag; ein Land, wo Wissen nicht verbreitet werden kann, ohne von Pöbeljustiz und Gesetzesjustiz bedroht zu werden; wo das Wort nicht frei ist; wo die Post vergewaltigt wird, Briefsäcke geöffnet und Briefe gefälscht werden; wo Forderungen ausländischer Gläubiger an Staat und Private nicht anerkannt werden; wo die Freiheit in der ursprünglichsten Einrichtung gesellschaftlichen Lebens angegriffen wird; wo die Stellung der weißen Frau in beschimpfender Weise durch die Ächtung der schwarzen Frau beeinträchtigt wird; wo die Künste, soweit sie überhaupt vorhanden sind, von draußen eingeführt werden und nicht einheimisch werden wollen; wo der Arbeiter des Erträgnisses seiner eigenen Hände nicht sicher ist; wo das Stimmrecht nicht frei oder nicht gleich ist: dieses Land ist in allen diesen Hin-

sichten nicht zivilisiert, sondern barbarisch; und keine natürlichen Vorteile des Bodens, des Klimas, einer häfenreichen Seeküste vermögen gegenüber solchen selbstmörderischen Verbrechen standzuhalten.

Sittlichkeit und alle Zubehöre der Sittlichkeit sind für Zivilisation wesentlich wie für den Bürger Gerechtigkeit und persönliche Freiheit wesentlich ist. Montesquieu sagt: „Ein Land steht in hoher Kultur nicht insofern es fruchtbar, sondern insofern es frei ist." Und diese Bemerkung gilt nicht weniger, sondern sogar noch mehr von der menschlichen Kultur als von der Bestellung des Ackers. Und der höchste Beweis von Zivilisation ist es, wenn die ganze öffentliche Tätigkeit des Staates darauf verwandt wird, der größtmöglichen Zahl seiner Einwohner die höchstmögliche Wohlfahrt zu sichern.

Kunst

Alle Gebiete unseres gegenwärtigen Lebens — Handel, Politik, Literatur, Wissenschaft oder Religion — scheinen die Einheit ihres Gesetzes zu empfinden und danach zu ringen, dieser Einheit Ausdruck zu verleihen. Sie sind Strahlen einer Sonne! Jedes von ihnen überträgt den Sinn des anderen in eine neue Sprache. Sie sind erhaben, wenn man sie als Ausstrahlungen einer Notwendigkeit ansieht, die sich von dem gewöhnlichen Schicksal dadurch unterscheidet, daß sie augenblicklich und lebendig ist und den Menschen sowohl wie seine Werke in ihrer flutenden Wohltat auflöst. Dieser Einfluß ist besonders auffällig sichtbar in den Grundgesetzen und in der Geschichte der Kunst.

Auf der einen Seite durch Denken und Instinkt in ursprünglicher Verbindung mit der absoluten Wahrheit, strebt der menschliche Geist auf der anderen Seite mit gleicher Naturnotwendigkeit nach Veröffentlichung und Verkörperung seines Gedankens, der freilich verändert und verkleinert ist durch die Unreinheit und Unwahrheit, die, wie uns alle unsere Erfahrung lehrt, die Individualität bemakeln, durch die der Gedanke hindurchgeht. Das Kind leidet nicht nur, sondern

weint auch; hungert nicht nur, sondern ißt auch. Der Mann denkt nicht nur, sondern spricht auch und handelt. Jeder Gedanke, der im Geiste aufsteigt, bestrebt sich in seinem Aufsteigen aus der Seele herauszukommen und zur Tat zu werden — gerade wie jede Pflanze im selben Augenblick, wo der Keim die Hülle durchbricht, zum Licht emporstrebt. Der Gedanke ist das Saatkorn der Tat; aber die Tat ist genau so die zweite Form des Gedankens, wie der Gedanke die erste Form der Tat ist. Sie erhebt sich im Gedanken, um geäußert und vollbracht zu werden. Je tiefer der Gedanke ist, desto schwerer lastet er. Je tiefer der Sinn des Gedankens, desto dringlicher klopft er an die Türen der Seele. Er will gesprochen, er will getan werden. Was drinnen ist, will heraus. Es ringt danach, geboren zu werden. Sprechen ist eine große Lust, und Handeln ist eine große Lust; sie lassen sich nicht hintenanhalten.

Die Äußerung von Denken und Fühlen in Sprache und Tat kann bewußt oder unbewußt sein — das saugende Kind handelt unbewußt. In der höchsten Erregung von Angst oder Zorn handelt der Mensch unbewußt. Ein großer Teil unserer gewohnheitsmäßigen Handlungen wird unbewußt vollbracht und viele unserer notwendigen Wörter werden unbewußt gesagt.

Die zu irgend einem Zweck erfolgende bewußte Äußerung eines Gedankens durch Wort oder Tat ist Kunst. Vom ersten nachahmenden Gepappel des Kindes bis zum Despotismus der Beredsamkeit, vom ersten Baukastenturm oder Spahnbrückenbau zum Mauerwerk des Minot Rock-Leuchtturms oder der Pacific-Eisenbahn, von der Tätowierung der Owhyhees bis zur Vatikanischen Galerie, vom einfachsten Aushilfsmittel eines klugen Privatmanns bis zur Amerikanischen Verfassung — von ihren ersten bis zu ihren letzten Werken ist Kunst

gewollte Anwendung des Geistes und Kombination von Dingen, die ihren Zwecken dienen. Der Wille gibt der Kunst das Unterscheidungsmerkmal einer geistigen Tat. Auf sie selber bezogen, haben die Biene, der Vogel, der Biber keine Kunst; denn was sie tun, tun sie instinktmäßig; aber auf das Höchste Wesen bezogen, haben sie Kunst. Und das Gleiche gilt von allem unbewußten Tun: auf den Handelnden bezogen, ist es Instinkt; auf den Urgrund aller Dinge bezogen, ist es Kunst. In diesem Sinne erkannte Plato den Geist, der die Natur belehrt, und sagte ganz richtig: Die Dinge, die nach dem landläufigen Ausdruck durch die Natur vollbracht werden, vollbringt in Wirklichkeit göttliche Kunst! Kunst, in ihrer Allgemeinheit erfaßt, ist der schöpferische Geist. Aristoteles definierte sie: „Die Ursache der Sache, ohne die Materie."

Wenn wir uns die volkstümliche Unterscheidung von Werken nach ihrem Zweck zu eigen machten, so dürften wir sagen: Der Geist bezweckt in seinem Schaffen entweder Nutzen oder Schönheit, daher scheidet die Kunst sich in die nützlichen und in die schönen Künste.

Die nützlichen Künste umfassen nicht nur diejenigen, die dem Instinkt zunächst liegen, wie Ackerbau, Bauen, Weben u. s. w., sondern auch Schiffahrt, praktische Chemie und die Verfertigung aller der großartigen und feinen Werkzeuge, deren der Mensch sich bedient: z. B. die Sprache, die Uhr, das Schiff, die Dezimalzahl; ferner auch die Wissenschaften, insofern sie der Volkswirtschaft dienstbar gemacht sind.

Wenn wir über das Vergnügen nachdenken, das wir von einem Schiff, einer Eisenbahn, einem Trockendock empfangen; oder von einem Gemälde, einer Theatervorstellung, einer Bildsäule, einem Gedicht — so finden wir, daß diese Dinge nicht einen völlig einfachen, sondern einen gemischten Ursprung

haben. Wir finden, daß die Frage: „Was ist Kunst?" uns unmittelbar auf eine andere bringt: „Wer ist der Künstler?" Und die Lösung dieser Frage ist der Schlüssel zur Geschichte der Kunst.

Ich beeile mich das Prinzip aufzustellen, das durch verschiedene Mittel sein festes Gesetz den nützlichen und den schönen Künsten vorschreibt. Das Gesetz ist dieses: die weltumfassende Seele ist die einzige Schöpferin des Nützlichen und des Schönen. Darum muß, damit etwas Nützliches oder Schönes entstehe, das Individuelle dem weltumfassenden Geiste untergestellt werden.

Wir wollen diesen Satz zunächst in Beziehung auf die nützlichen Künste betrachten. Hier ist die allmächtige Vermittlerin die Natur; alle menschlichen Handlungen sind Trabanten ihrer Kreisbahn. Natur ist die Vertreterin des weltumfassenden Geistes und so ergibt sich das Gesetz: daß die Kunst eine Ergänzung zur Natur sein muß und durchaus nur ein Hilfsmittel derselben sein kann. Man hat im Hinblick auf die großen Bauwerke der alten Römer — ihre Wasserleitungen und Brücken — gesagt, ihre Kunst sei eine Natur gewesen, die zu Gemeindeverwaltungszwecken geschaffen habe. Dies ist eine treffende Bezeichnung aller echten Werke nützlicher Kunst. Smeaton baute den Eddyson-Leuchtturm nach dem Vorbild eines Eichbaumes, der von allen in der Natur vorkommenden Formen am besten geeignet sei, einer beständig angreifenden Kraft Widerstand zu leisten. Dollond bildete sein achromatisches Fernrohr nach dem Modell des menschlichen Auges. Duhamel baute eine Brücke, indem er der Mitte der Unterseite ein Stück stärkeren Holzes unterlegte; hierbei machte er sich einen Wink zu nutze, den ihm der Bau des Schienbeines gab.

Die erste und letzte Lehre der nützlichen Künste ist, daß die Natur als Tyrannin über unseren Werken gebietet. Sie müssen ihrem Gesetz gemäß gebildet sein oder sie werden durch ihre allgegenwärtige Tätigkeit zu Staub gemahlen werden. Nichts Putziges, nichts Launenhaftes hat Bestand. Die Natur mischt sich immer in die Angelegenheiten der Kunst ein. Du kannst dein Haus oder deine Pagode nicht so bauen, wie du willst, sondern nur so, wie du mußt. Deine Laune langt schnell bei ihrer Grenze an. Der schiefe Turm kann nur bis zu einem gewissen Grade sich überlehnen. Das Veranda- oder Pagodendach kann nur bis zu einem gewissen Punkt in einer Kurve sich aufwärts biegen. Die Abschüssigkeit deines Daches wird bestimmt durch das Gewicht der Schneelast, die es zu tragen hat. Nur innerhalb enger Grenzen kann die Entscheidung des Baumeisters sich bewegen: Schwerkraft, Wind, Sonne, Regen, die Größe von Menschen und Tieren u. dgl. haben mehr zu sagen als er. Das Gesetz der Flüssigkeiten schreibt die Gestalt des Bootes vor — Kiel, Steuer und Bug — und, in der dünneren Flüssigkeit oben, die Form und Takelung der Segel. Der Mensch scheint in Bezug auf seine Werkzeuge keine freie Wahl zu haben, sondern einfach von der Natur lernen zu müssen, was sich am besten schicken wird, wie wenn er eine Schraube oder eine Tür passend zu machen hätte. Unter der Aufsicht einer so allmächtigen Notwendigkeit erscheint recht unbedeutend, was in des Menschen Leben künstlich ist. Er empfängt, wie es scheint, seine Aufgaben so bis ins Kleinste hinein nach Anweisungen der Natur, daß sein Werk gleichsam das ihrige wird und daß er nicht länger frei ist.

Aber wenn wir innerhalb dieser Grenzen arbeiten, schenkt Natur uns all unsere Stärke. Jede gewaltige Tat wird da-

durch vollbracht, daß wir die Kräfte der Natur auf unseren Gegenstand wirken lassen. Nicht mit unserer eigenen Kraft mahlen wir Korn oder setzen den Webstuhl in Bewegung, sondern wir bauen eine Mühle in solcher Lage, daß wir den Nordwind auf unserem Instrument spielen lassen, oder wir bedienen uns der dehnbaren Gestalt des Dampfes oder der Ebbe und Flut des Meeres. So tun wir auch bei unserer Handarbeit weniges nur durch Muskelkraft, sondern bringen uns in solche Stellungen, daß wir die Stärke der Schwerkraft, d. h. das ganze Gewicht unseres Planeten, als Helferin des von uns geführten Spatens oder Beiles wirken lassen. Kurz, bei allen unseren Verrichtungen suchen wir nicht unsere eigene Kraft zu benutzen, sondern eine ganz unbegrenzte Kraft wirken zu lassen.

Betrachten wir jetzt dieses Gesetz in seinen Beziehungen zu den Werken, deren Endzweck Schönheit ist, also zu den Erzeugnissen der schönen Künste. Auch hier ist die zumeist in die Augen springende Tatsache die Unterordnung des Menschen. Seine Kunst ist der geringste Teil seines Kunstwerkes. Ein großer Abzug ist zu machen, ehe wir seinen eignen Beitrag dazu feststellen können.

Musik, Beredsamkeit, Dichtung, Malerei, Bildhauerei, Baukunst. Dies ist eine summarische Aufzählung der schönen Künste. Rhetorik lasse ich aus, da sie lediglich mit Beredsamkeit und Dichtkunst zusammenfällt. Baukunst und Beredsamkeit sind gemischte Künste, deren Zweck zuweilen Schönheit ist und zuweilen Nutzen.

Wir werden sehen, daß in jeder dieser Künste viel Ungeistiges ist. Jede hat eine materielle Grundlage und bei jeder wird der schaffende Geist bis zu einem gewissen Grade durch den Stoff gelähmt, den er bearbeitet. Die Grundlage der Dichtkunst ist die Sprache, die nur zur Hälfte materiell

ist. Sie ist eine Halbgöttin. Da sie jedoch ursprünglich den gewöhnlichen Bedürfnissen des Menschen dient, so ist sie nicht vom Dichter für seine eigenen Zwecke neu geschaffen worden.

Die Grundlage der Musik sind die Eigenschaften der Luft und die Schwingungen tönender Körper. Die Schwingung eines straff gespannten Fadens oder Drahtes gibt dem Ohr die Freude eines süßen Tones, bevor noch der Musiker diese Freude durch Zusammenklang und Kombination erhöht hat.

Beredsamkeit, sofern sie als eine schöne Kunst in Betracht kommt, hängt gar sehr von der körperlichen Beschaffenheit des Redners ab, vom Klang seiner Stimme, von seiner physischen Kraft, vom Spiel seiner Augen und Mienen. Alles dieses ist vom rein geistigen Genuß abzuziehen, darf also nicht der Kunst als Verdienst angerechnet werden, sondern ist der Natur zuzuschreiben.

In der Malerei regen helle Farben das Auge an, ehe sie noch in einem Landschaftsbilde in Harmonie gebracht sind. In der Bildhauerei und Baukunst verursacht das Material, wie Marmor oder Granit, und in der Baukunst die Masse großen Genuß, der von der künstlerischen Anordnung ganz unabhängig ist. Die Kunst beruht im Modell, im Plan; denn hierauf wird der Genius des Künstlers verwendet, nicht auf die Statue oder den Tempel. Und wenn das geglättete Standbild aus blendendem Marmor das Tonmodell übertrifft, wenn die aus Granit gebaute Kathedrale oder Pyramide viel eindruckvoller ist als ihr auf Papier entworfener Grundriß, so schulden diese Kunstwerke ihren Überschuß an Schönheit nicht der Kunst sondern der Natur.

Ja, es ist zu Gunsten der Natur vom Genius des Künstlers ein noch größerer Abzug zu machen, als ich bis jetzt dargelegt habe.

Ein Wirrwarr musikalischer Töne, worin auf einer Geige oder Flöte der Rhythmus der Melodie gespielt wird, ohne daß eine einzige von den Noten richtig ist, bereitet dem ungeschulten Ohr Vergnügen. Eine sehr rohe Nachahmung der menschlichen Gestalt auf Leinwand oder in Wachs, eine flüchtige Farbenskizze einer Landschaft, wobei es nur auf Nachahmung abgesehen ist — sie machen dem ungeübten Auge der Ungebildeten, die nicht einen feinen geistigen Genuß verlangen, fast ebenso viel Vergnügen wie eine Statue von Canova oder ein Gemälde von Tizian.

Und in der Statue von Canova oder dem Gemälde von Tizian gewähren der Marmor, die Farben einen großen Teil des Vergnügens; sie sind die Grundlage, auf der der schöne Geist ein höheres Entzücken aufbaut, aber sie sind dazu unentbehrlich.

Ferner muß vom Genius des Künstlers abgezogen werden, was in seiner Kunst konventionell ist; dieses bildet bei jedem Kunstwerk einen großen Teil. Wieviel Nichtoriginales gibt es in jedem einzelnen Gebäude, in jeder Bildsäule, in jeder Melodie, Malerei, Dichtung oder Rede! Hierzu ist zu rechnen alles Nationale oder Herkömmliche, wie z. B. der Gebrauch, alle römischen Kirchen in der Form eines Kreuzes zu bauen, die vorgeschriebene Anordnung der einzelnen Teile eines Theaters, die Sitte, eine Statue mit klassischer Gewandung zu bekleiden. Wer wollte aber leugnen, daß der rein konventionelle Teil der Leistung viel zu ihrer Wirkung beiträgt?

Jetzt noch eine Betrachtung, und wir haben, glaube ich, alle Abzüge aufgezählt, die bei jedem Werk vom Genius des Künstlers zu machen sind. Dies ist das Zufällige. So ist das Vergnügen, das ein edler Tempel uns bereitet, nur zum Teil dem Tempel selber zuzuschreiben. Es wird erhöht

durch die Schönheit des Sonnenlichts, das Spiel der Wolken, die umgebende Landschaft, die Lage inmitten der benachbarten Häuser, Bäume und Türme. Die Freude an Beredsamkeit rührt oftmals zum größten Teil von dem Anreiz der Gelegenheit her, durch die die Rede veranlaßt ist — dem Zauber der Sympathie, die das Gefühl jedes Einzelnen erhöht, indem sie das Fühlen aller auf ihn ausstrahlt.

Die Wirkung der Musik hängt gar sehr von dem Ort ab — der Kirche, oder dem Spaziergang im Mondenschein — oder von der Gesellschaft; oder, wenn wir sie von der Bühne hören, so kommt es darauf an, was voran gegangen war; und auch die Erwartung, was nachher kommen werde, tut viel! In der Dichtung „verhilft mehr die Überlieferung als Erfindungsgabe dem Dichter zu einer guten Fabel". Die zufällige Schönheit von Poesie können wir in dem größeren Entzücken erkennen, das oft ein Vers in glücklicher Zitierung erweckt, als wenn wir ihn im Gedicht lesen.

Es ist ein eigentümlicher Beweis für unsere Überzeugung, daß der Künstler selber sich nicht als Erzeuger seines Werkes fühlt und über dessen Wirkung ebenso überrascht ist wie wir; daher sträuben wir uns so, die besten Empfindungen, die jedes Kunstwerk in uns erregt, dem Urheber desselben zuzuschreiben. Das höchste Lob, das wir irgend einem Dichter, Maler, Bildhauer, Baumeister erteilen können ist das, daß er wirklich den Gedanken oder das Gefühl besaß, die er uns eingeflößt hat. Wir zaudern, Spenser eine so große Ehre zu erweisen und zu glauben, daß er mit seiner Allegorie den Sinn beabsichtigt habe, den wir ihr beilegen. Wir mißgönnen Homer den weitumfassenden Blick für alles Menschliche, den seine Erklärer ihm zuschreiben. Selbst Shakespeare, von dem wir alles glauben können, hat nach unserer Meinung Schulden

bei Goethe und bei Coleridge für die Weisheit, die sie in seinem Hamlet und Antonius entdecken. Besonders haben wir zu zeitgenössischen Geistern dieses mangelhafte Zutrauen. Wir fürchten, Allston und Greenough hätten nicht die ganze Wirkung, die sie auf uns ausüben, vorhergesehen und beabsichtigt.

Unsere Künste sind glückliche Treffer. Wir gleichen dem Musiker auf dem See, dessen Melodie süßer ist, als er weiß; oder dem Reisenden im Gebirg, dem zu seiner Überraschung ein Echo triviale Worte in romantischen Donnern zurückwirft.

Angesichts dieser Tatsachen sage ich: Die Macht der Natur überwiegt gegenüber dem menschlichen Willen in allen Werken auch der schönen Künste, soweit der Stoff und äußere Umstände in Betracht kommen. Die Natur malt den besten Teil des Bildes; meißelt den besten Teil der Statue; baut den besten Teil des Hauses; und spricht den besten Teil der Rede. Denn alle jene Vorzüge, auf die ich hingewiesen habe, hat der Künstler nicht bewußter Weise hervorgebracht. Er rechnete auf ihre Hilfe, er ging ihnen entgegen, um von einigen von ihnen Hilfe zu empfangen; aber er sah, daß sein Pflanzen und sein Bewässern auf den Sonnenschein der Natur warteten, oder eitel waren.

Gehen wir jetzt zur Betrachtung des Gesetzes über, das wir zu Anfang dieses Essays aufgestellt haben, insofern es den rein geistigen Teil eines Kunstwerkes betrifft.

Wie bei einer nützlichen Kunst, soweit sie nützlich ist, das Werk den Gesetzen der Natur strenge untergeordnet sein muß, so daß es eine Art Fortsetzung und ja nicht ein Widerspruch der Natur wird: so müssen bei einer Kunst, die auf Schönheit absieht, die Teile der idealen Natur untergeordnet sein und von allem Individuellen muß Abstand genommen werden,

so daß es die Hervorbringung der weltumfassenden Seele sein wird. Der Künstler, der ein Werk hervorbringen soll, das bewundert wird, nicht nur von seinen Freunden oder Stadtgenossen oder Zeitgenossen, sondern von allen Menschen, und das dem Auge umso schöner erscheinen soll, je höhere Kultur das Auge besitzt — ein solcher Künstler muß seine Individualität abtun, muß ein Mann sein, der keiner Partei, keinem Landesbrauch, keinem Zeitalter angehört, sondern einer, durch den die Seele aller Menschen strömt, wie die gemeinsame Luft durch seine Lungen. Er muß in dem Geiste arbeiten, in dem nach unserer Auffassung ein Prophet spricht oder ein Engel des Herrn handelt — das heißt: er darf nicht seine eigenen Worte sprechen oder seine eigenen Werke tun oder seine eigenen Gedanken denken, sondern er muß ein Organ sein, durch das der Weltgeist handelt.

Als ich von den nützlichen Künsten sprach, wies ich auf die Tatsache hin, daß wir nicht durch unsere Muskelkraft graben oder mahlen oder hacken, sondern indem wir das Gewicht des Planeten auf den Spaten, die Axt oder die Treibstange des Mühlstuhls wirken lassen. Genau diesem entsprechend ist bei den schönen Künsten die Art unserer geistigen Arbeit. Wir trachten unsere Individualität von Betätigung zurück zu halten; in dem Grade, wie wir unsere Ichsucht, unser Vorurteil, unseren Willen beiseite schieben und die Allmacht der Vernunft auf den uns vorliegenden Gegenstand wirken lassen können, in dem Grade ist das Werk vollkommen. Shakespeares Wunder sind Dinge, die er sah, während er zur Seite stand; nachher kehrte er zurück, sie aufzuzeichnen. Der Dichter strebt darnach, unbewußt Beobachtungen zu machen, seinem Denken Dinge zu unterwerfen, die er ohne (bewußtes) Denken gesehen hat.

In der Beredsamkeit entstehen die großen Triumphe, wenn der Redner über sich selber emporgehoben wird; wenn er mit vollem Bewußtsein sich selber nur zur Zunge der Gelegenheit und der Stunde macht, wenn er sagt, was durchaus gesagt werden muß. Daher der Ausdruck ‚Selbstvergessenheit', um die völlige Hingebung des Redners zu bezeichnen. Nicht sein Wille, sondern das Prinzip, das ihn gleichsam wie der Rücken eines Pferdes trägt, die große Verbindung und Krisis der Ereignisse, donnern in das Ohr der Menge.

In der Dichtkunst, wo jedes Wort frei ist, ist jedes Wort notwendig. Gute Poesie hätte nicht anders geschrieben sein können als wie sie ist. Wenn du eine solche Dichtung zum erstenmale hörst, klingt sie dir, als sei sie von irgend einer unsichtbaren Tafel im ewigen Geiste abgeschrieben, und nicht, als sei sie willkürlich vom Poeten zusammengestellt. So haben alle großen Dichter gefühlt. Sie fanden den Vers, sie machten ihn nicht. Die Muse brachte ihn zu ihnen.

Und in der Bildhauerei: hat je ein Mensch den Apollo ein Phantasiestück genannt? oder angeben können, wie der Laokoon anders gemacht werden könnte? Ein Meisterwerk der Kunst hat in unserem Geiste seinen bestimmten Platz in der Kette alles Existierenden, so gut wie eine Pflanze oder ein Kristall.

Die ganze Ausdrucksweise der Menschen, besonders der Künstler, in Bezug auf diesen Gegenstand, deutet auf die Überzeugung hin, daß jedes Kunstwerk, mehr oder weniger je nach seiner Vortrefflichkeit, an der unbeirrten Genauigkeit des Schicksals teilnimmt: Da war keine Gelegenheit zu freier Wahl, kein Spielraum für Laune; denn in dem Augenblick oder in der Aufeinanderfolge von Augenblicken, worin die Form dieses Kunstwerks erblickt wurde, da waren die eisernen

Augenlider der Vernunft geöffnet, die für gewöhnlich zu schwerem Schlafe geschlossen sind. Durch den Geist des Einzelmenschen ergoß sich in dem Augenblick der Geist der Menschheit.

Es gibt nur eine Vernunft. Der Geist, der die Welt schuf, ist nicht ein Geist, sondern der Geist. Jeder Mensch ist ein Weg, der zu dem Einen führt, und zu allen Teilen des Einen. Und jedes Kunstwerk ist eine mehr oder weniger reine Offenbarung des Einen. Daher gelangen wir zu dem Schluß — den ich als eine Bestätigung der ganzen Ansicht darbiete — daß das Entzücken, welches ein Kunstwerk gewährt, daraus entspringt, daß wir darin den Geist, der die Natur bildete, wieder in tätigem Schaffen gewahren.

Das Kunstwerk unterscheidet sich darin von den Werken der Natur, daß diese organisch zeugungsfähig sind. Das ist das Kunstwerk nicht; aber geistig ist es fruchtbar durch seine mächtige Wirkung auf die Intellekte der Menschen.

Hieraus folgt, daß das Studium wundervoller Kunstwerke unsere Empfindungsfähigkeit für die Schönheit der Natur schärft; daß allen Wundern der Natur wie der Kunst eine gewisse Analogie eigen ist; daß die Betrachtung eines Werkes großer Kunst uns in eine Stimmung versetzt, die wir religiös nennen können. Sie steht auf gleicher Höhe mit allen erhabenen Gefühlen.

Dem absoluten Geiste entstammend, dessen Natur Güte so eigen ist wie Wahrheit, stehen die großen Werke immer auch mit der sittlichen Natur in Einklang. Wie Erde und Meer besser zur Tugend stimmen als zum Laster, so auch die Meisterwerke der Kunst. Die Galerien antiker Bildwerke in Neapel und Rom wirken durch nichts tiefer auf den Geist als durch den Gegensatz der Reinheit und Strenge dieser schönen alten Köpfe zu der Frivolität und der Plumpheit des Pöbels, der

sie ausstellt, und des Pöbels, der sie angafft. Auf ihren Gesichtern liegt der Ausdruck des Neugeborenen — es ist das Antlitz des Menschen in der Morgenstunde der Welt. Auf diesen erhabenen Zügen ist kein Makel von Trägheit, Üppigkeit oder Gemeinheit, und sie überraschen uns mit einer sittlichen Mahnung, indem sie zu uns nichts von dem sagen, was um uns ist, sondern uns an die duftigen Gedanken und die reinsten Vorsätze der Jugend erinnern.

Hierin liegt die Erklärung der Übereinstimmungen, die wir in allen Künsten finden. Sie sind das Wiedererscheinen eines Geistes, der in mancherlei Stoffen zu mancherlei zeitlichen Zwecken schafft. Rafael malt Weisheit, Händel singt sie, Phidias meißelt sie, Shakespeare schreibt sie, Wren baut sie, Columbus segelt sie, Luther predigt sie; sie ist in Washingtons Waffentaten, in Watts mechanischen Erfindungen. Man hat Malerei ‚stumme Poesie' genannt und Poesie ‚redende Malerei'. Die Gesetze jeder Kunst lassen sich auf jede andere Kunst anwenden.

Hierin haben wir eine Erklärung für die Notwendigkeit, die im ganzen Reiche der Kunst herrscht.

Der ewigen Vernunft, der einen und vollkommenen, entstammend beruht alles Schöne auf der Grundlage des Notwendigen. Nichts ist an der Schönheit willkürlich, nichts ist isoliert. Immer und immerdar hängt sie von dem Notwendigen und dem Nützlichen ab. Das Gefieder des Vogels, das mimische Kleid des Insekts haben einen Grund für ihre bunten Farben in der körperlichen Beschaffenheit des Tieres. Zweckmäßigkeit ist ein so untrennbares Zubehör der Schönheit, daß man sie geradezu für Schönheit erklärt hat. Die Form, die in der vollkommensten Weise einem Zweck entspricht, ist insoweit auch schön. Wenn wir ein edles Bauwerk sehen, dessen

einzelne Teile in schönem Einklang stehen, so fühlen wir genau, wie wenn wir ein vollkommenes Lied hören, daß es geistig organisch ist; will sagen: daß es in der Natur eine Notwendigkeit für sein Dasein hatte, eine von den möglichen Formen im göttlichen Geiste war und jetzt vom Künstler nur entdeckt und ausgeführt, nicht willkürlich von ihm erfunden ist.

Und so hat jedes echte Kunstwerk ebensoviel Daseinsberechtigung wie die Erde und die Sonne. Der fröhlichste Zauber der Schönheit wurzelt im Wesen der Dinge. Homers Ilias, Davids Psalmen, Pindars Oden, die Tragödien des Äschylos, die dorischen Tempel, die gotischen Dome, die Shakespeareschen Schauspiele, sie alle wurden nicht zum Zeitvertreib geschaffen, sondern in heiligem Ernst, unter Tränen und Lachen leidender und liebender Menschen.

Von diesem Standpunkt betrachtet wird die Geschichte der Kunst verständlich, und noch mehr: wird ein höchst angenehmes Studium. Wir sehen, wie jedes Kunstwerk unwiderstehlich der Notwendigkeit entsprang und, nicht genug damit, seine Form durch den belehrenden Wink der Natur erhielt. Schön ist in dieser Weise der offenbare Ursprung aller bekannten Baustile; daß sie nämlich die Idealisierung der ursprünglichen Wohnungen jedes Volkes waren. Es war keine Willkür, die die Wilden trieb, ihren ersten plumpen Behausungen eine Ewigkeitsform zu geben. Die erste Form, in der sie ein Haus bauten, mußte auch die erste Form ihrer zu öffentlichen oder religiösen Zwecken dienenden Gebäude sein. Diese Form wird sofort in den Augen ihrer Kinder geheiligt und wird, als immer mehr Überlieferungen an sie sich anhängen, von jedem späteren Geschlecht mit größerem Glanze nachgeahmt.

In gleichem Sinne hat Goethe die Bemerkung gemacht, daß der Granit sich in parallelepipedische Formen spaltet; bräche

man diese in zwei Teile, so würde jeder derselben einen Obelisk bilden; es wäre nicht mehr als natürlich, daß die Einwohner von Oberägypten eine denkwürdige Stelle durch die Aufrichtung eines so auffallenden Steines bezeichneten. Ferner können wir an jeder Steinmauer oder an einem Felsblock die hervortretenden Adern härteren Gesteins bemerken, die der Einwirkung von Frost und Wasser Widerstand geleistet haben, während das übrige zerstört worden ist. Diese Beobachtung brachte sie ganz gewiß auf die hieroglyphischen Inschriften, mit denen sie ihre Obelisken bedeckten. Dann das Amphitheater der alten Römer — jedermann kann seinen Ursprung sehen, wenn er einen Blick auf die Menschenmenge wirft, die zusammenläuft, um irgend eine Prügelei, einen Unglücksfall oder sonst ein Straßenereignis anzusehen. Die ersten Ankömmlinge bilden einen Kreis, die hinter ihnen stellen sich auf die Zehen; und noch weiter hinten klettert man auf Zäune oder Fensterbrüstungen; und so bildet sich ein Becher, dessen hohler Raum von dem Gegenstand der Aufmerksamkeit eingenommen wird. Der Baumeister stellt Bänke hinein, umschließt den Becher mit einer Wand — und siehe da, ein Kolosseum!

Es wäre leicht, für manche schöne Dinge in der Welt — in den Sitten der Völker, der Hofetikette, den Staatsverfassungen — den Ursprung in ganz einfachen örtlichen Notwendigkeiten nachzuweisen. Wappenkunst z. B. und die Zeremonien einer Krönung sind eine würdevolle Wiederholung von Ereignissen, die einem Reitersmann und seinem Knappen zustoßen konnten. Das Kardinalskollegium war ursprünglich die Versammlung der Gemeindepfarrer von Rom. Die schiefen Türme entstanden durch die bürgerlichen Zwistigkeiten, die jeden Edelmann veranlaßten, einen Turm zu bauen. Dann wurde es eine

Sache des Familienstolzes — dieser Stolz wurde immer weiter getrieben, und es erschien die Neuigkeit eines schiefen Turmes.

Diese straffe Abhängigkeit der Kunst von materieller und idealer Natur, die stahlharte Notwendigkeit, die ihren Untergrund bildet, hat ihre ganze Vergangenheit bestimmt und mag uns zeigen, wie ihre künftige Geschichte sich gestalten wird. Es lag niemals in der Macht eines einzelnen Menschen oder einer Gemeinde, die Künste ins Dasein zu rufen. Sie kommen, um seinen wirklichen Bedürfnissen zu dienen, niemals um seiner Laune zu Gefallen zu sein. Die Künste haben ihren Ursprung stets in irgend einer Begeisterung: Liebe, Patriotismus oder Religion. Wer meißelte den Marmor? Der gläubige Mann, der den harrenden Griechen Symbole ihrer Götter zu geben wünschte.

Die gotischen Dome wurden gebaut, als Erbauer, Priester, Volk von ihrem Glauben überwältigt waren. Liebe und Furcht legten jeden Stein. Rafaels und Tizians Madonnen wurden geschaffen, um angebetet zu werden. Die Tragödie erstand zu dem gleichen Zweck, und so erstanden die Wunder der Musik: alle entsprangen aus einer echten Begeisterung und niemals aus Dilettantismus und Ferienstimmung. Jetzt kümmern sie, weil ihr Zweck lediglich Schaustellung ist. Wer kümmert sich darum, wer weiß etwas davon, was für Kunstwerke unsere Regierung zur Ausschmückung des Kapitols bestellt hat? Sie sind bloßer Schnörkelkram zur Augenlust von Leuten, die sich für Bücher und Museen interessieren. Aber in Griechenland, da spaltete sich um eines Phidias willen der Demos von Athen in politische Parteien.

In unserem Lande überwiegen zur Zeit andere Interessen als Religion und Patriotismus, und die Künste, die Töchter der Begeisterung, stehen nicht in Blüte. Die echte Nachkom-

menschaft unserer Leidenschaften sehen wir mit eigenen Augen. Volkstümliche Einrichtungen: Schule, Lesesaal, Telegraph, Post, Börse, Versicherungswesen und die unermeßliche Ernte ökonomischer Erfindungen sind die Frucht der Gleichheit und der schrankenlosen Freiheit einträglicher Berufe. Dies sind oberflächliche Bedürfnisse; und ihre Früchte sind diese oberflächlichen Einrichtungen. Aber insofern sie das Endziel politischer Freiheit und nationaler Erziehung schneller erreichen helfen, bereiten sie den Boden der Menschheit für schönere Blumen und Früchte, die in einem anderen Zeitalter erstehen werden. Denn Schönheit, Wahrheit, Güte veralten nie; sie blühen ewig in des Menschen Brust; sie sind in Massachusetts so einheimisch wie in Toskana oder auf den griechischen Inseln. Und der ewige Geist, dessen dreifaches Antlitz sie sind, formt aus ihnen immerdar für sein sterbliches Kind Bilder, die es erinnern an das Unendliche und Schöne.

Beredsamkeit

Die populären Musiklehrer stellen den Grundsatz auf, daß jeder, der sprechen kann, auch singen könne. So ist wahrscheinlich auch jeder Mensch einmal in seinem Leben beredt. Unsere Temperamente unterscheiden sich durch Erwärmungsfähigkeit, d. h. wir sieden bei verschiedenen Wärmegraden. Der eine wird schon durch die Erregung eines Salongesprächs auf den Siedepunkt gebracht. Dessen Wasser ist natürlich nicht sehr tief. Er hat eine zwei Zoll tiefe Begeisterung, die in einem Pastetenpfännchen brodelt. Ein anderer braucht noch obendrein den Wärmestoff einer Menge und eine öffentliche Debatte; ein dritter einen Gegner oder eine heiße Entrüstung; ein vierter braucht eine Revolution und ein fünfter nichts Geringeres als die Größe absoluter Ideen, den Glanz und Schatten von Himmel und Hölle.

Aber weil jedermann ein Redner ist, mag er auch noch so lange stumm geblieben sein, gerade darum ist eine Versammlung von Menschen um so empfänglicher. Die Beredsamkeit des einen stachelt alle übrigen an, manche bis zum Punkt, daß sie selber sprechen müssen, alle anderen bis zu einem Grade, daß sie gute Empfänger und Leiter werden. Diese

halten sich dann durch vermehrte Gesprächigkeit auf dem Heimwege für ihr erzwungenes Schweigen schadlos.

Das Gehirn dieser phlegmatischen Leute ist in besserem Zustande als das der anderen, die allzufrüh ins Sieden geraten und in ihrer Ungeduld das Schweigen brechen, bevor sie daran sind. In unseren Grafschaftsversammlungen sehen wir oft diesen Stil von Beredsamkeit kleiner, schnell erhitzter Tröpfe und Köpfe. Sie erinnert uns zu sehr an ein medizinisches Experiment, wobei eine Reihe von Patienten Lachgas einatmen muß. Jeder Patient zeigt die gleichen Symptome: gerötetes Gesicht, schnelles Sprechen, heftige Armbewegungen, Geberden eines Verrückten, gelegentliches Aufstampfen mit den Füßen, einen beunruhigenden Mangel an Verständnis für die Flüchtigkeit der Zeit, eine selbstsüchtige Freude an seinen eigenen Empfindungen und Gleichgültigkeit gegen die Leiden seiner Zuhörerschaft.

Plato sagt, die Strafe des Weisen, der an der Regierung keinen Anteil nehmen wolle, bestehe darin, unter dem Regiement schlechterer Männer leben zu müssen. Der gleiche Übelstand erscheint allen Zuhörern als Strafe für ihre Enthaltsamkeit vom Reden: daß sie nämlich schlechtere Redner hören müssen, als sie selber sind.

Aber diese Lust am Sprechen ist ein Beweis, wie allgemein man die Empfindung von der Kraft der Maschine hat, und wie neugierig die Menschen sind, an ihren Kurbeln zu drehen. Von allen musikalischen Instrumenten, auf denen Menschen spielen, hat eine Volksversammlung den größten Umfang und die größte Mannigfaltigkeit, und aus keinem lassen sich durch Genius und Studium so wunderbare Wirkungen herausarbeiten. Eine Zuhörerschaft ist nicht einfach die Anzahl der einzelnen Menschen, aus denen sie sich zusammensetzt.

Ihr Zusammenempfinden verleiht ihnen eine Art von geselligem Organismus, der jedes Mitglied, je nach seiner Anlage, erfüllt und am meisten von allen den Redner, wie eine Flasche in einer elektrischen Batterie mit der ganzen Elektrizität derselben geladen ist. Niemand kann die Gesichter einer erregten Versammlung sehen, ohne gewahr zu werden, daß hier eine neue Gelegenheit ist menschliche Gedanken mit Feuer zu malen, und ohne von gleicher Erregung erfaßt zu werden. Wie viele Redner sitzen stumm dort unten! Sie nehmen sich vor, dem Ohr und der Phantasie genüge zu leisten, die bis dahin kein Chatham und Demosthenes hat hat befriedigen können.

In den ‚Welsh Triads' heißt es: ‚Zahlreich sind die Freunde der goldenen Zunge.' Wer kann sich darüber wundern, daß für unsere ehrgeizigen Jünglinge das Parlament oder der Kongreß oder der Gerichtssaal so große Anziehungskraft besitzen, da ja die höchsten Verlockungen gesellschaftlicher Auszeichnungen dem erfolgreichen Redner winken? Seine Zuhörerschaft lauscht ihm in Ehrfurcht. Jeder andere Ruhm muß vor dem seinigen erblassen. Er ist der echte Herrscher: denn nicht, wer auf einem Throne sitzt, ist König, sondern wer zu herrschen weiß. Die Definitionen der Beredsamkeit erklären uns ihre Anziehungskraft für junge Leute. Der Rhamnusier Antiphon, einer von Plutarchs zehn Rednern, zeigte in Athen an, er erbiete sich, Verstimmungen des Geistes mit Worten zu heilen. Niemand steht im Glück so hoch oder so fest, daß nicht zwei oder drei Worte es zerstören könnten. Es gibt kein Unglück, das nicht rechte Worte helfen könnten wieder gut zu machen. Isokrates beschrieb seine Kunst als „die Fähigkeit, das Kleine zu vergrößern und das Große zu verkleinern" — eine

scharfsinnige, aber nicht erschöpfende Erklärung. Unter den Spartanern nahm die Kunst eine spartanische Gestalt an, nämlich die der schärfsten Waffe. Sokrates sagt: „Wenn jemand mit dem gewöhnlichsten Lakedämonier sich unterhalten will, wird er ihn im Anfang recht kläglich im Gespräch finden; aber wenn eine geeignete Gelegenheit sich bietet, wird derselbe Mann wie ein geschickter Schleuderer einen Satz hinwerfen, kurz und gedrängt und der Aufmerksamkeit würdig, so daß der andere Sprecher im Vergleich mit diesem wie ein Knabe dastehen wird." Plato erklärt die Rhetorik als „die Kunst, die Geister der Menschen zu beherrschen". Der Koran sagt: „ein Berg kann seinen Platz verändern, aber ein Mensch wird seine Gesinnung nicht ändern". Indessen ist doch der Zweck der Beredsamkeit — nicht wahr? — in ein paar Stunden, vielleicht in einer halbstündigen Rede, jahrelange Überzeugungen und Gewohnheiten zu ändern. Junge Leute erfreuen sich mit besonderem Eifer dieses Gefühls vermehrter Macht und durch Mitfühlende erweiterter Existenz. Der Redner sieht in sich selber das Organ einer Menge, und indem in ihm ihre Fähigkeiten und Kräfte sich konzentrieren, kann er sagen:

> Nun aber strömt von zwanzigtausend Menschen
> Das Blut mir ins Gesicht.

Was er wünscht, was Beredsamkeit zu erreichen suchen sollte, ist nicht eine besondere Geschicklichkeit, eine Geschichte zu erzählen, oder Beweisgründe nett und sauber aufzuführen, oder eine logische Darlegung zu geben, oder sich geschickt an das Vorurteil der Gesellschaft zu wenden — nein, sondern es handelt sich darum als unumschränkter Herrscher die Zuhörerschaft in Besitz zu nehmen. Den nennen wir einen Künstler, der auf einer Menschenversammlung spielt wie ein Meister

auf den Tasten eines Klaviers — der eine wütende Menge besänftigen und beruhigen kann, der, wenn er will, sie zum Lachen oder zum Weinen bringt. Bring ihn vor seine Zuhörerschaft, und mag sie sein, wie sie will — derb oder fein, in freundlicher oder unfreundlicher Stimmung, verdrießlich oder wild, in ihrer Meinung von ihrem Beichtvater, oder von ihrem Geldschrank beeinflußt — er wird sie nach seinem Belieben in die Stimmung versetzen, worin er sie haben will, und sie werden machen und tun, was er sie heißt.

Dies ist die despotische Macht, die von Dichtern im ‚Rattenfänger von Hameln' besungen worden ist, dessen Musik wie die Anziehungskraft der Erde wirkte, der Soldaten und Priester, Handwerksleute und Stutzer, Weiber und Kinder, Ratten und Mäuse hinter sich herzog. Ein anderes Beispiel ist der ‚Bänkelsänger von Meudon', der das Leichengefolge um den Sarg tanzen machte. In dieser Kraft gibt es viele Abstufungen, und sie erfordert im Redner eine weitreichende Fähigkeit und Erfahrung, sie erfordert einen aus vielfachen Einzelkräften zusammengesetzten Mann, wie die Natur ihn selten schafft. Wir machen daher die Erfahrung, daß wir gezwungen sind, die Gestalt aus Bruchstücken zusammenzusetzen, hier ein Talent herzunehmen und dort ein anderes.

Die Zuhörerschaft ist ein beständiger Kraftmesser des Redners. In jeder öffentlichen Versammlung sind viele verschiedene Zuhörerschaften, von denen eine jede abwechselnd die Oberherrschaft erlangt. Wird irgend etwas komisches oder derbes gesagt, so sieht man die Jungen und die Spektakelmacher, die so laut und lebhaft ihre Stimmen erheben, daß man meinen möchte, das ganze Haus sei mit ihnen angefüllt. Wenn neue Themata, ernstere und höhere, angeschlagen werden, dann treten diese lärmenden Zuhörer zurück; man

bemerkt eine keuschere und weisere Aufmerksamkeit. Man möchte meinen, die jungen Leute wären eingeschlafen und man hätte lauter Männer von recht tiefem Verständnis vor sich. Spricht der Redner ein edles Gefühl aus, so vertieft sich die Aufmerksamkeit; jetzt lauscht eine neue und höchste Zuhörerschaft, und die Zuhörerschaften der derben Späße und Handgreiflichkeiten und des verständigen Erfassens sind alle zu ehrfürchtigem Schweigen gebracht. Ferner ist etwas ausgezeichnetes in jeder Zuhörerschaft: Sie haben Verständnis für tüchtige Leistung. Sie sind leicht glücklich zu machen. Sie wissen so viel mehr als der Redner — und sind so gerecht! Er findet ein Blatt für jeden Satz, den er einschreiben will, sollte er sich auch zu den höchsten Geisteshöhen erheben. Demütige Menschen empfinden neue Erleuchtung; enge Stirnen erweitern sich mit vergrößerten Gefühlen der Liebe; zarte Empfindungen, die lange Zeit ihnen selber unbekannt geblieben, die in ruhesten Schicksalswechseln maskiert und vermummt waren, hören jetzt zum erstenmale ihre eigentliche heimatliche Sprache und springen freudig herzu, sie zu vernehmen. Aber alle die verschiedenen Zuhörerschaften, von denen eine über der anderen steht, und die der Reihe nach erscheinen, den Wechsel von Stil und Thema zu begrüßen, sind in Wirklichkeit aus denselben Menschen zusammengesetzt; ja, zuweilen wird dasselbe Individuum der Reihe nach an ihnen allen tätigen Anteil nehmen.

Dieses Vorhandensein vieler Kräfte in dem vollendeten Redner, und vieler Zuhörerschaften in einer Versammlung, bringt uns darauf die verschiedenen Abstufungen der Rednerkunst zu betrachten.

Vielleicht die niedrigste von den Eigenschaften eines Redners, aber bei so vielen Gelegenheiten von höchster Bedeutung, ist

eine gewisse kräftige und strahlende körperliche Gesundheit; oder — soll ich es vielleicht so ausdrücken? — eine große Menge animalischer Wärme. Wenn jeder Zuhörer das Gefühl hat, er bilde einen zu großen Teil der Versammlung, wenn er vor Kälte zusammenschauert, indem er die spärliche Morgenversammlung bemerkt und die Furcht ihn überschleicht, durch eine einzige schlechte Rede könne der ganze Zweck verfehlt werden — dann sind ganz gewöhnlicher Mut und Redefluß von unschätzbarem Werte. Weisheit und Gelehrsamkeit würden dann herb und unwillkommen sein, im Vergleich mit einem herzlichen und gemütvollen Mann, einem, der, wie wir sagen, aus Milch gemacht ist, der ein Hauswärmer ist mit seiner offenbaren Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, mag er auch im Zeterstil reden: er überströmt die Versammlung mit Fluten warmen Lebens und macht alles sicher und ruhig, so daß nachher eine jede Art von guter Redekunst einen guten Boden findet. Ich bewerte diese animalische Beredsamkeit nicht so hoch; indessen, da wir satt und warm sein müssen, um irgend eine Arbeit gut machen zu können — auch die besten von uns — so ist, wie ein guter Ofen, dieser halbanimalische Überfluß von allererster Notwendigkeit in einem kalten Hause.

Klima spielt hierbei eine große Rolle — Klima und Rasse. Gib einem Neuengländer auf, irgend einen Vorfall zu beschreiben, der sich in seiner Gegenwart zugetragen hat. Wie zögernd und zurückhaltend drückt der Erzähler sich aus! Mit Mühe und Not erzählt er einige Einzelheiten und kommt so schnell er kann zum Ergebnis; obwohl er den ganzen Auftritt nicht beschreiben kann, hofft er doch, daß der Zuhörer ihn sich selber ausmalen werde. Jetzt höre einer armen Irländerin zu, die irgend ein Erlebnis erzählt, das ihr be-

gegnet ist! Ihre Sprache fließt dahin wie ein Strom — so ohne Nachdenken, so humorvoll, so pathetisch und allen Einzelheiten gerecht werdend! Es ist eine wahre Transsubstantiation: das Erlebnis in Sprache umgesetzt, ganz warm, farbig, lebendig — wie es sich zugetragen hatte. Unsere Südstaatler sind fast alle geborene Redner und haben in dieser Beziehung große Vorteile vor den Neuengländern, bei denen das Klima so kalt ist, daß wir, wie man uns nachsagt, unsern Mund nicht gerne allzuweit aufmachen. Aber weder der Südstaatler noch der Irländer kann sich mit dem lebhaften Bewohner von Südeuropa vergleichen. Wer auf Sizilien reist, braucht keine fröhlichere melodramatische Vorstellung, als er an der Table d'hôte seines Wirtshauses in der Unterhaltung der lustigen Gäste hat. Sie ahmen Stimme und Gebärden jeder Person nach, von der sie sprechen; sie krähen, quieken, zischen, gackern, bellen und kreischen, wie wenn sie verrückt wären, und setzen den ganzen Tisch in Aufregung, wäre es auch nur durch den Aufwand körperlicher Kraft, deren sie zur Erzählung ihrer Geschichte bedürfen. Aber jeder Künstler braucht notwendig einen hohen Grad animalischer Kraft als materielle Grundlage für die höhere Entwickelung seiner Kunst.

Aber Beredsamkeit muß anziehend sein oder es ist keine Beredsamkeit. Die Tugend eines Buches besteht darin, daß es lesbar ist, die eines Redners, daß er interessant ist; und dies ist eine Gabe der Natur, wie denn Demosthenes, der fleißigste Meister seiner Kunst, diese Notwendigkeit recht wohl begriff — denn er schrieb „Gutes Glück!" als Wahlspruch auf seinen Schild. Wie wir alle wissen, besitzen gewisse Menschen Rednerbegabung bis zu einem Grade, daß die Wirkung ans Zauberhafte grenzt, wenn sie auch

vielleicht nicht immer dauernd ist. Ein Portiönchen von diesem Zucker muß immer dabei sein. Echte Beredsamkeit braucht keine Glocke, um die Leute zusammen zu rufen und keine Polizisten, um sie zusammen zu halten. Sie lockt die Kinder von ihrem Spiel fort, die Alten aus ihrem Lehnstuhl, die Kranken aus ihrem warmen Zimmer; sie hält den Hörer fest; stiehlt ihm seine Füße, daß er nicht fortgehen kann, sein Gedächtnis, daß er sich an die dringlichsten Angelegenheiten nicht erinnert, seinen Glauben, daß er keinerlei Einwendungen anerkennt. Wir haben Überlieferungen aus halbbarbarischen Zeitaltern, in denen die einfacheren Gewohnheiten der Völker der Beredsamkeit noch besondere Vorteile gewähren; aus diesen können wir erkennen, welches ihre Ziele sind. Man sagt, der Khan oder Geschichtenerzähler in Ispahan und anderen Städten des Morgenlandes übt eine solche Macht über seine Zuhörerschaft aus, daß diese stundenlang aufmerksam den phantastischsten und extravagantesten Abenteuern lauscht. Die ganze Welt kennt recht wohl den Stil dieser bezaubernden Märchenerzähler aus unseren Übersetzungen von ‚Tausendundeiner Nacht'. Scheherezade erzählt diese Geschichten, um ihr Leben zu retten, und das Entzücken von Jung-Europa und Jung-Amerika beweist, daß sie es redlich verdient hat. Und wer erinnert sich nicht aus seiner Kindheit irgend einer weißen, schwarzen oder gelben Scheherezade, die durch ihre Gabe endlose Heldentaten von Feen und Zauberern, von Königen und Königinnen zu erzählen, einem Kreise von Kindern lieber und wunderbarer war, als ihnen jetzt irgend ein Redner in England oder Amerika ist? Die lässigere und einbildungsreichere Natur der östlichen Völker macht sie viel empfänglicher für die Anrufungen der Phantasie.

Diese Märchen sind nur Übertreibungen wirklicher Begebnisse, und jedes Schrifttum enthält diese schmeichelhaften Komplimente für die Kunst des Redners und Sängers, von den Hebräern und den Griechen bis herab zum schottischen Glenkindie, der

> . . . mit der Harfe 'nen Fisch aus Brackwasser sang
> Oder Wasser aus einem Stein,
> Oder Milch aus eines Mädchens Brust,
> Das noch nie ein Kleines gehabt.

Homer zeichnete mit ganz besonderer Liebe diese Gestalt. Denn was ist die Odyssee anderes als die Geschichte des Redners im höchsten Stil, der eine Reihe von Abenteuern durchmacht, die ihm glänzende Gelegenheiten zur Entfaltung seines Talentes darbieten? Seht, mit welcher liebevollen Sorgfalt der Dichter ihn auf die Bühne bringt! Helena zeigt von einem Turm aus dem König Priamus die verschiedenen Anführer der Griechen:

> „Jetzo erblickt' Odysseus der Greis und fragte von neuem:
> Nenne mir nun auch jenen, mein Töchterchen; siehe, wie heißt er?
> Weniger ragt er an Haupt, als Atreus' Sohn Agamemnon,
> Aber breiteren Wuchses an Brust und mächtigen Schultern.
> Seine Wehr ist gestreckt zur nahrungsprossenden Erde;
> Doch er selbst, wie ein Widder, umgeht die Scharen der Männer:
> Gleich dem Bock erscheinet er mir, dickwolligen Vließes,
> Welcher die große Trift weißschimmernder Schafe durchwandelt.
> Ihm antwortete Helena drauf, Zeus liebliche Tochter:
> Der ist Laertes' Sohn, der erfindungsreiche Odysseus,

Welcher in Ithakas Reich aufwuchs, des felsichten Eilands,
Wohlgeübt in mancherlei List und verschlagenem Rate.
Und der verständige Greis Antenor sagte dagegen:
Wahrlich, o Frau, du hast untrügliche Worte geredet,
Denn auch hierher kam er vorlängst, der edle Odysseus,
Deinethalben gesandt, und der streitbare Held Menelaos.
Ich herbergete beid', in meinem Palast sie bewirtend,
Sodaß beider Gestalt und kluger Geist mir bekannt ist.
Als sie nunmehr in der Troer versammelten Kreis sich gesellet,
Ragt' im Steh'n Menelaos empor mit mächtigen Schultern;
Doch wie sich beide gesetzt, da schien ehrvoller Odysseus.
Aber sobald sie mit Red' und Erfindungen Alles umstrickten,
Siehe da sprach Menelaos nur fliegende Worte voll Inhalts,
Wenige, doch eindringlicher Kraft: denn er liebte nicht Wortschwall,
Nicht abschweifende Rede, wiewohl noch jüngeren Alters.
Aber nachdem sich erhob der erfindungsreiche Odysseus,
Stand er und schaute zur Erde herab mit gehefteten Augen;
Auch den Stab, so wenig zurückbewegend wie vorwärts,
Hielt er steif in der Hand, ein Unerfahrner von Ansehen,
Daß du leicht für tückisch ihn achtetest oder für sinnlos.
Aber sobald er der Brust die gewaltigen Stimmen entsandte
Und ein Gedräng der Worte, wie stöbernde Winterflocken,
Dann wetteiferte traun kein Sterblicher sonst mit Odysseus,
Und nicht stutzten wir so, des Odysseus Bildung betrachtend.

So bewaffnet er also Odysseus vor allen Dingen mit dieser Gewalt, durch die Schmeicheleien der Sprache allen Widerstand zu besiegen. Plutarch erzählt uns, daß Thukydides auf die Frage des Spartanerkönigs Archidamus, ob

Perikles oder er der bessere Ringer sei, geantwortet habe: „Wenn ich ihn werfe, sagt er, er habe gar nicht untengelegen, und überredet sogar die Zuschauer, ihm zu glauben." Philipp von Mazedonien sagte von Demosthenes, als er den Bericht über eine von dessen Reden hörte; „Wäre ich dort gewesen, er hätte mich überredet, die Waffen gegen mich selber zu ergreifen." Und Warren Hastings sagte von Burke's Anklagerede: „Als ich dem Redner zuhörte, hatte ich länger als eine halbe Stunde das Gefühl, als wäre ich das schuldigste Wesen auf der Welt."

In diesen Beispielen ist bereits von höheren Eigenschaften die Rede gewesen; aber die Macht, durch gefällige Rede das Ohr gefangen zu nehmen und sich an die Phantasie und Einbildungskraft zu wenden, ist oftmals vorhanden, ohne daß ihr höhere Verdienste zu eigen wären. Wenn also diese bezaubernde Rednergabe es nur darauf absieht, die Zuhörer zu amüsieren, so ist doch das ganze nur eine Gaukelei ohne bleibenden Eindruck, auch wenn die augenblickliche Wirkung eine entscheidende wäre. Man hört solchen Redner an wie eine Musikbande, die durch die Straße zieht und alle Passanten zu Dichtern macht, aber vergessen ist, sobald sie um die nächste Ecke biegt; und so lange nicht diese geölte Zunge, wie der Orientale sagt, Sonne und Mond auflecken kann, muß sie sich mit einem Platz bei Opium und Branntwein begnügen. Gegen eine solche kenne ich kein Mittel als Watte oder jenes Wachs, das Odysseus seinen Matrosen in die Ohren stopfte, damit sie sicher bei den Sirenen vorbeikämen.

Alle Abstufungen von Rednergewalt sind vorhanden, und selbst die geringsten sind interessant, aber die verschiedenen Abstufungen dürfen nicht mit einander verwechselt werden. Da ist die glatte Zunge und kühle Selbstbeherrschung des Ver-

käufers in einem großen Kaufladen, die, wie jedermann weiß, mit der Vorsicht und den besten Vorsätzen haushälterischer Personen beiderlei Geschlechts fertig wird. Da ist die fließende Rede eines kleinen Rechtsanwalts, die auf jemanden, der dieses Talent nicht besitzt, hinreichenden Eindruck macht, obwohl in so vielen Fällen nichts weiter dazu gehört als eine gewisse Gewandtheit, genau und schnell auszudrücken, was jedermann denkt, aber langsamer sagt. Irgend etwas Neues, Belehrendes oder ein scharfer Ausdruck der Gedanken ist nicht dabei; es ist das Allbekannte, weder mehr noch weniger. Es ist keine besondere Erleuchtung nötig, um eine von unseren Provinzialzeitungen herauszugeben. Wer aber Satz für Satz in fließender Rede etwas vorbringen kann, was weder besser noch schlechter ist als der gedruckte Inhalt einer Zeitung, der wird bei unserer leicht zufriedenzustellenden Bevölkerung großen Eindruck machen. Diese Sprecher sind von der Sorte, zu der auch der berühmte Schulmeister gehört, der sein Brot damit verdiente, daß er seinem Zögling immer um eine Lektion voraus war. Fügt ein wenig Sarkasmus hinzu und einige Gewandtheit, auf die Tagesereignisse anzuspielen, und ihr habt das boshafte Kongreßmitglied. Einige Würze von Bosheit, ein etwas rüpelhafter Anflug seiner Rhetorik wird ihm bei seiner Zuhörerschaft nicht schaden. Diese Fähigkeiten sind von derselben Art und stehen nur eine Stufe höher als das Anpreisen des Auktionators oder der Schimpfstil, den man treffend mit dem Kraftwort bezeichnet: „'ne große Schnauze aufreißen". Diese Arten öffentlicher und privater Redekunst haben für den Ausübenden ihren Nutzen und ihre Annehmlichkeit; aber wenn wir unser Urteil über sie zusammenfassen, dürfen wir sagen, daß die Gewohnheit fortwährenden Redens ihnen leicht die Gabe der Beredsamkeit nimmt.

Einer unserer Staatsmänner sagte: „Der Fluch unseres Landes sind die Redebolde." Und man kann sich nicht wundern, daß geschulte Staatsmänner mit reicher Erfahrung in öffentlichen Angelegenheiten zuweilen ihr Unbehagen kundgeben, wenn sie bemerken, welchen unverhältnismäßigen Vorteil ein stimmbegabter Redner im Nu über einen Mann davonträgt, der seit Jahren seine wertvolle Tätigkeit dem öffentlichen Wohl widmet. In einem Senat oder anderen derartigen Ausschuß, der Geschäfte zu erledigen hat, hängt das solide Ergebnis von ein paar Männern mit Arbeitstalent ab. Sie wissen, wie sie mit den vorliegenden Tatsachen fertig zu werden haben, wie jede Frage in praktische Gestalt zu bringen ist, und sie schätzen Männer nur, insofern sie die Arbeit fördern können. Aber da kommt ein neuer Mann daher, der überhaupt nicht die Fähigkeit besitzt, ihnen zu helfen, unbedeutend ist und im Ausschuß gar nicht in Betracht kommt. Aber er hat ein Talent zum Sprechen. In der öffentlichen Sitzung hält dieser kostbare Herr eine Rede, die gedruckt und in der ganzen Union gelesen wird. Sofort wird er berühmt und steht in der öffentlichen Meinung hoch über allen diesen Männern tätigen Wirkens, die natürlich voller Entrüstung sind, daß jemand, der weder Takt noch Wissen besitzt und sich dieser Mängel bewußt ist, wegen seiner von ihnen verachteten Redegabe über sie gestellt wird.

Sehen wir von diesen besseren oder schlechteren Ansprüchen ab und kommen der Wahrheit ein wenig näher, so ist Beredsamkeit anziehend als ein Beispiel von der Zauberkraft persönlicher Wirkung, als eine ganze und zu Ergebnissen führende Kraft, die selten ist, weil sie bedingt wird durch ein Zusammentreffen vielfältiger Kräfte: Intellekt, Wille, Sympathie, Organe und vor allen Dingen gutes Glück beim Unter-

nehmen. Wir sind so halb und halb überzeugt, daß es einen Menschen geben kann, der imstande wäre, allen anderen Menschen das Gegengewicht zu halten. Wir glauben, daß ein Mann dasein kann, der es mit den Ereignissen aufnimmt, einer, der niemals einen überlegenen Gegner fand, einer, gegen den kein anderer Mensch anprallen wird, ohne zerschmettert zu werden — ein Mann von unerschöpflichen persönlichen Kräften, der dir so viele Punkte vorgeben kann, wie du nur verlangst, und dich trotzdem stets schlagen wird. Was wir tatsächlich wünschen, ist ein Geist, der jeder Anforderung gewachsen ist. Du bist sicher in deinem Landbezirk oder in der Stadt im hellen Tageslicht, inmitten der Polizei und unter den Augen von hunderttausend Leuten. Aber wie ist es auf dem Atlantischen Meer, in einem Sturme — verstehst du da deine Vernunftgründe Menschen einzuflößen, die vor Angst den Gebrauch ihrer Glieder und Sinne verloren haben? Kannst du auch aus solcher Lage heil und gesund davon kommen? Was machst du unter Räubern, oder in einer wütenden Volksmenge, oder unter Menschenfressern? Kannst du von Angesicht zu Angesicht mit einem Straßenräuber, der jegliche Versuchung und Gelegenheit zu Gewalttat und Plünderung hat, durch deine Klugheit und die Gewalt deiner Rede deine Haut retten? Ein Problem, das für einen Cäsar oder Napoleon leicht genug zu lösen ist. Wenn ein Mann solchen Schlages auftritt, hat der Straßenräuber allemal seinen Meister gefunden. Wie verschiedene Kraft verleiht den Menschen der Gesichtsausdruck! Der eine hat Erfolg, weil sein Auge ausdrucksvoller ist als das eines anderen, den er daher entweder durch Schmeichelei oder Drohung besiegt. Die Zeitungen berichten allwöchentlich von Abenteuern irgend eines unverschämten Schwindlers, der durch unerschütterliches Be-

nehmen Leute betrog, die ihn besser hätten durchschauen sollen. Indessen alle Schwindler, die uns bekannt geworden sind, sind Neulinge und Stümper, was ja schon aus ihrem schlechten Ruf hervorgeht. Mit einer größeren Beherrschung seines Gesichtsausdruckes könnte einer alles vollbringen, könnte sich alles aneignen und den üblen Namen loswerden. Eine größere Fähigkeit, leichthin und mit vollkommener Sicherheit aufzutreten, würde Kaufmann, Bankier, Richter, die Männer des Einflusses und der Macht — Poeten und Präsidenten — verblüffen. Wer das könnte, der könnte an die Spitze jeder Partei treten, könnte jeden Herrscher vom Thron stoßen, könnte jede Verfassung in Europa und Amerika umstürzen. Man hat gesagt, der Mann habe mit einem Schritt ungeheure Gewalt erlangt, der auf jedes sittliche Gefühl verzichtet und bei sich selber beschlossen habe, er wolle hinfort auf nichts mehr Rücksicht nehmen. Von Sir William Pepperel, einem der Helden von Neu-England, sagte man: „Man konnte ihn hinstellen, wo man wollte — er befehligte und setzte durch, daß das geschah, was er wollte." Julius Cäsar sagte zum Tribunen Metellus, als dieser ihn verhindern wollte, in die römische Schatzkammer einzutreten: „Junger Mann, es ist für mich leichter, dich dem Tode zu überantworten, als zu sagen: Ich will!" — und der Jüngling gab nach. In seiner Jugend wurde Cäsar von Seeräubern gefangen genommen. Nun — was weiter? Er begab sich auf ihr Schiff, behandelte sie auf dem seltsamsten Fuße der Vertraulichkeit, erzählte ihnen Geschichten, deklamierte ihnen etwas vor. Wenn sie zu seinen Reden nicht Beifall klatschten, drohte er ihnen, er werde sie hängen lassen — was er nachher auch tat — und so machte er sich in kurzer Zeit zum Herrn des ganzen Schiffes. Ein solcher Mann kann niemals aus seinem Gleichgewicht gebracht

werden; er kann niemals seinen letzten Trumpf ausspielen, sondern hat immer noch eine Reserve zur Verfügung. Mit heiterem Angesicht stürzt er ein Reich um. Was man von ihm erzählt, ist wunderbar, und es macht auch auf die Menschen den Eindruck des Wunders. Das Zutrauen der Menschen zu ihm ist unbegrenzt; er verändert die Oberfläche der Welt, und Weltgeschichten, Gedichte und neue Philosophien erstehen, um von ihm Kunde zu geben. Unbeschränkt gebietet er allen seinen Leidenschaften und Zuneigungen: aber das Geheimnis seiner Herrschermacht liegt noch tiefer. Sie beruht darauf, daß die Kraft der Natur ohne Hindernis aus seinem Hirn und Willen in seine Hände strömt. Männer und Frauen sind seine Beute. Wo sie sind, wird er sich stets behelfen können. „Wer gut sprechen kann," sagt Luther, „ist ein Mann." Männer von diesem Gepräge pflegten die griechischen Staaten sich von Sparta als Feldherrn auszubitten. Sie sandten nicht nach Lakedämon, um Truppen zu erhalten, sondern sagten: „Schickt uns einen Oberbefehlshaber!" — und Pausanias oder Gylippus oder Brasidas oder Agis wurden von den Ephoren gesandt.

Es ist leicht, die Macht dieser überwältigenden Persönlichkeit durch diese Beispiele von Kriegern und Königen zu erläutern; aber es gibt Menschen von der friedfertigsten Lebensweise und Denkungsart, die man, wo immer sie erscheinen, ebenso mit den Sinnen fühlt wie eine Julisonne oder einen Dezemberfrost — Menschen, die man hört, auch wenn sie im Flüsterton sprechen, die etwas ausrichten, so oft sie etwas tun, und deren Tun nachgeahmt wird. Und diese Beispiele lassen sich in sehr niedrigen Lebenskreisen so gut finden wie in hohen.

In Ländern der Alten Welt wird ein hoher Geldwert den Diensten von Männern beigemessen, die als ausgezeichnete

Persönlichkeiten dastehen. Wer etwas durchzusetzen hat, muß sich nicht an einen geschickten Anwalt, sondern an eine bedeutende Persönlichkeit wenden. Ein englischer Anwalt soll jährlich dreißig oder vierzigtausend Pfund verdient haben, indem er vor geschäftlichen Ausschüssen des Unterhauses die Ansprüche von Eisenbahngesellschaften vertrat. Seine Klienten bezahlen nicht so sehr für seinen rechtskundigen wie für seinen männlichen Beistand — für Mut, Lebensführung und eine überragende gesellschaftliche Stellung, die ihn in stand setzen, ihren Ansprüchen Gehör und Achtung zu verschaffen. Ich weiß recht wohl, daß bei uns kühlen und berechnenden Amerikanern, wo ein jeder auf sich selber achtet, wo hitzige Aufwallungen, panischer Schrecken und Mutlosigkeit gar nicht landesüblich sind, sogenannter außerordentlicher Einfluß mit recht skeptischen Augen angesehen wird. Wenn von einem überwältigenden Geiste gesprochen wird, so erregt das dieselbe herausfordernde Eifersucht, die man beobachten kann, wenn in einer Gesellschaft jemand die wunderbaren Geschichten von Hypnotismus erzählt. Jeder Zuhörer macht schließlich der Diskussion ein Ende, indem er ausruft: „Kann er mich hypnotisieren?" So fragt jedermann jeden Redner, ob er seine Überzeugungen ändern könne.

Aber glaubt wirklich irgend einer, er selber sei völlig unbeeinflußbar? Meint er nicht, es sei doch möglich, daß mal einer zu ihm käme, der ihn durch Überredung von seinen festesten Entschlüssen abbringen könnte? der zum Beispiel aus ihm, dem guten, gesetzten Bürgersmann, einen Fanatiker machen könnte — oder, wenn er sparsam ist, ihn dahin bringen könnte, für irgend einen Zweck, an den er jetzt nicht im entferntesten denkt, Geld zu verschwenden — oder, wenn er ein vorsichtiger, fleißiger Mensch ist, seine Arbeit aufzugeben

und Tage und Wochen einem neuen Interesse zu widmen? Nein, er fordert einen jeden heraus, einen jeden! Ah! er denkt an Widerstand und an einen Versucher, der von einer anderen Geistesanlage ist als er selber. Aber wie nun, wenn einer von derselben Geistesanlage wie er zu ihm käme, einer, der viel weiter auf seinem eigenen Wege sieht als er? Ein Mensch, der Neigungen hat wie ich, aber von größerer Gewalt, wird mich jeden Tag beherrschen und wird mich dahin bringen, daß ich meinen Herrscher liebe.

So ist es also nicht eine Macht der Sprache, die wir ursprünglich unter diesem Wort ‚Beredsamkeit' verstehen, sondern die Macht, deren Anwesenheit ihr erst ihre Vollendung gibt und ohne deren Gegenwart sie nur einen rein oberflächlichen Wert behält. Beredsamkeit ist das recht eigentliche Organ der höchsten persönlichen Tatkraft. Persönliche Übermacht kann vorhanden sein, gleichviel ob eine angemessene Gabe, sie zum Ausdruck zu bringen, vorhanden ist oder nicht. Empfunden wird sie so sicher wie ein Berg oder ein Planet; aber erst, wenn sie mit Macht der Sprache gewappnet ist, scheint sie wirklich menschlich zu werden, wirkt tätig nach allen Richtungen und versieht die Einbildungskraft mit schönen Stoffen.

Dieser Umstand darf bei einer Betrachtung über die Macht des Redners nicht fehlen; er ist der Schlüssel zu allen seinen Wirkungen. In der Versammlung wird man finden, daß der Redner und die Zuhörerschaft in beständigem Wechsel des Übergewichts sind; und die Vorherrschaft jedes der beiden Teile bekundet sich durch die Wahl des Themas. Wenn Talente für's Reden vorhanden sind, aber nicht die starke Persönlichkeit, dann finden sich gute Sprecher, die den Willen der Zuhörerschaft getreulich entgegennehmen und zum Ausdruck

bringen, und der gemeinste Pöbel fühlt sich geschmeichelt, indem er seinen niederen Sinn mit jeglichem Schmuck, den glückliches Talent hinzufügen kann, wiedergegeben hört. Aber wenn Persönlichkeit im Redner ist, dann nimmt die Sache ein anderes Gesicht an; der Zuhörerschaft wird die Stellung eines Schülers angewiesen; sie folgt, wie ein Kind seinem Lehrer, und hört, was er zu sagen hat. Es ist, wie wenn in des Königs Rat in Madrid Ximenes seine Meinung geltend machte, daß man von Frankreich einen Vorteil erlangen könnte, und Mendoza, daß Flandern niedergehalten werden müsse. Da wird Kolumbus hineingeführt und gefragt, ob er mit seiner geographischen Kenntnis dem Kabinett zu Hilfe kommen könne. Er kann weder der einen noch der anderen Partei etwas sagen, aber er kann zeigen, wie ganz Europa kleiner gemacht und unter des Königs Herrschaft gebracht werden könne, indem man mit Spanien einen Kontinent vereinige, der so groß sei wie sechs oder sieben Europas.

Dieses Hin- und Herschwanken des Übergewichts zwischen dem Redner und der Hörerschaft drückt sich aus in den sogenannten Nebenumständen des rednerischen Erfolges. Es herrscht stets ein Wettkampf zwischen dem Redner und dem Anlaß, zwischen den Ansprüchen der Stunde und der Stimmung des Menschen. Der Anlaß, der die Versammlung herbeigeführt hat, ist gemeiniglich von größerer Bedeutung als alles, was die Debattierenden in ihrem Sinn haben, und macht daher seinen Einfluß auf sie gebieterisch geltend. Aber wenn einer von ihnen etwas von dringlicher Notwendigkeit auf seinem Herzen hat, wie schnell wird er seinen Gedanken Luft machen, und wie wird ihm die ganze Versammlung Beifall spenden! Dieses Hin- und Herschwanken beobachtet man auch im gewöhnlichsten Verkehr des Alltagslebens. Der arme Tom hat nie

einen so trivialen Anlaß erlebt, daß er seine Gedanken hätte aussprechen können, ohne wegen unangebrachten Redens zurechtgewiesen zu werden; aber laßt Bacon sprechen und weise Männer würden aufhorchen, und wenn Königreiche von einer Revolution bedroht wären. Man hat mir von einem beredten Prediger erzählt, dessen Stimme in dieser Stadt noch nicht vergessen ist, daß er bei Todesfällen oder tragischen Anlässen, die die andächtige Gemeinde in Trauer hüllten, mit mehr als gewöhnlicher Lebhaftigkeit die Kanzel bestiegen habe und zu seinem Lieblingsthema frommer und jubilierender Dankbarkeit sich wendend — „lasset uns den Herrn preisen!" — Zuhörerschaft, Trauernde und die Trauer selbst mit sich riß und alle Ungebühr selbsteigener Pein mit seinem Hosianna und Lobgesang wegfegte. Pepys sagte von Lord Clarendon (in den er „wahnsinnig verliebt ist") über einen von diesem gehaltenen Vortrag: „niemals beobachtete ich so gut, wie viel leichter einem das Sprechen wird, wenn er weiß, daß die ganze Gesellschaft geistig unter ihm steht; denn obwohl er wirklich ausgezeichnet gut sprach, trug er dabei ein freies ungezwungenes Wesen zur Schau, als ob es nur ein Spiel sei und als ob er nur allen übrigen Anwesenden eine Belehrung erteilte". (Tagebuch I, 169.)

Dieser Wettkampf zwischen dem Redner und dem Anlaß ist unvermeidlich, und die Gelegenheit unterliegt stets der Vortrefflichkeit des Sprechers; denn ein großer Mensch ist die größte aller Gelegenheiten. Natürlich arbeiten Hörerschaft und Redner im gemeinsamen Interesse zusammen. Sie beide fühlen sich nur dann wohl, wenn des Redners Einfluß vollständig ist; nur dann sind sie in Stimmung. Besonders erkennt er seine Macht daran, daß er sich sein Thema selber wählt, anstatt es sich stellen zu lassen. Wenn er versuchen

würde, die Leute über etwas zu belehren, was sie bereits wissen, so würde er einen Mißerfolg haben; aber indem er sie über das aufklärt, was er kennt, ist er in jedem Augenblick der Versammlung überlegen. Napoleons Taktik, im rechten Winkel auf die feindliche Armee loszumarschieren und stets mit einer überlegenen Truppenzahl auf dem Platze zu sein, ist auch das Geheimnis des Rednererfolges.

Die verschiedenen Talente, die der Redner zur Geltung bringt, die glänzenden Waffen, die zur Ausrüstung eines Demosthenes, Äschines, eines Naturredners Demades, eines Fox, Pitt, Patrick, Henry, Adams, Mirabeau gehören, verdienen eine besondere Aufzählung. Wir dürfen nicht unterlassen, die Hauptstücke zu benennen.

Der Redner muß, wie wir gesehen haben, eine kernhafte Persönlichkeit sein. Dann muß er in erster Linie die Gabe der Darstellung besitzen — muß die Tatsachen zu seiner Verfügung haben und sie vorzubringen wissen. Wenn eine Anzahl Menschen sich über irgend einen Gegenstand unterhalten, so wird stets die Person, die am meisten davon weiß, das Ohr der Gesellschaft besitzen, wenn sie es wünscht, und die Unterhaltung leiten — einerlei, was für geniale oder ausgezeichnete Menschen sonst noch vielleicht anwesend sind; und in jeder öffentlichen Versammlung werden die Leute auf den hören, der im Besitz der Tatsachen ist und sie darlegen kann und will, wenn er auch sonst unwissend, ungeschliffen und ohne Anmut ist, stottert oder schreit.

In einem Gerichtshof ist die Zuhörerschaft unparteiisch. Sie wünscht wirklich das Vorgebrachte zu prüfen und zu erkennen, was die Wahrheit ist. Und beim Verhör der Zeugen springen gewöhnlich, ganz unerwartet, drei oder vier immer wiederkehrende Worte oder Ausdrücke hervor; diese

sind das Mark und die Seele des Rechtsfalles, schleichen sich allen Parteien ins Ohr und haften dort und entscheiden den Prozeß. Alles andere ist nur Wiederholung und eidliche Vernehmung; und der Gerichtshof und die Grafschaft sind in Wirklichkeit nur zusammengetreten, um diese drei oder vier denkwürdigen Ausdrücke festzustellen, die irgend einem Menschen Sinn und Verstand verwirrt hatten.

In jeder Gesellschaft ist der Mann mit den Tatsachen gleich dem Führer, den man annimmt, um die Gesellschaft auf einen Berg oder durch eine schwierige Gegend zu bringen. Er kann sich vielleicht nicht mit einem einzigen von der Gesellschaft an Verstand, guter Herkunft, Mut oder Wohlhabenheit vergleichen, aber er ist für das gegenwärtige Bedürfnis wichtiger als irgend einer von ihnen. Das suchen wir im Gerichtshaus: die Feststellung der Tatsache, die Loslösung eines allgemein Feststehenden, das wirkliche Verhältnis aller Einzelteile zu einander. Und die Sicherheit, womit in jedem gut geleiteten Prozeß, gleichviel, welchen Gegenstand er betrifft, die Wahrheit uns ins Antlitz schaut, trotz allen Verkleidungen, die ihr angelegt worden sind — diese Sicherheit bildet für den intelligenten Zuschauer das Interessante an einem Gerichtssaal; es ist ein Stück aus dem wohlbekannten Menschenleben. Ich erinnere mich, daß vor langer Zeit einmal der berühmte Name der Verteidiger und die örtliche Wichtigkeit des Prozesses mich in den Gerichtssaal führten. Die Anwälte des Angeklagten waren die bedeutendsten und schlauften Advokaten des Staates. Sie trieben den Staatsanwalt aus einer Ecke in die andere, nahmen ihm alle seine Gründe unter den Füßen weg und brachten ihn zum Schweigen, aber nicht zur Unterwerfung. Als er besonders hart in die Enge getrieben war, rächte er sich seinerseits an

dem Richter, indem er an den Gerichtshof das Ansinnen stellte, zu erklären, was das Bergen eines Schiffes bedeute. Der Gerichtshof, ebenfalls in Verlegenheit gebracht, suchte sich mit Worten zu behelfen und sagte alles mögliche, um die Zeit auszufüllen, stellte angenommene Fälle auf und beschrieb die Verpflichtungen von Assekuranten, Kapitänen, Lotsen und allen möglichen Seebehörden, die es gibt oder geben könnte — wie ein Schullehrer, den ein schwieriges Exempel in Verlegenheit bringt und der mit nachdrücklicher Betonung den Text der Aufgabe verliest. Aber all dieser Schwall nützte dem Tintenfisch nichts; der schreckliche Haifisch von Staatsanwalt war immer noch da und wartete grimmig mit seinem: „Der Gerichtshof muß definieren." Der arme Gerichtshof bekannte seine Unzulänglichkeit. Für diesen Fall müsse die Entscheidung des höheren Gerichtshofes maßgebend sein, und so las unser Gerichtshof in seiner erbarmungswürdigen Hilflosigkeit die Entscheidungen des Höchsten Gerichtes vor; aber er las sie Leuten vor, die kein Erbarmen kannten. Der Richter war gezwungen, zuletzt zu irgend einer Entscheidung zu kommen, und die Advokaten retteten ihren Spitzbuben unter dem Nebel einer Definition. Die Parteien waren so scharf ausgeprägt und unterschieden, daß es interessant war, das Spiel zu beobachten. Die Regierung war gut genug vertreten. Ihr Vertreter war einfältig, aber er hatte einen starken Willen und Selbstbeherrschung und blieb bis zum letzten Augenblick auf seinem Stück bestehen. Der Richter hatte eine Aufgabe, auf die er nicht vorbereitet war — trotzdem verblieb er in einer gesicherten Stellung: er war da, um eine höchst wichtige Sache zu vertreten — die Gerechtigkeit des Staates. Es hätte uns leicht genug passieren können, ihm diese über den Kopf wachsen zu sehen, aber er tat ihr mit seinem nichtigen

Gerede nichts zu leide und hinderte sie nicht, denn er war durchaus von wohlmeinender Gesinnung.

Die Darlegung der Tatsache tritt indessen an Bedeutung zurück vor der Darlegung des Gesetzes; diese erfordert unvergleichlich höhere Fähigkeiten und ist eine seltenste Gabe. Sie ist bei allen großen Meistern ein und dasselbe — ist bei Männern des Rechtes nichts Technisches, sondern stets eine Leistung gesunder Vernunft, die für Laien ebenso interessant ist wie für die Berufsgenossen. Lord Mansfields Verdienst ist das Verdienst der gesunden Vernunft. Es ist dieselbe Eigenschaft, die wir an Aristoteles, Montaigne, Cervantes bewundern oder an Samuel Johnson oder an Franklin. Die Anwendung auf Rechtsfälle erscheint als etwas ganz zufälliges. Eine jede von Mansfields berühmten Entscheidungen enthält einen oder zwei Sätze, die ins Schwarze treffen. Seine Aussprüche sind nicht immer vollendet für das Auge, aber sie sind vollendet für den Geist. Die Sätze sind in ihrer Konstruktion verworren, aber ein fester Grundsatz ist aufgestellt, eine richtige Unterscheidung gezogen. Sie kommen aus einem gesunden Menschenverstand und wenden sich an einen solchen; und ich lese ohne Überraschung, daß die Herren Juristen von damals über seine „unparteiischen Entscheidungen" spotteten — wie wenn sie nicht zugleich auch gelehrt wären! Dies ist in der Tat der Zweck der Rede: die Feststellung zu machen. Und alle sogenannte Beredsamkeit scheint mir meistenteils für die, die sie besitzen, von geringem Werte zu sein, aber unschätzbar für Leute, die etwas zu sagen haben.

Gleich hinter der Kenntnis der Tatsache und ihres Gesetzes kommt die Methode; diese macht den Genius und die Wirksamkeit aller bedeutenden Menschen aus. Eine Anzahl Leute geht hinauf nach Faneuil Hall; sie alle sind mit dem

Zweck der Versammlung ziemlich gut bekannt; sie alle haben die Tatsachen in denselben Zeitungen gelesen. Der Redner besitzt keine Kenntnis, die nicht auch seine Zuhörer hätten; aber er lehrt sie, das Ding mit seinen Augen anzusehen. Indem sie neu gruppiert werden, gewinnen die Umstände neue Festigkeit und neuen Wert. Jede Tatsache erlangt Bedeutung dadurch, daß er sie anführt, und Nebensachen werden wichtig. Seine Ausdrücke prägen sich dem Gedächtnis der Menschen ein und fliegen von Mund zu Munde. Sein Geist hat irgend ein neues Prinzip von Ordnung. Wohin er schaut, da fliegt jedes Ding auf seinen rechten Platz. Was wird er zunächst sagen? Laßt diesen Mann sprechen und diesen Mann allein! Indem er die Gewohnheiten einer höheren Denkweise auf die gemeinen Angelegenheiten dieser Welt anwendet, bringt er Schönheit und Erhabenheit an jeden Ort, wohin er geht. So eine Macht besaß Burke, und von diesem Genius haben auch wir einige glänzende Beispiele unter unseren Politikern und Juristen gehabt.

Bilderreichtum. Der Redner muß bis zu einem gewissen Grade ein Dichter sein. Wir sind so phantasiebegabte Geschöpfe, daß auf den menschlichen Geist, bei Barbaren wie bei zivilisierten Völkern, nichts so sehr wirkt wie ein Vergleich. Drücke irgend eine Alltagserfahrung durch ein glänzendes Symbol aus, und eine Zuhörerschaft ist elektrisiert. Sie kommt sich vor, als besitze sie bereits ein neues Recht, eine neue Gewalt über eine Tatsache, die sie loslösen und so in ihren Gedanken völlig beherrschen könne. Es ist eine wundervolle Hilfe für das Gedächtnis, das das Bild fortträgt und niemals verliert. Eine aus dem Volke hervorgegangene Versammlung, wie das englische Unterhaus, oder die französische Kammer, oder der amerikanische Kongreß, wird von zwei Mächten

beherrscht: erstens von einer Tatsache, zweitens von einer geschickten Darlegung. Bringe deinen Beweisgrund in eine konkrete Gestalt, in ein Bild — irgend eine kernige Redensart, rund und fest wie eine Kugel, die man sehen und handhaben und mit sich nach Hause nehmen kann — und die Sache ist halb gewonnen.

Darstellung, Methode, Bildlichkeit des Ausdrucks, gewählte Sprechweise, gutes Gedächtnis, Gabe mit den Tatsachen umzugehen, sie zu erläutern, sie durch einen Spaß oder auf unterhaltende Weise dem Geiste einzuprägen, die Fähigkeit schneller Verallgemeinerung, Humor, Pathos — das sind die Tasten, auf denen der Redner spielt. Und doch sind diese schönen Gaben keine Beredsamkeit und hindern oft einen Mann, beredt zu werden. Und wenn wir in das Herz des Geheimnisses eindringen, sollten wir vielleicht sagen: Der wahrhaft beredte Mensch ist der Mensch von gesunder Vernunft, der die Gabe besitzt, seine Vernunft mitzuteilen. Bewaffne den Mann mit den außerordentlichen Waffen dieser Kunst, gib ihm ein Bündel von Tatsachen, Gelehrsamkeit, schnelle Phantasie, beißenden Witz, glänzende Anspielungen, unerschöpfliche Erläuterungsgabe — alle diese so wirkungsvollen und bezaubernden Talente sind in gleicher Weise im stande, Hörerschaft und Redner in Schlingen zu locken und auf falsche Wege zu führen. Seine Talente sind zu viel für ihn, seine Pferde gehen mit ihm durch — und die Leute bemerken stets, ob du fährst, oder ob die Pferde das Gebiß zwischen die Zähne nehmen und davon laufen. Aber diese Talente sind ganz etwas anderes, wenn sie untergeordnet ihm zu Diensten sind. Und wir reisen nach Washington oder nach Westminster Hall, oder möchten recht wohl um die ganze Welt reisen, um einen Mann zu sehen, der fährt und

mit dem die Pferde nicht durchgehen — einen Mann, der große Pläne verfolgt und dabei über die Mittel, seine Idee auszuführen, als unumschränkter Gebieter verfügt und seine Mittel nur gebraucht, um diese Ideen auszudrücken; der Tatsachen an die richtige Stelle setzt, Menschen an die richtige Stelle setzt; der inmitten des unbegreiflichen Leichtsinns der menschlichen Wesen niemals für einen Augenblick aus seiner aufrechten Ruhe heraus gebracht wird. Jedem Menschen kann die Wahrheit, die er am unliebsten hören mag, bewiesen werden, so lang und breit und scharf bewiesen werden, daß er nicht darum herumkommen kann, sondern entweder biegen oder brechen muß. Sonst würde es ein Wort wie ‚Beredsamkeit' überhaupt nicht geben — denn sie bedeutet nichts anderes. Der Zuhörer kann sich selber nicht verhehlen, daß ihm und der ganzen Welt etwas gezeigt worden ist, was er nicht zu sehen wünschte, und da er nicht damit fertig werden kann, so wird es mit ihm fertig. Die Geschichte amerikanischer Männer, die in der Öffentlichkeit standen, und öffentlicher Angelegenheiten liefert manches tragische Beispiel dieser verhängnisvollen Macht.

Zum vollständigen Triumph der Kunst ist noch etwas erforderlich, nämlich eine Verstärkung des Menschen durch Ereignisse, so daß die doppelte Kraft von Vernunft und Schicksal in die Erscheinung tritt. Bei der höchsten Beredsamkeit lag immer irgend eine Krisis vor, die den Redner mit seinem ganzen Herzen zu der von ihm vertretenen Sache zog und seine ganze weitumfassende Macht auf einen Punkt vereinigte. Damit Explosionen und Ausbrüche stattfinden können, müssen irgendwo Ansammlungen von Hitze sein, in Glut stehende Kohlenlager im Mittelpunkt. Und in Fällen, wo eine tiefe Überzeugung sich gebildet hat, da ist nicht ein Schönsprecher der wirklich beredte Mann, sondern einer, der innerlich von

einem gewissen Glauben trunken ist. Dieser bewegt und zerreißt ihn und beraubt ihn beinahe der Sprache. Dann auf einmal bricht es aus ihm hervor in kurzen abgerissenen Schreien, in Strömen von Überzeugung. So vollständig hat der Gegenstand von seinem Geist Besitz ergriffen, daß er sich in einer Ordnung äußert, die die Ordnung der Natur selbst ist, daher die allerstärkste Ordnung und durch keine Kunst nachzuahmen. Und der Hauptunterschied zwischen ihm und anderen gut begabten Anwälten ist die aus jedem Wort herausklingende Überzeugung, daß sein Geist ein Ganzes im Auge hat, durch die Betrachtung des Ganzen entflammt ist, und daß die von ihm ausgesprochenen Worte und Sätze, so bewunderungswürdig sie auch sind, nur als unbeachtete Teile des fruchtbaren Ganzen aus ihm herauskommen, das er sieht und das — so will er es — auch ihr sehen sollt. Nehmt zu dieser Konzentration noch eine gewisse majestätische Ruhe, die in all dem Lärm niemals eine unzeitige Silbe äußert, sondern das Geheimnis ihrer Mittel und Methoden für sich behält — und der Redner steht vor den Leuten als eine dämonische Macht, zu deren Mirakeln sie keinen Schlüssel haben. Dieser furchtbare Ernst erklärt den alten Jägeraberglauben, daß die Kugel ihr Ziel treffen wird, die vorher in des Schützen Blut getaucht war.

Beredsamkeit muß auf die einfachste Erzählung gegründet sein. Später mag sie sich erwärmen, bis sie Symbole von jeder Art und Farbe ausströmt und nur in den poetischsten Formen sich ausspricht; aber, zuerst und zuletzt, zu Grunde liegen muß stets eine biblisch einfache Aufstellung von Tatsachen. Der Redner ist dadurch ein Redner, daß er mit seinen Füßen immer auf einer Tatsache steht. Nur so ist er unbesiegbar. Fehlt ihm dies, so wird ihm keine Be-

gabung, keine Anmut, kein Witz, keine Gelehrsamkeit, keine Anschaulichkeit auch nur das Geringste nützen. Dies erkennt jede Zuhörerschaft an. Eine berühmte Stimme oder schwungvolle Rhetorik werden die Leute ein paarmal in eine Versammlung bringen, um einen Redner zu hören; bald aber beginnen sie zu fragen: „Wo will er hinaus?" —, und wenn dieser Mann nicht für etwas einzustehen hat, so werden sie sich von ihm abwenden. Einem Redner, der irgend etwas, woran sie glauben, wacker vertritt, der Tatsachen irgend welcher Art vorbringt, dem werden sie lange folgen; aber wenn der Redner eine Lücke in seinem eigenen Gedankengang nicht auszufüllen weiß, so bedeutet das unweigerlich einen Verlust an Anziehungskraft. Der Prediger zählt seine Menschenklassen auf, und ich finde mich nicht darunter; ich argwöhne also, daß niemand sich dabei findet. Jedes Ding ist mein Vetter und solange er von Dingen spricht, fühle ich, daß er etwas mir Verwandtes berührt, und bin unruhig; wenn er aber nur Worte vorbringt, läßt unsere Aufmerksamkeit nach. Wenn du mich aufheben willst, mußt du auf höherem Grunde stehen. Wenn du mich befreien willst, mußt du frei sein. Wenn du meine falsche Auffassung von Tatsachen berichtigen willst — halte mir dieselben Tatsachen in der richtigen Gedankenordnung vor, und ich kann mich der neuen Überzeugung nicht entziehen.

Die Macht eines Chatham, eines Perikles, eines Luther beruhte auf dieser Stärke des Charakters, die niemanden fürchtete und niemanden fürchten konnte, sich daher nichts aus ihren Feinden machte und dadurch für diese Feinde zuweilen außerordentlich herausfordernd und zuweilen schrecklich wurde.

Wir sind mit Anekdoten über diese Männer nur spärlich

versehen, auch können wir uns mit den schwerfälligen Büchern, in denen ihre Reden mitgeteilt sind, nur schlecht behelfen. Einige von ihnen waren Schriftsteller, wie Burke, aber die meisten nicht, und es bleibt von ihren Reden nichts zurück, was ihrem Ruhme auch nur annähernd entspricht. Außerdem ist das Allerbeste verloren: das feurige Leben des Augenblicks. Aber die Bedingungen für Beredsamkeit sind stets vorhanden. Fortwährend stirbt sie an berühmten Plätzen aus und erscheint in unbekannten Winkeln neu. Überall, wo die elektrischen Pole sich treffen, überall, wo das frische sittliche Gefühl, der Instinkt für Freiheit und Pflicht in unmittelbaren Gegensatz zu versteinertem Konservatismus und zu Gewinnsucht geraten, da wird der Funke aufblitzen. Die Bekämpfung der Sklaverei in unserem Lande ist eine fruchtbare Pflanzschule für Redner gewesen. Die natürliche Verbindung mit einer Reihe moralischer Reformen und die einfache, jedoch hinreichende Parteiorganisation, wozu diese Bestrebungen führten, gab der Großstadt frische Kraft durch neues Blut aus Wäldern und Bergen. Wilde Männer, neue Ausgaben eines Johannes des Täufers, eines Einsiedlers Peter, eines John Knox, sprechen das wilde Gefühl der Natur mitten im Herzen handeltreibender Hauptstädte aus. Sie senden uns jedes Jahr irgend ein Stück urwüchsiger Kraft, einen zähen Eichenstamm von einem Mann, der sich von einem Mob nicht zum Schweigen bringen oder beleidigen oder einschüchtern läßt, weil er mehr Mob ist als der Mob — den Mob übermobt — irgend einen standfesten Landbewohner, auf den weder Geld, noch Höflichkeit, noch Schimpfwörter, noch faule Eier, noch Faustschläge, noch Ziegelstücke irgend welchen Eindruck machen. Er ist der Mann, es mit den Kneipenwitzbolden und Renommisten aufzunehmen; denn

er ist selber ein Witzbold und Renommist und noch etwas mehr: er hat mit Pflug, Haue und Buschmesser sein Examen gemacht, kennt alle Geheimnisse von Sumpf und Schneetreiben und hat nichts von Arbeit oder Armut oder den Entbehrungen des Landlebens zu lernen. Sein harter Schädel machte in der Kinderzeit den Drill des Calvinismus durch, mit Bibelversen und Kasteiungen, und so steht er in der Neu-Engländer-Versammlung als der allerreinste Neu-Engländer, den man sich denken kann, und schleudert seine bissigen Witze rechts und links. Er hat nicht bloß die Dokumente in seiner Tasche, um auf jede Spitzfindigkeit antworten und alle seine Behauptungen beweisen zu können, sondern er hat die ewige Vernunft in seinem Kopf. Dieser Mann verzichtet verächtlich auf alle eure staatlichen Einrichtungen — Grafschaft, Stadt, Gouverneur, Heer — ist seine eigene Flotte und Artillerie, ist Richter und Geschworenenbank, ist Gesetzgebender Körper und ausführende Behörde. Er hat seine Lektion in einer harten Schule gelernt. Indessen, wenn der Schüler aus dem Zeug gemacht ist, um es auszuhalten, so ist für einen mit Ideen begabten Mann die beste Hochschule, die man ihm empfehlen kann, die Boxerschule des Mobs.

Wer sich selber zu einem Meister in dieser Wissenschaft der Überredungskunst heranbilden will, der muß das Hauptgewicht bei der Erziehung nicht auf beliebte Kunststücke, sondern auf Charakter und Einsicht legen. Er achte darauf, daß seine Rede sich nicht von seiner Handlung unterscheide; daß, wenn er gesprochen hat, er nicht etwa nichts getan oder unrecht getan hat, sondern seine eigenen Rockschöße freigemacht und sich in einen gesunden Kampf eingelassen hat. Widerstand möge er als ein Glück begrüßen. Er kann nicht besiegt oder niedergeworfen werden. In ihm

lebt ein Prinzip ewiger Auferstehung, eine Unsterblichkeit festen Vorsatzes. Nicht die Leute sind im Unrecht, wenn sie sich nicht überzeugen lassen, sondern der Redner, der sie nicht überzeugen kann. Er sollte sie kneten wie Wachs, denn er ist ja bewaffnet mit der Vernunft und Liebe, die auch der Kern ihrer Natur sind. Er muß nicht ihren Widerstand lähmen, sondern er muß sie zu feurigen Aposteln und Verkündigern derselben Weisheit bekehren.

Die höchste Stufe der Beredsamkeit ist das sittliche Gefühl. Es ist das, was wir positive Wahrheit nennen, und hat die Eigenschaft, den Hörer stark zu machen; er vermeint einen Wink von unserer Ewigkeit zu erhalten, wenn der Redner sich auf einem Grunde an ihn wendet, der behauptet wird, wenn alle anderen Stellungen erobert werden, und woran keine Spur von Zeit oder Ort oder Partei ist. Alles Feindselige wird in Gegenwart dieser Gefühle niedergeschlagen; ihre Majestät fühlt selbst der Verhärtetste. Es ist bemerkenswert, daß, sobald jemand auf große Massen wirken will, das moralische Element zur Geltung kommen will und muß, wirken will und muß; und Männer, die am wenigsten gewöhnt sind, sich an diese Gefühle zu wenden, rufen sie unfehlbar wieder an, wenn sie Nationen aufrufen. Sogar Napoleon muß dies Gefühl anerkennen und verwenden, so gut er kann.

Nur diesen einfachen Zügen wohnt die höchste Macht inne — wenn eine schwache Menschenhand, Punkt um Punkt, die ewigen Balken und Sparren berührt, auf denen der ganze Bau der Natur und Gesellschaft aufgerichtet ist. In diesem stürmischen Meer von Täuschung fühlen wir unter unseren Füßen den stahlharten Grund; in diesem Gebiet des Wechsels finden wir ein Prinzip der Dauer. Denn ich erkenne die

Erklärung des Isokrates nicht an, daß es die Aufgabe seiner Kunst sei, das Große zu verkleinern und das Kleine zu vergrößern; sondern nach meiner Meinung ist dies die Vollendung der Beredsamkeit: wenn der Redner durch alle Masken hindurch die ewige Wagschale der Wahrheit sieht, so daß er vor den Augen der Menschen die Tatsache von heute standhaft an ihrem ewigen Maßstab messen kann und dadurch das Große groß und das Kleine klein macht. Dieses ist der rechte Weg, die Menschheit zu erschüttern und zu bessern.

Alle hervorragenden Redner der Welt sind ernste Männer gewesen, die an dieser Wahrheit fest hielten. Die Philosophen aus der Zeit des Demosthenes fanden, daß durch alle seine Reden ein Gedanke gehe, nämlich der, daß Tugend sich selbst ihren Erfolg sichere, und daß man auf seinen eigenen Füßen stehen müsse. Heeren findet, daß in den Reden des Demosthenes derselbe Grundton erklinge wie in denen Lord Chathams.

Beredsamkeit beruht wie jede andere Kunst auf ganz genauen und bestimmten Gesetzen. Beredsamkeit ist die beste Rede der besten Seele. Man kann sie wohl hinstellen als Auslegerin alles dessen, was es in der Seele Großes und Unsterbliches gibt. Wenn sie nicht auf diese Weise zu einem Werkzeug wird, sondern den Anspruch erhebt, etwas Eigenes zu sein und prunkvoll zu gleißen, so ist sie falsch und schwach. In ihrer rechten Ausübung ist sie eine elastische, niemals erschöpfte Kraft — wer hat sie je ergründet, wer hat sie abschätzen können? — die sich mit der Ausbreitung unserer Interessen und Neigungen selber ausbreitet.

Die großen Meister der Beredsamkeit haben zwar jede Hilfe geschätzt, die ihnen dazu dienen konnte, sie sich anzueignen, und hielten keine Mühe für zu groß, wenn sie dazu

beitrug, sie in irgend einer Weise zu fördern. Hierin glichen sie dem berühmten arabischen Krieger, der siebenzehn Waffen in seinem Gürtel trug und im Einzelkampf sie bei Gelegenheit alle siebenzehn benutzte. Die Meister aber ordneten alle Mittel unter; niemals erlaubten sie einem einzelnen Talent — Stimme, Rhythmus, dichterischer Begabung, Anekdotenvorrat, Sarkasmus — sich hervorzudrängen; sondern sie waren ernste Männer, die ihre Rechtschaffenheit über ihr Talent stellten. Der Zweck, für den sie sich mühten: die Wohlfahrt ihres Landes, oder dessen Gesetze, oder eine Reformation, oder Freiheit des Wortes oder der Presse, oder Wissenschaft, oder Moral — er stand nach ihrer Meinung über der ganzen Welt, und sie selber ebenfalls.

Häusliches Leben

Die Vollkommenheit der Vorsehung, die über der Kindheit wacht, wird gern anerkannt. Dieselbe Sorgfalt, die das Samenkorn des Baumes mit zäher Schote oder steinhartem Gehäuse bedeckt, hat der Menschenpflanze die Mutterbrust und das Vaterhaus gegeben. Die Kleinheit des Nesthäkchens ist komisch und seine zarte hilfesuchende Schwachheit wird vollkommen ausgeglichen durch den glücklichen schützenden Blick der Mutter, die im Vergleich mit Kleinchen gewissermaßen eine in der Höhe thronende Vorsehung ist. Willkommen ist den Eltern das knirpsige Strampelchen, so stark in seiner Schwäche, dessen Ärmchen unwiderstehlicher sind als die eines Kriegers, auf dessen Lippen eine Gabe der Überredung thront, wie Chatham und Perikles sie in ihrer Manneskraft nicht besaßen. Sein ungeheuchelter Klageschrei, wenn es seine Stimme zur vollen Höhe entfaltet, oder schöner noch das schluchzende Kind — das Antlitz ganz tränennasser Kummer, wie es versucht, seinen Schmerz hinunterzuschlucken — es erweicht alle Herzen zu Mitleid und zu heiterem und wortreichem Bedauern. Der kleine Despot verlangt so wenig, daß die ganze Vernunft und die ganze Natur auf seiner Seite stehen. Seine Unwissenheit ist be-

zaubernder als alles Wissen, seine kleinen Sünden sind köstlicher als jede Tugend. Sein Fleisch ist Engelsfleisch, ganz warmes Leben. „Kindheit", sagte Coleridge, „stellt Körper und Geist in einem dar; der Körper ist ganz und gar beseelt." Den ganzen Tag, zwischen seinen drei oder vier Schläfchen, gurrt es wie ein Taubenhaus, sprudelt und kommandiert und macht seine wichtigen Gesichter; und wenn ihn hungert, so verfehlt der kleine Pharisäer nicht, seine Trompete vor sich hin zu blasen. Bei Lampenlicht entzückt ihn der Schatten an der Wand; bei Tageslicht das Gelb und Scharlachrot. Bring ihn ins Freie — da ist er überwältigt vom Licht und von der Menge und Größe der Dinge in der Natur und schweigt ganz still. Dann auf einmal beginnt er seine Fingerchen zu gebrauchen, und er studiert Macht — die große Lektion, die seine Rasse zu lernen hat. Zuerst äußert sich das noch recht harmlos, in Neigung zum Bauen. Aus Bauklötzen, Zwirnwickeln, Karten und Damensteinen baut er seine Pyramide mit dem Ernst eines Palladio. Mit einem akustischen Apparat von Pfeifen und Knarren ergründet er die Gesetze des Schalles. Vor allem aber studiert der junge Amerikaner, gerade wie seine älteren Landsleute, neuere und schnellere Fortbewegungsarten. Der Geschicklichkeit seiner Beinchen mißtrauend, wünscht er auf Hals und Schultern alles Menschlichen zu reiten. Dem kleinen Zauberer kann nichts widerstehen — keine Alterswürde, kein Ernst des Charakters; Onkel, Tanten, Großväter, Großmütter sind seine leichte Beute: er bequemt sich niemandem an, alle schicken sich in ihn; alle machen Bocksprünge, schneiden Fratzen, plappern und zirpen mit ihm. Auf den stärksten Schultern reitet er und zupft lorbeergekrönten Häuptern am Haar.

„Die Kindheit", sagt Milton, „zeigt den Mann, wie der Morgen den Tag zeigt". Das Kind verkörpert jedem Menschen

seine eigene früheste Erinnerung und füllt so eine Lücke in unserer Erziehung aus oder ermöglicht uns, unsere eigene uns unbewußte Geschichte mit einer so zärtlichen Teilnahme zu durchleben, daß es beinahe einem persönlichen Erleben gleichkommt.

Schnell — fast allzu schnell für die aufmerksame Neugierde der Eltern, die eifrig das Zauberwesen von Locken und Grübchen und lallenden Worten studieren — wird aus dem kleinen Plauderer ein Knabe. Er wandelt täglich unter Wundern: Feuer, Licht, Finsternis, der Mond, die Sterne, der Hausrat, das rote Zinnpferd, die Dienstboten, die als ungeschlachte Pflegemütter ihn verhätscheln und ihn füttern, die Gesichter, die ein Küßchen von ihm heischen — all dies ist abwechselnd höchst interessant; aber warmfühlend, fröhlich, mit gutem Appetit begabt macht der kleine Herrscher sich alles untertan ohne es zu wissen. Die neu erworbene Kenntnis wird dem Leben von heute einverleibt und wird zum Mittel, neue zu erwerben. Die blühende Rose ist ein neues Erlebnis; der Garten mit all seinen Blumen ist für den kleinen Adam ein neues Eden; der Regen, das Eis, der Frost bezeichnen Epochen in seinem Leben. Was für ein Festtag, wenn der Dreikäsehoch zum ersten Mal in den Schnee hinaus darf!

Welche Kunst vermag irgend einen Gegenstand im späteren Leben mit solchem Schimmer zu bemalen oder zu vergolden, wie ihn Mutter Natur dem ersten Tand der Kindheit verleiht! Sankt Peters Dom kann nicht die zauberische Macht auf uns ausüben, die der rotgoldene Einband unseres ersten Bilderbuchs besaß. Wie die Phantasie noch jetzt sich an den warmen Glorienschein jener Vergoldung anklammert! Was für Unterhaltungen machen dem schmucken kleinen Lebens-

studenten jeden Tag hell und kurz!' Die Straße ist so alt wie die Natur; alle Gestalten darin haben etwas Geheiligtes an sich. Sein phantasieerfülltes Leben zieht allen Dingen ihr Feiertagskleid an. Seine Beängstigungen schmücken die Dunkelheiten mit Poesiegestalten. Er hat von wilden Pferden und von bösen Buben gehört und mit einem angenehmen Gruseln wartet er vor seiner Tür darauf, daß Vertreter dieser Spezies vorbeikommen sollen. Die erste Ausfahrt über Land, das erste Bad in fließendem Wasser, die ersten Schlittschuhe, der erste Schuß draußen im Mondlicht auf ein Wild, die Bücher der Knabenstube — alles neue Kapitel der Freude! „Tausendundeine Nacht" — „die sieben Kämpen der Christenheit" — „Robinson Crusoe" — „Pilgers Wanderfahrt" — was für Fundgruben von Gedanken und Gefühlen, was für eine Garderobe, mit der man die ganze Welt ausstaffieren kann, sind in dieser Encyklopädie der jugendlichen Gedankenwelt! Lauter schöne Züge, die kunstlos aneinandergereiht dennoch als das Meisterstück der Weisheit erscheinen! Und so, die Liebe herausfordernd, die ihn bewacht und erzieht, setzt der kleine Pilgersmann die so fröhlich begonnene Reise durch die Natur fort. Er wächst heran zum Schmuck und zur Freude des Hauses, das von seinem Jubel widerhallt.

Der Haushalt ist das Heim des Mannes, wie es das des Kindes ist. Die Ereignisse, die sich dort zutragen, berühren uns näher und inniger als alle, die von Senaten und Akademien durchforscht werden. Häusliche Ereignisse gehen uns ganz gewiß an. Die sogenannten öffentlichen Ereignisse können uns angehen, können uns aber auch nicht angehen. Wünscht jemand sich mit der wirklichen Geschichte der Welt bekannt zu machen, mit dem Geist seines Zeitalters, so braucht er nicht erst ins Kongreßhaus oder zu Hofe zu gehen. Der

feine, flüchtige Geist des Lebens muß in Tatsachen gesucht werden, die näher bei der Hand liegen. Die Ereignisse und Leiden unseres Haushaltes, unseres Wesens, unseres Temperaments, unserer persönlichen Geschichte — diese haben das tiefste Interesse für uns. Tatsachen sind besser als Phantasiegebilde — ja, wenn wir nur immer reine Tatsachen haben könnten! Meinst du, irgend ein Redner, irgend ein Dichter könnte dein Ohr der weisen Zigeunerin abspenstig machen, die ohne Abweichung von der Wahrheit das wirkliche Geschick eines Menschen voraussagen könnte? die deinen sittlichen Charakter und deine natürliche Entwickelung miteinander versöhnen könnte? die deine Mißgeschicke, deine fieberhaften Gelüste, deine Schulden, dein Temperament, deine Denkweise, deine Liebhabereien erklären könnte? und die bei jeder Erklärung dich nicht von dem Ganzen schiede, sondern dich mit dem Ganzen verbände? Ist es nicht klar, daß nicht in Senaten, an Höfen oder in Handelskammern, sondern im Wohnhause der wahre Charakter und die Hoffnung der Zeit gesucht werden muß? Diese Tatsachen sind freilich schwerer zu lesen. Es ist leichter, die Einwohnerzahl festzustellen oder die Quadratmeilenzahl eines Landes zu messen, dessen Politik, Bücher, Kunst zu kritisieren als an die Personen und Häuser der Menschen heranzugehen, ihren Charakter zu lesen und auf ihre Lebensführung seine Hoffnung zu setzen. Und dennoch flattern wir immer nur um diese bessere Ahnung herum. In der einen oder der anderen Form kehren wir immer wieder zu ihr zurück. Die Physiognomik und Phrenologie unserer Tage sind ja recht oberflächliche und mechanische Systeme, und doch, sie beruhen auf ewigen Grundlagen. Wir sind sicher, daß es nicht die heilige Gestalt des Menschen ist, die wir in diesen phantastischen, erbärmlichen, traurigen Masken

sehen — Masken, die wir tragen, Masken, denen wir begegnen — in diesen aufgedunsenen oder zusammengeschrumpften Leibern, kahlen Köpfen, blöden Augen, in dieser Kurzatmigkeit, in dieser kümmerlichen zarten Gesundheit, in diesem frühen Sterben. Wir leben als Ruinen unter Ruinen. Die großen Tatsachen sind die nahen. Die Erklärung für den Leib ist in der Seele zu suchen. Die Geschichte deines Glücks ist in deinem Leben schon vorausgeschrieben.

So laßt uns denn die öffentlichen Plätze verlassen und die Einfriedigung des Hauses betreten. Laßt uns in die Wohnstuben unserer Zeitgenossen eintreten, ihren Tischgesprächen zuhören, uns ihre Ausgaben ansehen. Ein gesteigertes Selbstbewußtsein der Seele, sagt man, sei für unsere Zeit bezeichnend. Laßt uns sehen, ob es nicht bloß die Atome an der Peripherie in eine andere Anordnung gebracht hat, sondern auch die Atome des Kerns in seinen Bereich zieht. Gehorcht der Haushalt einer Idee? Siehst du den Menschen — seine Gestalt, seinen Geist, sein Streben — in seiner Haushaltung? Ist diese durch und durch erhellt, durchscheinend? Es sollte in einer Haushaltung nichts Verwirrendes, nichts Konventionelles geben, sondern der Geist und die Liebe des Menschen sollten seinem ganzen Besitztum so augenfällig aufgeprägt sein, daß ein Auge, das ihn kennt, aus seinem Eigentum, aus seiner Besitzung, aus seinem Schmuck, aus jeder Ausgabe seinen Charakter lesen könnte. Eines Menschen Geld sollte nicht der Richtung folgen, die des Nachbarn Geld nimmt, sondern sollte für ihn die Erreichung dessen bedeuten, was er am liebsten damit tun möchte. Ich bin nicht ein Ding und meine Ausgaben ein anderes! Meine Ausgaben sind Ich. Daß unsere Ausgaben und unser Charakter zweierlei sind, das ist das Laster, woran die Gesellschaft krankt.

Wir erkundigen uns in Läden und Verkaufsbuden nach den Preisen von mancherlei Dingen, aber irgend etwas kauft jeder Mensch ohne Zögern, wären es auch nur Briefe, die er vom Postamt abholt, Fahrgeld für Wagen oder Schiff, Werkzeug für seine Arbeit, Bücher, die für seinen Beruf geschrieben sind. Er möge niemals etwas anderes kaufen als was er braucht, niemals auf Drängen eines anderen etwas unterschreiben, niemals widerwillig etwas geben. Ein Gelehrter zum Beispiel legt sein Geld für literarische Zwecke an. Alle seine Ausgaben sind für Aristoteles, Fabricius, Erasmus, Petrarca. Verlange von ihm nicht, daß er mit seinen Ersparnissen einem jungen Schnittwaren- oder Gewürzkrämer helfen solle, ihre Läden in stand zu setzen, oder daß er eifrigen Wahlagenten beistehe, in Gesetzen zu spekulieren, oder daß er einer Gesellschaft beitrete, um eine Fabrik zu bauen oder einen Fischewer auszuschicken. Diese Dinge müssen ebenfalls gemacht werden, aber nicht von solchen Leuten, wie unser Gelehrter einer ist. Wie hätte solch' ein Buch wie Platos Gespräche auf unsere Tage kommen können, wären nicht die geheiligten Sparpfennige der Gelehrten und ihre phantastische Begeisterung für dieses Buch gewesen?

Ein anderer ist ein mechanisches Genie, ein Erfinder von Webstühlen, ein Schiffsbauer — der legt sein Geld im Schiffsbau an und könnte nichts zustande bringen, wenn er es für Bücher oder Pferde ausgäbe. Ein anderer ist ein Farmer — legt sein Geld in der Landwirtschaft an; ein anderer ein Chemiker — und für ihn wie für alle gilt die gleiche Regel. Wir müssen mit unserem Geld kein Blendwerk treiben, sondern es herzhaft ausgeben, müssen uns hinaufkaufen, nicht herunterkaufen!

Ich fürchte, von diesem Standpunkt aus betrachtet werden unsere Häuser nicht als etwas Einheitliches, nicht als die

Verkörperung der besten Gedanken erscheinen. Haushalt, Beruf, Verkehr der Bürger sind nicht von einer Art. Aus seinem Haus sollten wir erkennen können, was nach seiner aufrichtigen Meinung sein Glück ist, wenn er unter seinen Angehörigen weilt und alle Affektation, alles höfliche Entgegenkommen, ja sogar jede Geltendmachung seines Willens vergißt. Er sollte in sein Heim alle Bequemlichkeit und allen Zierat bringen, die seit Jahren ihn gelockt hatten, und sein Charakter müßte sich aus ihnen erkennen lassen. Aber was für eine Idee gibt unseren Häusern ihr Gepräge? Zunächst Sparsamkeit, dann das Festhalten am Hergebrachten, dann Vergnügen. Nimm alle Dächer ab, von Straße zu Straße, und wir werden selten den Tempel einer höheren Gottheit finden als der Klugheit. Der Fortschritt des häuslichen Lebens hat sich geäußert in Reinlichkeit, Lüftung, Gesundheit, Wohlanständigkeit, in zahllosen Hilfsmitteln und Kunstgriffen, die zur Bequemlichkeit dienen, in der Konzentration der Vorteile jedes Klimas in jedem Hause. Die Häuser der Reichen sind Konditorläden, wo wir Süßigkeiten und Wein bekommen; die Häuser der Armen eifern ihnen nach, soweit es in ihren Kräften steht. Bei solchen Endzielen gibt's kein schönes Haushalten; es erfreut und erhebt weder den Hausherrn, noch die Hausfrau, noch das Kind; weder den Wirt, noch den Gast; es bürdet den Frauen Lasten auf. Einen Haushalt zu führen zu Zwecken der Klugheit, macht Arbeit ohne Vergnügen zu bringen; einen Haushalt zu führen, um Staat damit zu machen, ist von allen Frauen nur ganz wenigen möglich, und deren Erfolg ist teuer erkauft.

Sehen wir uns die Sache etwas neugierig an, so wird sie gefährlich. Wir brauchen die ganze Kraft einer Idee, um diese Last emporzuwuchten; denn der erforderliche Reichtum

und die Mannigfaltigkeit von Bedürfnissen setzen uns in Verlegenheit, besonders unter nördlichen Himmelsstrichen. Die kürzeste Aufrechnung unserer Bedürfnisse in diesem rauhen Klima erschreckt uns durch die Menge von Dingen, die sich nicht leicht machen lassen. Und sieht man sich die vielen Einzelheiten an, so möchte man sagen: gut Haus zu halten ist eine Unmöglichkeit; Ordnung ist ein zu kostbares Ding, um unter Frauen und Männern weilen zu können. Seht, mit was für Kosten in Familien, wo Wohlhabenheit und auch Geschmack zu Hause ist, eine besonders bevorzugte Liebhaberei durchgeführt wird! Nehmen wir z. B. die Kinder: werden sie gekleidet, genährt, bedient, in angemessener Gesellschaft gehalten, in gute Schulen geschickt und zu Hause von den Eltern gut erzogen — dann hat die Gastlichkeit des Hauses zu leiden; die Freunde werden weniger sorgfältig bewirtet, der tägliche Tisch ist nicht so gut besetzt. Werden die Stunden der Mahlzeiten pünktlich eingehalten, so sind die Zimmer unordentlich. Sind Wäsche und Vorhänge rein und schön, ist das Hausgerät gut, so werden Hof, Garten und Einzäunungen vernachlässigt. Wird auf alles sorgfältig geachtet, so müssen Hausherr und Hausherrin sich auf Kosten ihrer eigenen Fortbildung und Lieblingsbeschäftigungen um alle Einzelheiten kümmern — oder Personen werden wie Sachen behandelt.

Die Schwierigkeiten, die hier zu überwinden sind, müssen offen eingestanden werden; sie sind zahlreich und groß. Auch läßt sich nicht dadurch mit ihnen fertig werden, daß man sie einzeln prüft oder die Fehler einzeln zu beseitigen sucht, sondern nur dadurch, daß man dem Haushalt höhere Zwecke weist, als bei dem Bauen und Einrichten unserer Wohnungen durchweg obwalten. Und gibt es eine ernstere Kalamität als diese, eine, die zu ihrer Überwindung einen eifrigeren

Willen erfordert? Von einem Zimmer ins andere zu gehen und keine Schönheit zu finden; unter den Hausgenossen kein zielbewußtes Streben zu entdecken; nur endloses Geschwätz und leeres Gerede zu hören; zur Kritik gezwungen zu sein; durch alles, was man hört, zum Widerspruch und zum Ekel gereizt zu werden; keine Einladung dessen, was gut in uns ist, zu empfangen, keine Empfänglichkeit für Weisheit zu finden — wahrlich, das heißt einen hohen Preis für Zuckerbrot und eine warme Wohnung bezahlen! Denn man wird damit um alle Wahlverwandtschaft, um Ruhe, freundliche Bildung und die tief innerliche Schönheit betrogen.

Es ist eine hinreichende Anschuldigung gegen unsere Lebensweise — und schon darum sollten wir sicherlich unser Ohr jedem wohlmeinenden Reformator öffnen! — daß heutzutage Reichtum vonnöten ist, um unsere Begriffe von häuslicher Behaglichkeit durchzuführen. „Gib mir die Mittel!" sagt die Frau, „und dein Haus soll nicht mehr deinen Geschmack beleidigen oder deine Zeit über Gebühr in Anspruch nehmen." Wenn wir solche Worte hören, begreifen wir, wie diese ‚Mittel' auf Erden so allmächtig haben werden können. Und in der Tat, die Liebe zum Reichtum scheint hauptsächlich aus der Liebe zum Schönen entsprossen zu sein. Der Wunsch nach Geld gilt nicht dem Golde. Man hat keine Sehnsucht nach viel Essen, Kleidern, Haushaltungssachen. Aber das Geld ist das Mittel, Freiheit und Wohlergehen zu genießen. Wir verachten Notbehelfe; wir wünschen die Eleganz des Überflusses; wir möchten doch wenigstens unseren Eltern, Verwandten, Gästen oder Dienstboten gegenüber nicht zu knausern brauchen; wir wünschen in unserer Stadt den fürstlichen Wohltäter zu spielen, wünschen, daß der Fremde unser Tor anstaunt, daß der Dichter, die Schönheit, der Mann oder die Frau von Be-

deutung bei uns einkehren. Wie können wir das, wenn die Bedürfnisse jedes Tages uns zu einer Gefängnisarbeit um Gelderwerbes willen zwingen, uns zu einer beständigen Wachsamkeit nötigen, daß wir uns nicht zu irgend einer Ausgabe verlocken lassen?

Gib uns Reichtum und das Heim soll da sein. Aber das ist eine sehr unvollkommene und unrühmliche Lösung des Problems — und daher überhaupt keine Lösung. „Gib uns Reichtum!" Du verlangst zu viel. Reichtum haben nur wenige; ein Heim aber müssen alle haben. Die Menschen werden nicht reich geboren; und im Erwerben des Reichtums wird gewöhnlich der Mensch geopfert und wird oft geopfert, ohne überhaupt Reichtum zu erlangen. Abgesehen davon — das kann die richtige Antwort nicht sein; gegen Reichtum läßt sich mancherlei vorbringen. Reichtum ist ein Notbehelf. Der Weise angelt nur mit sich selber und mit keinem geringeren Köder. Der ganze Gebrauch, den wir vom Reichtum machen, bedarf der Überprüfung und Besserung. Großmut besteht nicht darin, daß man Geld oder Geldeswert gibt. Diese sogenannten ‚Güter' sind nur Schatten vom Guten. Einem Leidenden Geld zu geben, heißt nur sich loskaufen. Es ist nur ein Aufschieben der wahren Zahlung, eine Bestechung, um sich Schweigen zu erkaufen — ein Kreditsystem, wobei ein papierenes Zahlungsversprechen vorläufig statt der Abrechnung dienen mußte. Wir schulden dem Menschen höhere Hilfe als Nahrung und Feuer. Wir schulden dem Menschen — den Menschen. Wenn er krank, unfähig, gemeindenkend, widerwärtig ist, so liegt der Grund darin, daß so vieles, was zu seiner Natur gehört, unrechtmäßiger Weise ihm vorenthalten wird. Du solltest ihn in seinem Gefängnis besuchen, um die bösen Geister zu vertreiben, ihn mit mannhafter Ermutigung

aufzurichten, nicht mit erbärmlichem Bedauern, daß du kein Geld für ihn habest, oder höchstens mit schnödem Anerbieten von Geld — sondern mit deinem Heroismus, deiner Reinheit, deinem Glauben. Du mußt mit dir den Geist bringen, der da ist Verständnis, Gesundheit, Selbsthilfe. Ihm statt dessen Geld anbieten, heißt ihm dasselbe Unrecht zufügen, wie wenn der Bräutigam der ihm verlobten Jungfrau eine Summe Geldes anbietet, damit sie ihn aus seinen Verpflichtungen entlasse. Große sind groß durch ihr Herz, nicht durch ihre Börse. Genius und Tugend sind wie Diamanten am besten in einfacher Fassung — in Blei gefaßt, in Armut gefaßt. Der größte Mann der Weltgeschichte war der ärmste. Wie war es mit den Feldherren und Weisen von Griechenland und Rom, mit Sokrates, mit Epaminondas? Aristides wurde zum Schatzverwalter Griechenlands bestellt, um den Tribut einzusammeln, den jeder Staat zum Kampf gegen die Barbaren beizutragen hatte. „Arm," sagt Plutarch, „als er sein Amt antrat, ärmer als er es niederlegte". Wie war's mit Ämilius und Cato? Was für ein Haus führten Paulus und Johannes, Milton und Marvel, Samuel Johnson, Samuel Adam in Boston, Jean Paul Richter in Bayreuth?

Ich glaube es leuchtet ein, daß dieser Ruf aller Gemeinschaften und Zeiten: „Gebt uns Reichtum und der gute Haushalt wird da sein!" unmoralisch ist und die ganze Schwierigkeit überhaupt nicht berührt. Gewiß lautet er besser in der Form: „Gebt uns eure Arbeit, und der Haushalt beginnt!" Ich sehe keine Möglichkeit, wie ernsthafte Arbeit, Arbeit tagaus und tagein, vermieden werden könnte; und manche Dinge deuten auf eine Umwälzung in Meinung und Verhalten gegenüber der Arbeit unserer Hände. Vielleicht wird diese Umwälzung unsere Untersuchung der Tatsachen beträchtlich

fördern. Eine neue Zeit verteilt vielleicht die Handarbeit gleichmäßiger auf alle Mitglieder der Gesellschaft, sodaß die Arbeit weniger Stunden für die Bestreitung der Bedürfnisse ausreicht und zugleich die Kräfte des Menschen mehrt. Aber die Reform des Haushalts darf sich nicht auf einzelne Teile beschränken. Sie muß das ganze System unseres gesellschaftlichen Lebens verbessern. Sie muß uns einfache Lebensweise und hohe Denkweise bringen; sie muß den Kastengeist durchbrechen, muß die Arbeit der Hausgenossen auf eine andere Grundlage stellen. Und gleichzeitig mit dieser Reform muß noch eins kommen: jeder Mensch muß aufrichtig sich seinem Beruf widmen — der nicht von Eltern oder Freunden für ihn gewählt ist, sondern durch seinen eigenen Genius, mit Ernst und Liebe.

Diese Umkehr zur Besserung ist durchaus nicht so hoffnungslos, wie es den Anschein hat. Gewiß, wenn wir damit anfangen, Einzelheiten unseres gegenwärtigen Systems zu verbessern, wenn wir ein paar Übelstände beseitigen und das Übrige gehen lassen, wie's will — dann werden wir bald voll Verzweiflung unser Bemühen aufgeben. Denn unsere gesellschaftlichen Bildungen sind weit von Wahrheit und Billigkeit entfernt. Aber es gibt eine rechte Art, die Axt an die Wurzel des Baumes zu legen: wir müssen uns *höhere* Ziele stellen. Laßt uns also begreifen, daß ein Haus in seiner ganzen Einrichtung Zeugnis geben sollte, daß es zum Zweck menschlicher Bildung gebaut und ausgestattet ist. Unter Sonne und Mond steht es zu analogen Zwecken da, zu Zwecken, die nicht weniger edel sind als die ihrigen. Nicht zur Festhalle sei es erbaut, nicht zur Schlafstelle: sondern Fichte und Eiche sollen freudig von ihren Bergen herabsteigen, um Menschen die ebenso ehrlich und notwendig sind wie sie selber, das Dach

zu errichten. Es sei ein Obdach, das guten und wahrhaftigen Menschen zu jeder Stunde offen steht. Eine Halle sollen wir in ihm finden, von deren Wänden Aufrichtigkeit leuchtet; Sterne, die immer ruhig sind, und ein Gehaben, das niemals aus dem Einklang zu bringen ist; Hausgenossen, die wissen was ihnen not tut, die nicht unser Haus zu befragen brauchen, wie das ihrige zu führen sei. Sie haben Ziele: sie können nicht um Kleinigkeiten in ihrer Arbeit aufhören. Mäßige Lebensweise schafft noch keine Ordnung im Hause, aber Wissen, Charakter, Tätigkeit nehmen so viel Lebenskraft in Anspruch und gewähren so viel Unterhaltung, daß den Tafelfreuden nicht mehr eine so eifrige Aufmerksamkeit zugewandt wird. Und mit einer Änderung der Lebenszwecke ändert sich auch der ganze Maßstab, wonach Menschen und Dinge sonst beurteilt wurden. Reichtum und Armut werden erkannt als das, was sie sind. Man beginnt einzusehen, daß nur die arm sind, die sich arm fühlen; daß Armut nur aus einem Gefühl der Armut besteht. Die Reichen — was wir so reich nennen — und unter ihnen gerade die sehr Reichen, würden als sehr armselig und bettelhaft befunden werden, wenn sie mit einem richtigen Maßstab gemessen würden. Große Menschen bringen uns vor allen Dingen zum Bewußtsein der Gleichgültigkeit äußerer Umstände. Sie setzen die höheren Wahrnehmungsfähigkeiten in Tätigkeit und unterdrücken die niederen Gewohnheiten eines bequemen Luxus. Aber die höheren Wahrnehmungsfähigkeiten finden überall Gelegenheit zur Betätigung; nur die niedrigen Gewohnheiten brauchen Paläste und Festmähler.

So sage denn der Mensch: Mein Haus steht hier im Bezirk, um dem Bezirk Kultur zu bringen; ein Speisehaus und Schlafhaus für Wanderer soll es wohl sein, aber es soll noch viel mehr sein. Ich bitte dich, o treffliche Gattin, plage nicht

dich und mich, um ein reiches Mahl zu beschaffen für diesen Herrn oder jene Dame, die in unsere Tür eingekehrt sind, oder um mit allzu hohen Kosten ein Gastzimmer herzurichten. Wenn sie nach diesen Dingen Begehr tragen, können sie sie in jedem Dorf für einen Taler bekommen. Aber laß diesen Fremden, wenn er will, in deinem Blick, in deinem Wort, in deinem Gehaben dein Herz und deinen Ernst lesen, dein Denken und Wollen — diese Dinge kann er in keinem Dorf, in keiner Stadt, um kein Geld kaufen, und um ihnen zu begegnen, mag er wohl fünfzig Meilen weit reisen, mit einem einfachen Essen, mit einem harten Bett sich begnügen. Gewiß, dem Reisenden möge der Tisch gedeckt, möge das Bett bereitet sein; aber die Gastfreundschaft soll den Nachdruck nicht auf diese Dinge legen. Ehre dem Hause, dessen Bewohner einfach sind bis an die Grenze der Kargheit, so bei ihnen der Geist wach ist und die Gesetze des Weltalls liest, so die Seele Wahrheit und Liebe verehrt, so hochgemute Ehre jedes Tun durchströmt.

Nie war in der Welt ein Land, das so leicht wie unser Amerika ein solches Heldentum betätigen könnte, niemals und nirgendwo hat der Staat so wirksam für Volksbildung gesorgt, nirgends steht geistige Unterhaltung einer strebsamen Jugend so leicht zu Gebote. Der Sohn des Armen empfängt Bildung. In jeder großen, in jeder kleinen Stadt gibt es manche bescheidene Hütte, worin Talent und Geschmack, zuweilen sogar Genie, mit Armut und Mühe zusammen hausen. Wer sah noch nicht — und wer könnte es ungerührt sehen? — wie unter niederem Dach muntere, aufblühende Knaben so schnell wie möglich sich ihrer Haushaltungsarbeiten entledigen, dann in die Wohnstube eilen, um die erbarmungslosen Schulaufgaben für den nächsten Tag zu machen, und

dabei sich doch noch die Zeit abstehlen, um noch ein Kapitel des Romans zu lesen, den sie mit Mühe und Not vor den Augen der Eltern eingeschmuggelt haben — ein Genuß, für den sie mit einigen Seiten Plutarch oder Goldsmith Buße tun? Wer sah nicht die warme Sympathie, womit sie auf dem Schulhof, in einer Scheune, in einem Holzschuppen durch ein paar Verse eines Gedichtes oder Liedes, durch einige Sätze aus der letzten Predigt oder durch eine Nachahmung der Gebärden des Redners einander entflammen? Wer freute sich nicht über die jugendliche Kritik der Sonntagspredigten? über die Schuldeklamation, die gewissenhaft zu Hause immer wieder aufgesagt wird, manchmal bis zur Ermattung, manchmal zur Bewunderung der Schwestern? über die ersten einsamen Freuden litterarischer Eitelkeit, wenn in der Stille des Dachkämmerleins die Übersetzung oder der Aufsatz fertig geworden ist? über die vorsichtige Vergleichung der anziehenden Ankündigung von der Ankunft Macreadys, Kembles oder Booths oder eines berühmten Redners mit den Kosten, die der Genuß erfordern würde? über die zärtliche Freude, womit sie einander begrüßen, wenn sie nach den durch Schule oder Geschäft verursachten frühen Trennungen wieder zusammenkommen? über den Vorbedacht, womit sie während solcher Trennungen den Honig, den die Gelegenheit ihnen zuträgt, für Ohr und Phantasie der Freunde aufspeichern? über die rückhaltlose Freude, womit sie sich ihrer jugendlichen Geistesschätze entledigen, wenn die Ferien sie wieder vereinigen? Was für ein Ring hält sie so fest zusammen? Es ist das eiserne Band der Armut, der Notwendigkeit, der Sittenstrenge, das sie von sinnlichen Vergnügungen ausschließt, durch die andere Knaben vorzeitig alt werden, das ihre Tätigkeit in sichere und richtige Bahnen gelenkt hat und sie zu unbewußten

Bewunderern des Großen, des Schönen, des Guten macht. Ah, die kurzsichtigen Studenten von Büchern, Natur, Menschen — wie glücklich wären sie, könnten sie erkennen, welcher Vorteile sie genießen! Sie schmachten nach Befreiung von dem sanften elterlichen Joch; sie seufzen nach schönen Kleidern, nach Ausfahrten, nach Theaterbesuch, nach der vorzeitigen Ungebundenheit und Zerstreuung, die andere sich leisten können. Wehe ihnen, wenn ihre Wünsche in Erfüllung gingen! Die Engel, die bei ihnen weilen, die ihnen Lorbeeren des Lebens um die jugendlichen Stirnen winden, heißen Arbeit, Entbehrung, Wahrhaftigkeit und gegenseitiges Vertrauen.

Für manche Teile einer guten Hauswirtschaft läßt eine erfreuliche Lehre sich aus der Lebensweise und den Sitten der späteren Römer gewinnen, wie sie uns in den Briefen des jüngeren Plinius geschildert sind. Auch vermag ich der Versuchung nicht zu widerstehen, das so allbekannte Beispiel von dem edlen Haushalt Lord Falklands in Clarendon hier anzuführen: „Da sein Haus wenig mehr als zehn Meilen von Oxford lag, unterhielt er freundschaftlichen Verkehr mit den gebildetsten und tüchtigsten Männern der dortigen Universität. Sie fanden bei ihm eine solche Unbeschränktheit des Witzes, eine solche Sicherheit des Urteils, eine solche Unendlichkeit der Phantasie, die trotzdem durch die schärfste Logik in Schranken gehalten wurde, ein solch ausgedehntes Wissen, wie wenn er Alles wüßte, verbunden mit solcher Bescheidenheit, wie wenn er gar nichts gewußt hätte — daß sie ihn oft besuchten und in seinem Hause weilten, wie wenn dies ein in der reinen Landluft gelegenes College der Universität gewesen wäre. Und so war sein Haus eine Art von Universität im Kleinen, das sie weniger, um sich zu erholen, aufsuchten, als um zu studieren, und um jene gröberen Gesprächsthemata,

die durch die Denkfaulheit und Gleichgültigkeit allgemein geworden sind, zu prüfen und zu verfeinern."

Ehre dem Mann, der nicht den Ehrgeiz hat, im Staats- oder Heeresdienst Lorbeeren zu gewinnen, ein Jurist oder Naturforscher, ein Dichter oder Befehlshaber zu sein, sondern der den Ehrgeiz hat, ein Meister in der wahren Lebenskunst zu sein und die Pflichten eines Herrn oder Dieners, eines Gatten, Vaters und Freundes zu erfüllen. Aber die Erfüllung dieses Lebenszweckes erfordert einen ebensogroßen — oder gar größeren — Kraftaufwand, wie die jener anderen, und wenn es mißlingt, geschieht es aus denselben Ursachen. Das Grundübel an unserem Haushalten ist nach meiner Meinung, daß es den Menschen nicht heilig hält. Das Grundübel des Regierens, das Grundübel der Erziehung, das Grundübel der Religion ist dasselbe, das dem Privatleben anhaftet.

In den alten Märchen lasen wir einst von einem Mantel, der aus dem Feenland als Geschenk für die Schönste und Reinste an König Artus' Hof gebracht wurde. Die sollte ihn erhalten, der er passen würde. Voll Eifers probierte eine Jede ihn an, aber keiner wollte er passen; der einen war er viel zu weit, der andern schleppte er auf dem Boden nach, auf dem Leibe der dritten schrumpfte er zu einem Schurz zusammen. Natürlich sagten diese, der Teufel säße in dem Mantel, in Wirklichkeit aber wohnte die Wahrheit darin und stellte all das Häßliche bloß, das eine Jede zu verhehlen bemüht war. Alle wichen voll Entsetzen vor dem Kleide zurück. Die unschuldige Genelas allein konnte ihn tragen. In gleicher Weise besitzt jeder Mensch in seinen Gedanken einen menschlichen Maßstab, den er auf jeden ihm Begegnenden anwendet. Leider zeigt sich unter vielen Tausenden nicht Einer der Größe und Stärke des Vorbildes gewachsen — auch der Messende

selber nicht, auch die Leute auf der Straße nicht, ja nicht einmal die auserwählten Individuen, die er bewundert — die Helden seiner Rasse. Wenn er mit kritischem Blick sie prüft, so entdeckt er, daß ihre Ziele niedrig sind, daß sie selbst zu schnell befriedigt sind. Er bemerkt, mit welcher Schnelligkeit das Leben seinem Höhepunkt zutreibt, wie geringe Ansprüche die allermeisten Menschen erfüllt zu sehen erwarten. Allen Menschen begegnet bald nach Erreichung der Mannbarkeit irgend ein Ereignis oder eine Gesellschaft oder ein Lebensumstand, die den Wendepunkt ihrer irdischen Laufbahn oder das Hauptereignis ihrer Geschichte bilden. Bei der Frau ist es Liebe und Heirat, und das ist noch das Vernünftigere; und doch ist es bedauerlich, daß alle Ereignisse und Ergebnisse eines sich entfaltenden Lebens von einer so jugendlichen Periode der Unbedachtsamkeit, wie das Alter des Freiens und Heiratens für gewöhnlich ist, herdatiert und danach beurteilt werden. Für Männer bilden den entscheidenden Lebenshöhepunkt der Ort ihrer Erziehung, die Wahl eines Berufs, die Niederlassung in einer Stadt oder eine Übersiedelung nach dem Osten oder nach dem Westen oder sonst eine aufgebauschte Lappalie, und alle späteren Jahre und Handlungen gewinnen nur durch ihre Beziehungen zu diesem Ereignis Interesse. Daher kommt es, daß wir gar bald der Unterhaltungskunst eines jeden Menschen auf den Grund kommen und nur seine zwei oder drei Haupterlebnisse zu kennen brauchen, um seine Meinung über jeden neu auftauchenden Gesprächsgegenstand voraus zu wissen. Diese Eigentümlichkeit ist bei sogenannten Gebildeten kaum weniger bemerkbar als bei Ungebildeten. Ich habe bei Universitätsfestlichkeiten gut beanlagte Männer gesehen, die nach zehn, zwanzig Jahren zum ersten Mal die alte Halle wiedersahen, aber dem Anschein

nach noch genau dieselben Knaben waren, die sie beim Abschied gewesen waren. Dieselben Späße freuten, dasselbe leere Stroh kitzelte sie; Amt und Würden, mit denen diese Männer bei ihrer Rückkehr bekleidet waren, erschienen als bloße ornamentale Masken; unter diesen Masken waren sie immer noch Knaben. Niemals gelingt es uns, Weltbürger zu werden, sondern wir bleiben Kleinstädter, welche denken, in ihrem Nest sei doch alles ein bißchen besser als das betreffende gleiche Ding anderswo. Der Lebensumstand, von dem ich sprach, ist bei jedem ein anderer, aber in jedem bildet er die Kohlen eines ewig brennenden Egoismus. Beim einen war es sein Ergreifen des Seemannsberufes, bei einem andern waren es die Schwierigkeiten, die er überwinden mußte, um die Hochschule besuchen zu können; bei einem dritten seine Reise nach dem Westen, oder seine Seefahrt nach Kanton; bei einem vierten sein Austritt aus der Quäkergemeinde; bei einem fünften seine neue Diät und Lebensweise; bei einem sechsten seine Lossagung von der Sklavenbefreiungspartei; bei einem siebenten sein Eintritt in dieselbe Partei. Es ist ein Leben voller Spielkram und Flittertand. Wir sind zu leicht zufrieden gestellt.

Ich glaube, dieses traurige Ergebnis zeigt sich in unserem Gehaben. Die Menschen, die wir in unseren Nächsten erblicken, geben uns nicht das Bild, machen uns nicht den Eindruck von Menschen. Die Menschen, die wir sehen, werden durch die Welt gehetzt; sie sind gequält, ängstlich, verrunzelt; sie sehen alle aus wie abgetriebene Klepper unsichtbarer Reiter. Wie selten sehen wir Ruhe! Wir haben noch niemals einen Menschen gesehen. Wir kennen nicht das majestätische Gebahren, das einem solchen zu eigen ist, das den, der es sieht, ruhig macht und erhebt. Es sind keine göttlichen Menschen

unter uns, und die Menge hat es nicht eilig, göttlich werden zu wollen. Und doch halten wir unser ganzes Leben lang alle an einem zuversichtlichen Glauben an ein besseres Leben fest, am Glauben an bessere Menschen, an reinliche und edle Beziehungen, obwohl wir selbst in unserem Leben einer echt menschlichen Gesellschaft niemals begegnet sind. Ganz gewiß, das war nicht die Absicht der Natur, mit all diesem ungeheuren Aufgebot von Kraft und Mitteln ein so billiges und klägliches Ergebnis zu erzielen! Das Sehnen unseres Herzens nach dem Guten und Wahren sagt es uns besser, ja der Mensch selber deutet uns auf ein besseres Leben hin.

Jede arthafte Natur hat ihre besondere Schönheit. In jeder Gesellschaft, an jedem Kaminfeuer überraschen uns die Reichtümer der Natur, wenn wir so viele neue und lauter musikalische Töne hören, wenn wir an jeder Person ein besonderes Gehaben von eigentümlichem Reiz sehen, wenn wir auf jedem Antlitz einen neuen Ausdruck lesen. Wir bemerken, daß für jeden Menschen Mutter Natur die Grundsteine zu einem göttlichen Bau gelegt hat — wenn nur die Seele darauf weiter bauen wollte! Es gibt kein Gesicht, keine Gestalt, die wir nicht in unserer Phantasie mit großer Geisteskraft oder mit seelischem Edelmut in Verbindung bringen könnten. In unserer Lebenserfahrung freilich, da ist ja nicht, wie es eigentlich sein sollte, Schönheit so unabänderlich die Mitgabe jedes Mannes und jeder Frau, wie wir das vom Empfindungsvermögen sagen können. Schönheit ist, selbst bei den Schönen, etwas Nebensächliches — oder, wie Jemand es ausgedrückt hat: etwas, das nur einen einzigen kurzen Augenblick den Höhepunkt der Vollkommenheit behauptet; denn vorher ist sie unreif und nachher welkt sie. Aber Schönheit fehlt unseren Augen niemals gänzlich. Jedes Antlitz,

jede Gestalt gibt eine Andeutung der Vollkommenheit, die für sie charakteristisch sein würde. Unsere Freunde sind nicht die höchste Verkörperung ihres Selbst. Aber mögen die Herzen, die sie bewegt haben, Zeugnis ablegen von der geheimen Macht, die in den Zügen dieser uns begegnenden Erdenklöße verborgen lauert! Die geheime Macht der Form über Phantasie und Zuneigung geht über all unsere Philosophie hinaus. Der erste Blick, dem wir begegnen, mag uns lehren, daß die Materie höhere Kräfte zu befördern hat, als ihre eigenen es sind, und daß kein mathematisches Gesetz von Linien oder Körpern jemals die unerschöpfliche Ausdrucksfähigkeit der Form erklären kann. Wir sehen Köpfe, die sich auf dem Drehpunkt des Rückgrats bewegen — nicht mehr. Und wir sehen Köpfe, die sich auf einem Drehpunkt so tief wie die Weltachse zu bewegen scheinen — so langsam, so gemächlich, so groß bewegen sie sich. Wir lesen es unserem Gefährten von den Lippen ab, ob die großen Meister des Denkens und Dichtens seinem Geiste gegenwärtig oder fern sind. Wenn wir nach vielen Jahren ihm wieder begegnen, so lesen wir auf seiner Stirn, ob er noch auf derselben Stelle weilt, wo wir ihn verlassen hatten, oder ob er große Fortschritte gemacht hat.

Während so die Natur und die Winke, die uns der Mensch gibt, uns auf ein wahrhaftes und hohes Leben hinweisen, auf einen Haushalt, der der Schönheit und Größe unserer Welt entspricht, empfangen wir noch im besonderen die gleiche Lehre aus jenen besten Beziehungen zu einzelnen Menschen, zu denen stets unser Herz uns treibt. Glücklich das Haus, worin diese Beziehungen nach dem Charakter ausgewählt werden und zwar nach dem höchsten, nicht nach dem niedrigsten Maßstab; das Haus, worin Charakter zur Ehe bestimmt und nicht

ein wirres Durcheinander von Beweggründen, von denen man nicht gerne spricht. Dann wird die Ehe ein Bündnis sein, das jeder Partei die süße Ehre sichert, für die andere ein ruhiger, beständiger, ewig naher Wohltäter zu sein. Ja, und den Skeptiker, der an der Fähigkeit des Menschen, zu erheben und erhoben zu werden, zweifelt, braucht man zur Antwort nur auf den Wunsch und die Fähigkeit eines freudvollen und veredelnden Verkehrs mit anderen Menschen zu verweisen; denn diese Fähigkeiten werden von jedem vernünftigen Menschen geglaubt und verwirklicht.

Die Zier eines Hauses sind die Freunde, die es besuchen. Kein größeres Ereignis gibt es in unserem Leben, als das Erscheinen neuer Menschen an unserem Herde, es sei denn die fortschreitende Entwicklung des Charakters, der sie anzieht. Sehr fein führt Landor bei seiner Definition des ‚Großen Mannes' die Kennzeichnung an: „Der ist ein großer Mann, der die gewählteste Gesellschaft zusammenrufen kann, sobald es ihm gefällt." Es ist von dem alten Griechen Menander ein Vers erhalten geblieben, der in der Übersetzung etwa folgendermaßen lautet:

Freigebig zwar lud Mutter Natur
Zum festlichen Mahl uns Menschen ein;
Doch nicht der leckeren Speisen Duft,
Nicht der Pokal mit perlendem Wein
Gibt unserem Herzen die höchste Lust —
Die finden wir nur an des Freundes Brust!

Dieses ist das Glück, dem, wenn es recht erkannt wird, die Befriedigung aller anderen Bedürfnisse hintenanzusetzen ist, das Politik, Handel, Kirchen als billigen Tand erscheinen läßt. Denn wir stellen uns doch vor — nicht wahr? — daß Menschen, wenn sie sich so vereinen, wie sie sollen, es tun, wie

Staaten sich vereinen: jeder ein Wohltäter, ein Schauer fallender Sterne, mit so reicher Verschwendung von Taten, von Gedanken, von jeglicher Vollkommenheit, ein Fest der Natur, der alle Dinge nur als Symbole dienen. Und vielleicht ist Liebe nur das höchste Symbol für Freundschaft, so wie dem Anschein nach alle anderen Dinge Symbole für Liebe sind. In der Charakterentwickelung eines jeden Menschen gewinnen seine Beziehungen zu den besten Menschen, die anfangs nur eine romantische Jugendstimmung zu sein schienen, mit der Zeit eine ernstere Bedeutung. Und wer die Ethik der Freundschaft begriffen hat, der wird auch die Lektion des Lebens gelernt haben.

Außer seinen nächstliegenden Zwecken, Beziehungen zwischen Gatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Freunden herzustellen, sollte der Haushalt sich auch die Pflege der schönen Künste und des Gefühls der Ehrfurcht angelegen sein lassen.

1. Alles was den Bewohner in ein schöneres Leben einführt; was sein Auge, sein Ohr, seine Hand erzieht; alles was ihn reiner und größer macht, das mag hier wohl eine Stätte finden. Aber der Mensch möge nicht denken, es sei ein eigener Besitz schöner Gegenstände nötig, um solche wertschätzen zu lernen; er versuche nicht, aus seinem Hause ein Museum zu machen. Es möge lieber der edle Brauch der Griechen in unserer Gesellschaft eine Statt finden; man sammle sorgfältig die Schöpfungen bildender Kunst mit frommem Sinn und gutem Geschmack in Galerien und biete sie einem jeden frei dar wie das Sonnenlicht. Unterdessen wollen wir uns erinnern, daß wir alle selber Künstler sind und daß wir, wir alle, mit Phidias und Rafael im Schaffen des Anmutigen oder Großartigen wetteifern. Die Quelle der Schönheit ist das Herz, und jeder edle Gedanke bestrahlt die Wände deines Zimmers.

Warum sollten wir, um unsere Freunde anzuziehen, uns auf Bilder und Gefäße, auf Kannen und Werke der Baukunst verlassen? Warum sollten wir aus uns Marktbudenbesitzer machen, Anhängsel zu unseren schönen Häusern und unseren Kunstwerken? Wenn wir durch Liebe und Edelsinn die Schönheit in uns aufnehmen, die wir bewundern, so werden wir sie wieder über unsere ganze Umgebung verbreiten. Verschönerung durch Leinwand und Marmelstein brauchen nicht der Mann, das Weib, deren geringste Bewegung Gegenstand für einen Bildhauer ist, deren Augen die Götter und die Nymphen niemals veraltet erscheinen, denn sie haben unbewußt den ganzen Instinkt der Majestät.

Ich unterschätze nicht die schöne Bildung, die Statuen und Gemälde geben. Aber ich denke, das öffentliche Museum jeder Stadt wird eines Tages dem Wohnhaus die Mühe abnehmen, sie zu besitzen und zur Schau zu stellen. Ich gehe nach Rom und sehe an den Wänden des Vatikans Rafaels ‚Verklärung', die für das schönste Gemälde der Welt gilt; oder ich sehe in der Sixtinischen Kapelle Michelangelos Freskogestalten der erhabenen Sibyllen und Propheten, die jetzt seit dreihundert Jahren Tag für Tag unendlichen Mengen von Menschen aller Völker die Phantasie entflammt und sie zur Frömmigkeit erhoben haben. Ich wünsche meinen Kindern und meinen Freunden Abbilder dieser wundervollen Gestalten heimzubringen; diese kann ich in den Läden der Kupferstecher finden, aber ich wünsche nicht die Last zu haben, sie zu besitzen. Ich wünsche in meiner Heimatstadt eine Bücherei und ein Museum zu finden, die der Stadt gehören, denen ich den kostbaren Schatz in Verwahrung geben, wo ich und meine Kinder ihn von Zeit zu Zeit sehen können und wo er seinen angemessenen Platz hat unter hunderten von ähnlichen

Geschenken anderer Bürger — Kunstwerken, die nach dem Urteil der Besitzer eher einen öffentlichen als einen privaten Charakter tragen und deshalb von ihnen hier aufgestellt worden sind.

Eine Sammlung dieser Art, im Besitz der Stadt, würde die Stadt ehren, und wir würden unsere Nachbarn mehr lieben und ehren. Offenbar würde es jeder Stadt ein Leichtes sein, mit dieser echt gemeinnützigen Aufgabe sich abzufinden. Jeder von uns würde freudig sein Teil beitragen — und um so freudiger, je beträchtlicher die Einrichtung anwüchse.

2. Gewiß, nicht abgesondert von dieser Huldigung der Schönheit, sondern in enger Verbindung damit wird das Haus dahin gelangen, als ein Heiligtum verehrt zu werden. Die Sprache einer rauheren Zeit hat uns den allgemeinen Rechtsgrundsatz überliefert, daß jedes Mannes Haus seine Burg sei, das Fortschreiten der Wahrheit wird aus jedem Hause einen Altarschrein machen. Wird nicht der Mensch eines Tages seine Augen öffnen und sehen, wie teuer er der Seele der Mutter Natur ist — wie nahe sie ihm ist? Wird er nicht trotz allem von ihm fälschlich so benannten Zufall einsehen, daß immer und immerdar das Gesetz waltet? daß sein eigenes besonderes Wesen einen Teil davon bildet? daß es in seinem eigenen unergründeten Herzen daheim ist? daß sein Sparen, sein Arbeiten, sein gutes und schlechtes Glück, seine Gesundheit und sein Gehaben eine seltsame und genaue, freilich verkleinerte, Offenbarung des Geistes der ewigen Vorsehung sind? Sobald er das Gesetz entdeckt, kennt er keine Mutlosigkeit mehr. Solange er es sieht, ist jeder Gedanke, jedes Tun nach oben gerichtet und wird eine religiöse Handlung. Bedeutet denn die Heiligung des Sonntags die Entheiligung der ganzen Woche? Bedeutet die Weihung der

Kirche die Entweihung des Hauses? Laßt uns die Zauberformel rückwärts lesen! Auf seinen Füßen stehe der Mensch! Die Religion sei nicht mehr etwas Gelegentliches; und die Pulse des Gedankens, die bis an die Grenzen des Weltalls schlagen, sie mögen vom Busen unseres Heims ausgehen!

Dies sind die Tröstungen — dies sind die Endziele, zu denen der Haushalt eingesetzt ist und der Dachbalken errichtet. Wenn wir um diese uns bemühen, wenn wir einigermaßen sie verwirklichen, kann dann der Staat, kann Handel, kann Klima, kann die Arbeit vieler für einen irgend etwas besseres leisten, auch nur halb so gutes leisten? Ohne das Streben nach diesen Zielen ist die Gesellschaft schwach, ist der Staat eine Aufdringlichkeit. Ich glaube, Heldentum von heutzutage, das auf uns den Eindruck machen sollte wie das alte Heldentum eines Epaminondas und Phokion, es müßte das Heldentum eines Umwerters unserer Begriffe von Häuslichkeit sein. Der Mensch, der tapfer und voll Anmut diese Gorgo der Sitte und Mode niederzwänge, der den Menschen zeigte, wie sie ein reinliches, schönes, heldenhaftes Leben inmitten der Bettelhaftigkeit unserer Städte und Dörfer führen können, der Mensch, der mich lehrte, meine Speise zu essen, meiner Ruhe zu pflegen und mit Menschen zu verkehren, ohne daß ich mich hinterher zu schämen brauchte — dieser Mensch würde dem Leben der Menschheit neuen Glanz schenken, und die Weltgeschichte würde ihn als einen Liebling nennen.

Landwirtschaft

Des Landwirts Glorie ist, daß bei der Verteilung der Arbeit ihm das Schaffen zufiel. Aller Verkehr beruht im letzten Grunde auf seiner ursprünglichen Tätigkeit: er steht dicht an der Natur; er erhält von der Erde das Brot und das Fleisch. Die Nahrung, die nicht war, er ruft sie hervor. Der erste Landmann war der erste Mensch, und jeder geschichtliche Adel beruht auf Besitz und Gebrauch von Land. Die Menschen lieben keine harte Arbeit, aber jeder Mensch hat eine außerordentliche Achtung vor Landwirtsarbeit und ein Gefühl, daß dies der ursprüngliche Beruf seines Geschlechtes ist, daß er selber nur durch irgend einen Umstand, der ihn sie zeitweise anderen Händen übertragen ließ, davon beurlaubt ist. Wenn er nicht irgend eine Geschicklichkeit besitzt, die ihn dem Landwirt empfiehlt, irgend etwas hervorbringt, wofür der Landmann ihm Korn gibt, so muß er selbst auf den ihm zukommenden Platz unter den Pflanzern zurückkehren. Und der Beruf hat in aller Augen seinen alten Reiz, denn er steht am nächsten bei Gott, dem Urgrund.

Dann die Schönheit der Natur, die Ruhe und Unschuld des Landmanns, seine Unabhängigkeit und seine freudebringenden

Künste: die Aufzucht von Bienen, von Geflügel, von Schafen, von Kühen; die Milchwirtschaft, der Gras- und Kornbau, Baumzucht und Forstbetrieb; und die Rückwirkung dieses Berufes auf den Arbeiter, indem sie ihm Stärke und einfache Würde gibt, gleich dem Antlitz und Gehaben der Natur — alle Menschen erkennen sie an. Alle Menschen halten sich das Land in Reserve als eine Zufluchtsstätte, wo sie im Falle des Mißlingens ihre Armut verbergen können, oder als eine Einsamkeit, wenn sie in der Gesellschaft keinen Erfolg haben. Und wer weiß, wieviele reuevolle Blicke aufs Land sich richten von bankbrüchigen Kaufleuten, von gescheiterten Strebern der Gerichtshöfe und Senate oder von den Opfern des Müßigganges und Vergnügens? Vergiftet von Stadtleben und Stadtlastern beschließt der Leidende: „Nun — meine Kinder, die ich geschädigt habe, sollen zurück aufs Land gehen, sollen gekräftigt und geheilt werden von ihm, das meine Pflegestätte hätte sein sollen und jetzt ihr Hospital sein wird."

Des Landmanns Beruf ist fest umschrieben und wichtig, aber man muß nicht versuchen, ihn selber in rosigen Farben zu malen; dem Schicksal und der Gravitation, deren Diener er ist, kann man keine zierlichen Komplimente machen. Er vertritt die Notwendigkeiten. Die Schönheit der großen Wirtschaftlichkeit der Welt ist das Anmutende an ihm. Er fügt sich der Ordnung der Jahreszeit, dem Wetter, den Bodenbestellungs- und Erntearbeiten, wie die Segel eines Schiffes sich dem Winde fügen. Er verkörpert beständige harte Arbeit jahrein jahraus, und kleine Gewinne. Er ist ein Langsamer, nach Naturzeit eingestellt und nicht nach Stadtuhren. Er geht im Schritt von Jahreszeiten, Pflanzen und chemischen Vorgängen. Die Natur hat niemals Eile: Atom für Atom, nach und nach vollendet sie ihr Werk. Fischen,

Segeln, Jagen oder Pflanzen lehren uns das Gehaben der Natur: Geduld mit dem Ausbleiben von Wind und Sonne, mit dem Zögern der Jahreszeiten, mit schlechtem Wetter, mit Überfluß oder Mangel an Wasser — Geduld mit der Langsamkeit unserer Füße, mit der Sparsamkeit unserer Kraft, mit der Weite von Meer und Land, die wir durchwandern müssen usw. Der Landmann richtet seine Zeit nach der Natur ein und erwirbt jene lebenslange Geduld, die ihr eigen ist. Ein langsamer, nachdenkender Mensch, stellt er den Grundsatz auf, daß die Erde ihn nähren und kleiden solle; und er muß warten, bis seine Ernten reifen. Seine Unterhaltungen, seine Freiheiten, seine Geldausgaben müssen dem Maßstab eines Landwirts und nicht dem eines Kaufmanns angepaßt sein. Es wäre ebenso falsch, wenn Landwirte großzügige Massenausgaben machen wollten, wie wenn Staaten eine kleinliche Sparsamkeit übten. Aber wenn er so auf der einen Seite eingeengt wird, hat er dafür Vorteile, die ihn entschädigen. Er ist dauernd, haftet an seinem Lande wie der Fels. In dem Städtchen, wo ich wohne, sind Landgüter seit sieben oder acht Geschlechtern im Besitz derselben Familien; und die meisten von den ersten Ansiedlern des Jahres 1635 würden, wenn sie heute auf dem Hof wieder erschienen, ihr eigenes Blut, ihren eigenen Namen noch immer in Besitz finden. Und das gleiche ist in den umliegenden Ortschaften der Fall.

Diese harte Arbeit wird stets von einer bestimmten Menschengattung vollbracht werden: nicht von pläneschmiedenden Spekulanten, nicht von Soldaten, nicht von Professoren, nicht von Tennyson-Lesern — sondern von Männern von Ausdauer: breitbrüstig, langatmig, zähe, langsam und sicher, pünktlich. Der Landmann hat eine große Gesundheit, den Appetit der

Gesundheit und die Mittel, die dazu gehören: er hat weites Land für sein Heim, Holz, um große Feuer zu brennen, reichliche einfache Kost; seine Milch ist doch wenigstens ungewässert; und Schlaf hat er billiger und besser und reichlicher als Stadtleute.

Ernste Pflichten sind ihm anvertraut. In dem großen Haushalt der Natur steht der Landmann an der Tür der Brotkammer und wiegt einem jeden sein Laib zu. An ihm ist es zu sagen, ob die Menschen heiraten sollen oder nicht. Frühe Heiraten und zahlreiche Geburten sind unlöslich mit Überfluß an Nahrung verknüpft; oder wie Burke sagt: „Der Mensch pflanzt sich mit dem Munde fort." Ferner ist er die Quarantänebehörde. Der Landmann ist ein aufgespartes Kapital der Gesundheit, wie das Landgut das Kapital des Wohlstandes ist; und von ihm kommen sittliche und geistige Gesundheit und Kraft der Städte. Die Stadt erhält fortwährend neue Ersatzmannschaft von dem Lande. Die Männer der Städte, die die Mittelpunkte der Lebenskraft, die Triebräder des Handels, der Politik oder praktischer Künste sind, die schönen und klugen Frauen: sie sind die Kinder oder Enkel von Landleuten und verausgaben die Kräfte, die ihrer Väter hartes, stilles Leben in kalter Ackerfurche, in Armut, Kärglichkeit und Dunkelheit angehäuft hat.

Er ist der beständige Wohltäter. Wer einen Brunnen gräbt, einen Quell in Stein faßt, einen schattigen Baumgang an der Straße pflanzt, einen Obstgarten anlegt, ein dauerhaftes Haus baut, einen Sumpf urbar macht, oder auch nur eine Steinbank am Wege aufstellt, der macht das Land in geringerem oder höherem Maße liebens- und begehrenswert, macht ein Vermögen, das er nicht mit sich nehmen kann, das aber noch lange nachher seinem Lande nützlich ist. Der

Mensch, der zu Hause arbeitet, hilft der Gesellschaft draußen mit viel größerer Gewißheit als einer, der sich Werken der Barmherzigkeit widmet. Wenn es wahr ist, daß nicht durch Aufrufe politischer Parteien, sondern durch die ewigen Gesetze der Volkswirtschaft Sklaven aus einem Sklavenstaat herausgetrieben werden, sobald er von freien Staaten umgeben ist, dann ist der echte Sklavenbefreier der Landmann, der unbekümmert um Gesetze und Verfassungen den ganzen Tag auf dem Felde steht, seine Arbeit in das Land hineinsteckt und ein Erzeugnis hervorbringt, womit keine erzwungene Arbeit den Wettbewerb aufnehmen kann.

Wir sagen gemeiniglich, der reiche Mann könne die Wahrheit sprechen, könne sichs leisten, ehrenhaft, unabhängig in Meinung und Tat zu sein — und das ist die Theorie des Adels. Aber der reiche Mann im echten Sinne ist nicht der Mann mit großem Einkommen und großer Ausgabe, sondern einzig der Mann, dessen Ausgabe geringer ist als sein Einkommen und ständig auf dieser Höhe erhalten wird.

In englischen Fabriken nennt man den Jungen, der am Webstuhl aufpaßt, um den Faden anzuknüpfen, wenn das Rad stillsteht und dadurch anzeigt, daß ein Faden gerissen ist: den ‚Aufpasser'. Und in dieser großen Fabrik unseres kopernikanischen Erdballs, der in seiner Bahn dahingleitet, der mit wechselnden Fluten durch seine Konstellationen dahinrollt, jetzt den Tag des Pflanzens bringt, dann den des Bewässerns, den des Jätens, den des Erntens, den des Hauens und Einbringens — in dieser großen Fabrik ist der Landmann der ‚Aufpasser'. Seine Maschine ist von ungeheuren Verhältnissen: der Durchmesser des Wasserrades, die Arme der Hebel, die Kraft der Batterie gehen über alles mechanische Maß hinaus, und er braucht lange, bis er die Teile und ihr

Zusammenarbeiten versteht. Diese Pumpe wird niemals wasserleer; diese Schrauben gehen niemals los; diese Maschine ist niemals in Unordnung; dieser Kessel und Kolben, diese Räder und Reifen nutzen sich niemals ab, sondern ergänzen sich von selber.

Wer sind des Landmanns Knechte? Nicht der Irländer, nicht der Kuli, sondern Geologie und Chemie, die Nagearbeit der Luft, das Wasser des Bachs, der Blitz aus der Wolke, die Fortpflanzungen des Gewürms, das Pflügen des Frostes. Lange vor seiner Geburt hat die Sonne von Jahrtausenden die Felsen verwittert, sein Land weich gemacht, es mit Licht und Wärme durchtränkt, es erst mit einer Pflanzenhaut bedeckt, dann mit Wäldern, und den Torf angehäuft, der in seiner Zersetzung ihm den Boden seiner Wiese liefert.

Die Wissenschaft hat die großen Kreise gezeigt, in denen die Natur arbeitet; die Art und Weise, wie die Seepflanzen den Seetieren die Wage halten, wie die Landpflanzen den Sauerstoff liefern, den die Landtiere verbrauchen, und die Landtiere den Kohlenstoff, den die Pflanzen verzehren. Diese Tätigkeiten sind unaufhörlich. Die Natur arbeitet nach dem Grundsatz: alle für eines und eines für alle. Die Anstrengung, die auf einen Punkt gerichtet wird, erstreckt sich auf jeden Bogen und Grundstein des Baues. Es herrscht eine vollkommene Solidarität. Du kannst nicht ein Atom aus seinem Zusammenhang loslösen, oder die Elektrizität, Schwerkraft, chemische Wahlverwandtschaft, oder die Beziehung zu Licht und Wärme davon abstreifen und das Atom nackt und bloß erhalten. Nein, es bringt Bande mit sich, die es an die Welt knüpfen.

Die Natur hält wie ein vorsichtiger Erblasser ihr Vermögen zusammen und hinterläßt es nicht ganz einer einzigen Ge-

neration, sondern bekundet eine vorausschauende Zärtlichkeit und gleiche Rücksichtnahme für das nächste und übernächste und das vierte und das vierzigste Geschlecht.

Da liegen die unerschöpflichen Vorratskammern! Die ewigen Felsen, wie wir sie nennen, haben ihren Sauerstoff oder ihren Kalk behalten: unvermindert, ganz und gar. Kein Teilchen Sauerstoff kann rosten oder sich abnutzen, sondern hat die gleiche Kraft, wie am ersten Morgen. Die guten Felsen, diese geduldigen Warter, sagen zu ihm: „Wir haben die geheiligte Kraft, wie wir sie empfingen. Wir sind in unserer Pflicht nicht lässig gewesen, und jetzt — wenn an unserem unendlich langen Tage die Stunde endlich geschlagen hat — nimm das Gas, das wir behütet haben, mische es mit Wasser und laß es frei sein, in Gestalt von Pflanzen und Tieren zu wachsen und dem Gedanken des Menschen zu gehorchen."

Die Erde arbeitet für ihn; die Erde ist eine Maschine, die fast kostenlos jedem Anspruch, den der Menschengeist an sie stellt, zu Diensten ist. Jede Pflanze ist eine Bodenbereiterin. In dem Magen der Pflanze beginnt die Entwickelung. Der Baum kann aus der ganzen Luft, aus der ganzen Erde, aus dem ganzen wogenden Meer Nahrung ziehen. Die Pflanze ist ganz und gar Saugrohr — aus dem Erdboden saugt sie mit all ihrer Kraft durch ihre Wurzeln, aus der Luft durch ihre Blätter.

Die Luft arbeitet für ihn. Die Atmosphäre, ein scharfes Lösemittel, trinkt die Essenz und den Geist von allem Festen auf dem Erdball — ein Auflösungsmittel, das Berge zerschmilzt. Luft ist Materie, die durch Wärme gebändigt ist. Wie das Meer das große Sammelbecken aller Flüsse ist, so ist die Luft der Behälter, aus dem alle Dinge hervorgehen und in den sie alle zurückkehren. Die unsichtbare, schleichende

Luft wird zu Gestalt und fester Masse. Unsere Sinne sind ungläubig und trauen nur dem Eindruck des Augenblicks und glauben nicht an die chemische Tatsache, daß diese gewaltigen Bergketten aus Gasen und flutender Luft gemacht sind. Aber die Natur ist ebenso fein, wie sie stark ist. Sie setzt Tag für Tag ihr Kapital um; hat niemals mit Totem zu tun, sondern immer mit lebendigen Gegenständen. Alles ist in Fluß, selbst was unbeweglich erscheint. Der Diamant ist in jedem Augenblick in der Umwandlung zu Rauch begriffen. Die Pflanzen saugen die Stoffe, die sie brauchen, aus der Luft und dem Boden auf. Sie verbrennen, das heißt: verdunsten und zersetzen sich selber wieder zu Luft und Erde. Das Tier brennt oder unterliegt derselben beständigen Verzehrung. Die Erde verbrennt, die Berge verbrennen und zersetzen sich, langsamer aber unaufhörlich. Es ist beinahe unvermeidlich, die Verallgemeinerung auf höhere Teile der Natur anzuwenden, von Rang zu Rang bis zu empfindenden Wesen. Völker brennen von innerem Feuer der Gedanken und Leidenschaften, das durch seine Wirkung sie verzehrt. Aber wir werden noch feinere Verbrennung, noch feineren Brennstoff finden. Intellekt ist ein Feuer: ungestüm und mitleidlos zerschmilzt es dieses wunderbare Knochenhaus, Mensch genannt. Genie ist, gerade weil es das größte Gut ist, das größte Leid. Und weil so alles brennt — das Weltall in einer Glut, die von der Fackel der Sonne entzündet ist — so ist ein beständiges Mildern vonnöten, ein Phlegma, ein Schlaf, Atmosphären von Stickstoff, Sintfluten von Wasser, um dem Wüten der Verbrennung Einhalt zu tun; ein Sparen, um dem Verschwenden Gegenpart zu halten; eine Zentripetalkraft, die der Zentrifugalkraft gleich ist: und hierfür wird unwandelbar gesorgt.

Die Eisenbahnbauer sind gute Erdarbeiter; aber kein Lastträger kommt der Schwerkraft gleich, die mit jedem Gewicht hantiert, das Menschen nicht bewegen können, und wenn sie Hilfe braucht, weiß wo sie ihre Mitarbeiter zu suchen hat. Wasser wirkt in Massen und setzt seine unwiderstehliche Schulter an deine Mühlen oder Schiffe an, oder befördert auf seinem Eisberg ungeheure Felsblöcke tausend Meilen weit. Aber die viel größere Kraft des Wassers beruht auf seiner Gabe, sich klein zu machen und in die kleinsten Löcher und Poren einzudringen. Durch diese Tätigkeit, die in aufgelöstem Zustande Stoffe mit sich führt, die jede Pflanze braucht, besteht die Pflanzenwelt.

Aber, wie gesagt, wir dürfen den Landmann nicht in Rosenfarben malen. Während diese großen Kräfte für ihn gearbeitet und seinen Beruf möglich gemacht haben, ist er für gewöhnlich mit kleinen Tätigkeiten beschäftigt und lernt die Kraft, die in Kleinigkeiten verborgen lauert. Groß ist die Macht von ein paar einfachen Einrichtungen: z. B. die Wirkung eines Zauns. In der Prairie wanderst du hundert Meilen weit und findest kaum einen Stock oder einen Stein. In weiten Zwischenräumen ist ein dünnes Eichenwäldchen erhalten geblieben, und jeder solche Abschnitt ist seit langer Zeit in Besitz genommen. Aber der Landmann bringt es fertig, sich von weither Holz zu besorgen, richtet einen Lattenzaun auf, und sofort sprossen die Keime, und die Eichen wachsen. Nur das weidende Vieh und das Feuer hatten sie niedergehalten. Pflanze Obstbäume an die Straße, und ihre Früchte werden niemals zur Reife gelangen. Zieh einen Fichtenzaun um sie, und fünfzig Jahre lang zeitigen sie dem Eigentümer ihre köstliche Frucht. Es liegt eine recht große Zauberkraft in einem Nußholzzaun oder in zugespitzten Fichtenbrettern.

Die Natur gibt zu jedem wirtschaftlichem Hilfsmittel irgendwo in großem Maßstabe die Anregung. Setze einen Fichtenbaum, und er stirbt im ersten Jahr oder lebt als ein kümmerlicher Stengel. Aber die Natur läßt in Mariposa einen Fichtenzapfen fallen, und er lebt fünfzehn Jahrhunderte, wird drei oder vierhundert Fuß hoch und dreißig dick — wächst in einem Walde von Riesen, die wie eine Säulenhalle von Theben ragen. Frage den Baum, wie es geschah! Er wuchs nicht auf einem Bergrücken, sondern in einer Mulde, wo er tiefen Boden fand, der kühl genug und trocken genug für die Fichte war; schützte sich vor der Sonne, indem er im Walde wuchs, und vor dem Wind durch die Bergwand. Die Wurzeln, die am tiefsten hinab schossen, und die Stämme, die die glücklichste Lage hatten, entzogen den übrigen die Nahrung, bis die weniger triebfähigen zu Grunde gingen und den stärkeren den Boden düngten — und so erhoben sich die Mammut-Sequoias zu ihren ungeheuren Verhältnissen. Der Reisende, der sie sah, erinnerte sich seines Baumgartens daheim, wo jedes Jahr im zerstörenden Wind seine verlorenen Bäume wie leidende Tugend schmachteten. Im September, wenn die Birnen am schwersten hangen und von der Sonne ihre fröhlichen Farben erhalten, kommt gewöhnlich ein stürmischer Tag, der den ganzen Garten rüttelt und schüttelt und die schwersten Früchte zu zerquetschten Haufen zusammenwirft. Der Baumgärtner machte sich den Wink der Sequoias zu nutze, errichtete eine hohe Mauer oder — besser noch — umgab den Obstgarten mit einer Pflanzschule von Birken und Immergrün. So hatte er die Talmulde im kleinen; und seine Birnen wurden groß wie Melonen, und die Reben unter ihnen rankten eine achtel Meile* lang. Aber dieser Windschirm schafft ein neues Klima. Die Mauer, die den

* natürlich englische.

heftigen Wind abhält, hält auch den kalten Wind ab. Die hohe Mauer, die die Wärme auf den Boden zurückwirft, gibt diesem Morgen Landes einen vierfachen Anteil Sonnenschein,

einschließend in des Gartens Hag
Einen Pfuhl von toter, stehender Luft,

und schafft drinnen ein kleines Cuba, während draußen alles Labrador ist.

Der Chemiker kommt ihm jedes Jahr zu Hilfe, indem er irgend einem neuen Winke folgt, den er der Natur abgesehen hat, und versichert ihm jetzt, diese schrecklich weite Fläche, die der Landwirt benutze, sei unnötig: er konzentriert seinen Gemüsegarten in eine Kiste von einer oder zwei Quadratruten, nimmt die Wurzeln in sein Laboratorium; die Ranken und Stöcke und Stengel mögen auf den Feldern draußen herumkrabbeln — er kümmert sich um die Wurzeln in seiner Kiste, stopft sie mit dem Futter voll, das gut für sie ist; je kleiner sein Garten ist, desto besser kann er ihn füttern, und desto größer ist die Ernte. Wie er seinen Dankfest-Truthahn mit Milch und Brot aufgezogen hat, so päppelt er seine Pfirsiche und Trauben mit den Speisen, die sie am liebsten essen. Wenn sie Appetit auf Kali oder Salz oder Eisen oder gemahlene Knochen oder gar ab und zu auf ein ein totes Schwein haben, so befriedigt er ihn. Sie wissen das Geheimnis wohl zu bewahren und erzählen niemals an deinem Tische, woher sie ihre Abendrotbacken oder ihren köstlichen Duft haben.

Seht, was der Landmann mit einer Wagenladung Drainziegel zuwege bringt: er verändert das Klima, indem er Wasser abführt, das durch beständige Verdunstung das Land kalt hielt, und läßt den warmen Regen die Temperatur der Luft und der Bodenoberfläche zu den Wurzeln hinabbringen; und er vertieft den Boden, denn die Entlastung von diesem

stehenden Wasser ermöglicht es den Wurzeln seiner Pflanzen, unter die Oberfläche zu dem Unterboden durchzudringen, und beschleunigt das Reifen der Ernte. Die Stadt Concord ist eine der ältesten Städte unseres Landes, sie steht jetzt tief in ihrem dritten Jahrhundert. Die Stadtverordneten haben alle fünf Jahre einmal die Landgrenzen abgeschritten, und trotzdem ist in diesem letzten Jahr ein großes Stück Land entdeckt und der Stadt angegliedert worden, ohne daß sich von irgend einer Seite her ein Murren oder eine Beschwerde erhoben hätte. Durch Entwässerung gelangten wir hinunter zu einem Unterboden, den wir nicht kannten, und haben gefunden, daß dort ein Concord unter Altconcord lag, aus dem wir jetzt unsere besten Ernten ziehen; ein Middlesex unter Middlesex; und, mit einem Wort, daß Massachusetts ein unteres Geschoß hat, das eine bessere Rente zu liefern verspricht als der ganze Oberbau. Aber diese Drainröhren haben durch eine Ideenverbindung ein neues Interesse gewonnen: diese Röhren sind Nationalökonomen, sie widerlegen Malthus und Ricardo; sie sind ebensoviele Jungamerikaner, die eine bessere Zeit ankünden: mehr Brot. Sie unterwässern das Land, machen es süß und leicht zerreiblich; haben aus Englisch Chat Moß einen Garten gemacht und werden jetzt dasselbe auch dem Dismal Swamp zu liebe tun. Aber über diese Wohltaten hinaus sind sie eine Predigt besserer Meinungen und besserer Verheißungen für die Menschheit.

Es war ein Nachtmahr, der in England aus Magenbeschwerden und Verrücktheit unter Landbaronen und Schlotbaronen erwuchs — nämlich der Lehrsatz, daß die Menschen sich zu schnell vermehren im Verhältnis zu der Kraft des Bodens; daß die Menschen sich in einem geometrischen Verhältnis vermehren, Korn dagegen nur in einem arithmetischen; daß wir

daher, je besser wir gedeihen, umso schneller diese furchtbaren Grenzen erreichen: ja, daß jede neue Generation in schlimmerer Verlegenheit ist, als die vorhergehende, weil die Zuerstgekommenen die besten Ländereien an sich nehmen, die Nächsten die zweitbesten, und daß jede nachfolgende Bevölkerungswoge zu armseligerem Lande gelangt, so daß das Land für die sich vergrößernden Scharen von Essern immer geringere Erträge liefert. Henry Carey von Philadelphia erwiderte: „Nicht so, Herr Malthus, sondern gerade das Gegenteil ist der Fall."

Der erste Ackerbauer, der Wilde, der keine Helfer, keine Werkzeuge hat, der hauptsächlich auf Sicherheit vor seinem Feinde — Mensch oder Tier — sieht, der nimmt armes Land. Die besseren Ländereien sind beladen mit Wald, den er nicht lichten kann; sie bedürfen der Entwässerung, die er nicht unternehmen kann. Er kann weder pflügen, noch Bäume fällen, noch den fetten Sumpf entwässern. Er ist ein armes Geschöpf: er kratzt die Erde mit einem zugespitzten Stock, lebt in einer Höhle oder Baracke, hat keinen Weg als den Pfad des Elentieres oder Bären: er lebt vom Fleisch dieser Tiere, wenn er eins töten kann, von Wurzeln und Früchten, wenn er's nicht kann. Er stürzt — und ist lahm; er hustet, hat einen Stich in der Seite, hat Fieber und Schüttelfrost; wenn er hungrig ist, kann er nicht immer einen Bären erlegen und essen — Wechselfälle des Krieges: zuweilen ißt der Bär ihn. Es dauert lange, bis er überhaupt gräbt und pflanzt; und dann bestellt er nur ein kleines Fleckchen. Später merkt er, daß sein Pflanzen besser ist, als sein Jagen; daß die Erde schneller für ihn arbeitet als er selber arbeiten kann — für ihn arbeitet, wenn er schläft, wenn es regnet, wenn die Hitze ihn übermannt. Der Sonnenstrahl, der ihn niederwirft, läßt sein Korn aufgehen. In dem Maße, wie seine Familie sich ausdehnt und

andere Pflanzer in seiner Umgebung erstehen, beginnt er Bäume zu fällen und gutes Land urbar zu machen; und wenn nach und nach mehr Kenntnisse, wenn Werkzeuge und Wege vorhanden sind, dann sind die neuen Geschlechter stark genug, die Niederungen zu eröffnen, wo, von den Bergen heruntergespült, der beste Boden sich angesammelt hat, der das Hundertfache der früheren Ernte trägt. Die letzten Ländereien sind die besten Ländereien. Kenntnisse und große Menschenmassen sind vonnöten, um das beste Land zu bestellen und auf die beste Art. So ist also echte Volkswirtschaft nicht knauserig, sondern freigebig — nach dem Muster von Sonne und Himmel. Die Bevölkerung vermehrt sich im Verhältnis zur Sittlichkeit; Kredit ist vorhanden im Verhältnis zur Sittlichkeit.

Wir können indessen die Zubehöre und Helfer der Landwirtschaft nicht aufzählen, ohne uns noch einmal zu ihrem Einfluß auf den Landmann zu wenden. Er führt diese gehäufte Vorbereitung von Mitteln zu ihrer letzten Wirkung hinaus. Diese Bodenkruste, die Jahrtausende veredelt haben, er veredelt sie noch einmal zur Ernährung eines gesitteten und unterrichteten Volkes. Die großen Elemente, mit denen er zu tun hat, können ihn nicht unberührt und nicht ohne Bewußtsein seines Amtes lassen; aber ihr Einfluß hat einige Ähnlichkeit mit dem, den dieselbe Natur auf das Kind übt — sie macht ihn gefügig und stille. Wir sehen mit Freude, mit Achtung auf den Landmann, wenn wir bedenken, was für Fähigkeiten und Leistungen so demütig getragen werden. Er kennt jedes Geheimnis von Arbeit; er gibt der Landschaft ein anderes Gesicht: stellt ihn auf einen neuen Planeten und er würde wissen, wo er anzufangen hat; und trotzdem ist in seinem Gebahren keine Anmaßung, sondern eine vollkommene freundliche Gelassenheit. Der Landmann paßt gut in die Welt.

Einfach im Wesen wie im Kleide, würde er in Palästen nicht glänzen — in solchen ist er vollkommen unbekannt und unangebracht; ob er lebt, ob er stirbt, niemals wird man in ihnen von ihm hören; und doch würden die Salonhelden, wenn sie neben ihn gestellt würden, zusammenschrumpfen: er kernhaft und ohne Ausdruck, sie ausgehämmert zu Blattgold. Aber er paßt gut in die Welt — wie Adam, wie ein Indianer, wie Homers Helden, Agamemnon oder Achilleus. Er ist ein Mensch, den ein Höhendichter — Milton, Firdusi oder Cervantes — schätzen würde als ein wirkliches Stück der alten Natur, vergleichbar mit Sonne und Mond, Regenbogen und Flut — denn er ist, wie alle natürlichen Menschen es sind, so gut wie sie Vertreter der Natur.

Das unverderbte Gehaben, das wir an Tieren und an jungen Kindern bewundern, ist ihm eigen — ihm, dem Jäger, dem Seemann — dem Menschen, der in der Gegenwart der Natur lebt. Städte treiben das Wachstum, machen Menschen gesprächig uud unterhaltsam, aber sie machen sie künstlich. Was für uns Interesse besitzt, ist das ‚Naturell' eines jeden, die seinem Wesen anhaftende Trefflichkeit. Diese ist immerdar eine Überraschung, anziehend und lieblich, wir werden nicht satt, sie kennen zu lernen und alles, was mit ihr zusammenhängt. Und diese Trefflichkeit wird von dem Umgang mit der Natur liebevoll gepflegt und behütet.

Werke und Tage

Unser neunzehntes Jahrhundert ist das Zeitalter der Werkzeuge. Sie erwachsen aus unserem Körperbau. „Der Mensch ist das Maß aller Dinge", sagte Aristoteles; „die Hand ist das Instrument der Instrumente, und der Geist ist die Form der Formen." Der menschliche Körper ist der Lagerraum der Erfindungen, das Patentamt, wo die Modelle sind, von denen wir alle Winke erhielten. Alle Werkzeuge und Maschinen auf Erden sind nur Ausdehnungen der menschlichen Glieder und Sinne. Eine Definition des Menschen lautet: „eine Intelligenz, die von Organen bedient wird." Maschinen können diesen nicht mit Hilfsmitteln versehenen Sinnen nur beistehen, nicht sie ersetzen. Der Körper ist ein Meßinstrument. Das Auge nimmt feinere Unterschiede wahr, als die Kunst sie darstellen kann. Der Lehrling hält sich an seinen Zollstab, ein geübter Mechaniker wird mittels seines Daumens und Armes mit gleicher Genauigkeit messen, und ein guter Feldmesser schreitet sechszehn Ruten genauer ab als ein anderer Mensch sie mit der Maßschnur messen kann. Das Zusammenwirken von Auge und Hand, wodurch ein Indianer oder ein geübter Schleuderer sein Ziel mit einem Stein oder ein

Holzhauer oder Zimmermann mit der Axt haarscharf sein Holz trifft, sind Beispiele. Und es gibt keinen Sinn, kein Glied, die nicht ausgezeichneter Leistung fähig wären.

Der Mensch ist neugierig — und das ist der Keim unseres Wissens. Und so sehr ist der Zug unserer Zeit aufs Mechanische gerichtet, so frisch sind unsere besten Errungenschaften, daß die Gewohnheit noch nicht unseren freudigen Stolz auf sie gedämpft hat; und wir bedauern unsere Väter, daß sie starben, bevor Dampf und Elektrizität, Schwefeläther und Ozeankabel, Photograph und Spektroskop in unsere Welt kamen — als wären sie dadurch um ihren halben menschlichen Besitz betrogen. Diese Künste eröffnen große Tore in die Zukunft, denn sie versprechen die Welt bildsam zu machen und das menschliche Leben aus seiner Bettelarmut zu einer gottähnlichen Behaglichkeit und Kraft zu erheben.

Unser Jahrhundert hat, das läßt sich nicht bestreiten, einen recht annehmbaren Apparat geerbt. Wir hatten den Kompaß, die Buchdruckerpresse, die Spiralfeder, das Barometer, das Fernrohr. Indessen, es sind so viele Erfindungen hinzugekommen, daß das Leben beinahe nagelneu erscheint. Und wie Leibniz von Newton sagte: wenn er alles zusammenrechnete, was seit Erschaffung der Welt bis auf Newton von Mathematikern geleistet und damit vergliche, was von diesem vollbracht worden sei, so würde auf ihn die bessere Hälfte entfallen — so möchte man sagen, daß die Erfindungen der letzten fünfzig Jahre denen der vorhergehenden fünfzig Jahrhunderte das Gleichgewicht halten. Denn die ungeheure Erzeugung und mannigfache Anwendung des Eisens ist neu; und neu sind unsere gewöhnlichen und unentbehrlichen Werkzeuge für Haus und Feld; die Nähmaschine, der mechanische Webstuhl, M'Cormicks Erntemaschine, die Mähmaschine, das

Gaslicht, die Streichhölzer und die unermeßlichen Erzeugnisse des chemischen Laboratoriums sind neu in diesem Jahrhundert, und Kohlen im Werte von einem Frank vollbringen eine Leistung, wozu ein Arbeiter zwanzig Tage braucht.

Was brauche ich vom Dampf zu sagen, diesem Feinde von Raum und Zeit, mit seiner riesigen Stärke und mit seiner Verwendbarkeit fürs Zarteste? den man im Siechenhaus eine Schüssel Haferschleim an das Bett des Kranken bringen läßt, und der eiserne Balken zusammendreht wie Bortenlitze und mit den Kräften wetteifert, die die geologischen Schichten emporhoben und umstülpten? Der Dampf ist ein gelehriger Schüler und ein starkschulteriger Gesell, aber er hat noch lange nicht alle seine Arbeit getan. Schon geht er auf dem Felde herum wie ein Mensch und macht alles, was man von ihm verlangt. Er bewässert Saaten und schafft einen Berg von der Stelle. Er muß unsere Hemden nähen, unsere Karren treiben; von Herrn Babbage in die Lehre genommen, muß er Zinseszinsen und Logarithmen berechnen. Lordkanzler Thurlow meinte, man könnte ihn so weit bringen, in der Kanzlei Akten zu schreiben und Antworten aufzusetzen. Das war zwar satirisch gemeint, aber der Dampf hat uns noch manchen Dienst von mechanisch-geistischer Art zu leisten und wird die Satire durch Tatsachen aufs Trockene setzen.

Wie ausgezeichnet sind die mechanischen Hilfen, die wir dem menschlichen Körper erwiesen haben, wie z. B. in der Zahnheilkunde, in der Kuhpockenimpfung, in der rhinoplastischen Behandlung; mit dem herrlichen Beistand des Äthers, der uns gleichsam in einen schönen Schlaf bringt; und mit der kühnsten aller Verheißungen: der Transfusion des Blutes, die, wie in Paris behauptet wurde, dem Menschen es ermöglichen soll, sein Blut so oft zu wechseln, wie sein Hemd.

Dann dieses vielgewandte Kautschuk und Guttapercha, die Wasserröhren und Magenpumpen machen, Treibriemen für Maschinenräder und Taucherglocken und Regenmäntel für jedes Klima, die uns lehren der Nässe zu trotzen und jedermann ermöglichen, es mit Biber und Krokodil aufzunehmen! Ferner die großartigen Werkzeuge, mit denen wir unsere Ingenieurkünste betreiben, wie Kobolde und Hexenmeister — Tunnels durch die Alpen bohren, Kanäle durch den amerikanischen Isthmus graben, die arabische Wüste durchqueren! In Massachusetts bekämpfen wir das Meer erfolgreich mit Strandhafer und Ginster — und die vom Winde aufgewirbelten Sandheiden mit Fichtenanpflanzungen. Der Boden Hollands, einst der dichtest bevölkerte Europas, liegt tiefer als der Meeresspiegel. Ägypten, wo dreitausend Jahre hindurch kein Regen fiel, verdankt jetzt, sagt man, Mehemet Alis Bewässerungen und Waldanpflanzungen die so lang entbehrten Regenschauer. Der alte hebräische König sagte: „Er zwingt den Zorn des Menschen, ihn zu preisen!" Und keinen besseren Beweisgrund vermag der Gottesglaube anzuführen als die Großartigkeit der Ziele, die mit spärlichen Mitteln erreicht worden sind. Die Kette westwärts vordringender Eisenbahnen von Chicago bis zum Stillen Meer hat Städte und Zivilisation in kürzerer Zeit gepflanzt als es kostet, einen Obstgarten zum Fruchttragen zu bringen.

Was sollen wir vom Ozeankabel sagen, dieser Erweiterung von Aug' und Ohr, dessen plötzliche Vollendung die Menschheit erstaunte, als nehme der Intellekt die unvernünftige Erde selbst in die Lehre und ließe mit seinen Rufen ihr unwilliges Gehirn zum ersten Male von Leben und Gedanken erschauern?

Grenzenlos scheinen diese neuen Belehrungen desselben

Geistes zu sein, der erst die Elemente schuf und jetzt, durch den Menschen, sie bearbeitet. Kunst und Kraft werden vorwärts schreiten wie sie's getan haben — werden Tag aus Nacht machen, Zeit aus Raum, Raum aus Zeit.

Eine Erfindung zeugt die andere. Kaum ist der elektrische Telegraph ersonnen, so wird das Guttapercha gefunden — gerade der Stoff, der dazu nötig ist. Der Luftschiffer bekommt Schießbaumwolle — gerade den Brennstoff, den er für seinen Ballon braucht. Als der Handel sich riesig ausdehnt, fördern Kalifornien und Australien das Gold zu Tage, das er braucht. Als Europa übervölkert ist, schreien Amerika und Australien nach neuer Bevölkerung. Und so kommt, immer und überall, jeder Glücksfall gerade zur rechten Zeit, wie wenn die Natur, die das Schloß geschmiedet, auch wüßte, wo sie den Schlüssel finden kann.

Ein anderes Ergebnis unserer Künste ist der neue Wechselverkehr, der uns mit neuen Lösungen der verwirrenden politischen Probleme überrascht. Der Verkehr ist nicht neu, aber der Maßstab ist neu. Unsere Selbstsucht hätte Sklaven halten oder von einem Viertel unseres Planeten alle Menschen ausschließen mögen, die nicht auf dem Boden dieses Viertels geboren sind. Unsere politischen Grundsätze sind abstoßend; aber was können sie helfen oder hindern, wenn von Zeit zu Zeit ganze Menschenmassen von den ursprünglichen Instinkten wieder befallen werden, wenn die Völker in Wanderung und Fluß sind! Die Natur liebt es ihren Stapel zu kreuzen, und Deutscher, Chinese, Türke, Russe und Kanake fuhren übers Meer und mischten ihre Rassen untereinander; der Handel folgte dem Wink, und Schiffe wurden gebaut, die Raum genug hatten, die Bevölkerung einer Grafschaft aufzunehmen.

Diese tausendhändige Kunst hat ein neues Element in den

Markt gebracht. Die Wissenschaft der Macht ist gezwungen, sich an die Macht der Wissenschaft zu erinnern. Die Zivilisation steigt und klimmt. Als Malthus den Satz aufstellte, daß die essenden Münder sich in geometrischem Fortschritt vermehrten, und die Nahrung nur in arithmetischem, da vergaß er zu sagen, daß auch der menschliche Geist ein Faktor der Volkswirtschaft ist und daß die vermehrten Bedürfnisse der Gesellschaft einer vermehrten Macht der Erfindungsgabe begegnen würden.

Ja, wir haben jetzt in unseren gesellschaftlichen Einrichtungen ein ganz nettes Arsenal von Werkzeugen; wir fahren viermal so schnell als unsere Väter taten; wir wissen besser zu reisen, zu mahlen, zu weben, zu schmieden, zu pflanzen, zu ackern und zu graben. Wir haben neue Schuhe, Handschuhe, Gläser und Nagelbohrer; wir haben die Rechenmaschine; wir haben die Zeitung, die ihr bestes tut, daß jeder Hektar Landes und Meeres bei unserem Frühstückstisch Rechenschaft von sich selber ablege; wir haben Geld und Papiergeld; wir haben Sprache — das feinste Werkzeug von allen, das dem Geist am nächsten steht. Viel will mehr. Der Mensch schmeichelt sich, daß seine Herrschaft über die Natur noch wachsen müsse. Die Dinge beginnen ihm zu gehorchen. Den lenkbaren Luftballon sollen wir noch erst erfinden, und der nächste Krieg wird in der Luft ausgefochten werden. Wir finden vielleicht noch ein Rosenwasser, das den Neger weiß wäscht. Wir sehen, wie unter den Anforderungen des amerikanischen Lebens der Schädel der englischen Rasse seinen sächsischen Typus verändert.

Tantalus, den man in alten Zeiten sah, wie er in einem fließenden Strom, der zurückwich, so oft er sich ihm näherte, seinen Durst zu löschen suchte, er ist jetzt wiederum gesehen worden. Er ist in Paris, in Neuyork, in Boston. Er ist

jetzt hohen Mutes, meint, er werde es doch noch erreichen, meint, er werde die Woge auf Flaschen ziehen. Das wird indessen allmählich doch ein bißchen zweifelhaft. Die Geschichte sieht immer noch recht mißlich aus. Trotz all den vielen Jahrhunderten der Kultur, die vorangegangen sind, findet der neue Mensch, daß er stets noch am Rande des Chaos steht, immer in einer Krisis. Kann jemand sich erinnern, daß die Zeiten nicht hart gewesen wären und das Geld nicht knapp? Kann jemand sich erinnern, daß es Überfluß an vernünftigen Menschen, an der rechten Sorte von Männern, an der rechten Sorte von Frauen gegeben habe? Tantalus fängt an zu denken, der Dampf sei eine Enttäuschung, und mit der Elektrizität sei es auch nicht weit her.

Viele Tatsachen wirken zusammen, uns zu zeigen, daß wir unser Heil tiefer suchen müssen als beim Dampf, der Photographie, dem Luftballon oder der Astronomie. Diese Werkzeuge besitzen einige fragwürdige Eigenschaften. Sie sind Reagentien. Maschinen sind angriffslustig. Der Weber wird ein Gewebe, der Maschinist eine Maschine. Wenn du nicht die Werkzeuge gebrauchst, so gebrauchen sie dich. Alle Werkzeuge sind in einem gewissen Sinne schneidend und gefährlich. Einer baut ein schönes Haus — und nun hat er einen Herrn und hat sein Leben lang zu tun: er muß es einrichten, bewachen, zeigen und ausbessern bis an sein Lebensende. Ein Mensch hat einen Ruf — und ist nicht länger frei, sondern muß darauf Rücksicht nehmen. Jemand macht ein Bild oder ein Buch, und wenn es Erfolg hat, so ist gar oft er selber um so schlimmer dran. Ich sah neulich einen wackeren Mann, der bis dahin so frei gewesen war wie der Falk oder Fuchs der Wildnis; er machte sich seinen Schrank zurecht mit Schubladen für Muscheln, Eier, Gesteine und ausgestopfte Vögel.

Es war leicht zu sehen, daß er zu seinem Vergnügen hübsche Ketten für seine eigenen Glieder schmiedete.

Ferner meint der Nationalökonom: „Es ist zweifelhaft, ob alle mechanischen Erfindungen, die je gemacht worden sind, die tägliche Arbeit auch nur eines einzigen menschlichen Wesens erleichtert haben". Die Maschine macht den Menschen zu nichte. Jetzt, da die Maschine so vollkommen ist, ist der Maschinist gar nichts. Jeder neue Schritt in der Verbesserung der Maschine macht wieder einen Handgriff des Maschinisten unnötig — macht ihn dümmer. Einst brauchte es einen Archimedes; jetzt ist bloß ein Heizer nötig und ein Junge, der die Knöpfe kennt, der die Kurbeln dreht oder auf den ‚heißen Brunnen' aufpaßt. Aber wenn die Maschine zerbricht, können sie nichts machen.

Was für trübselige Geschichten in den Tageszeitungen! ich glaube der ‚Newgate-Kalender' und das ‚Piratenbuch' werden nicht mehr gedruckt, seitdem die Familienblätter, besonders die ‚New York Tribune' und die ‚London Times', sie mit ihren Schilderungen von Verbrechen, sowohl in Schnelligkeit der Berichterstattung wie auch in der Häufung aller Greuel völlig in den Schatten gestellt haben. Niemals war die Politik verderbter und brutaler; und der Handel, dieser Stolz und Liebling unseres Ozeans, dieser Erzieher der Völker, dieser Wohltäter wider Willen, endet in schändlichem Betrug, Schwindel und Bankrott in der ganzen Welt.

Natürlich nehmen wir zu der Aufzählung dieser Künste und Erfindungen unsere Zuflucht als zu einem Maßstab für den Wert des Menschen. Aber wenn er mit all seinen Künsten ein Schurke ist, so können wir mechanische Geschicklichkeit oder chemische Erfindungsgabe nicht als Maßstab des Wertes anerkennen. Laßt uns ein anderes Maß versuchen.

Was haben diese Künste für den Charakter, für den Wert der Menschheit getan? Sind die Menschen besser? Es ist zuweilen die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die Sitten gesunken sind in dem Maße, wie die Künste sich aufgeschwungen haben. Hier sind große Künste und kleine Menschen. Hier ist Größe aus Armseligkeit entstanden. Wir können die Triumphe der Zivilisation nicht auf die Wohltäter zurückführen, denen wir sie gerne zuschreiben möchten. Der größte Weltverbesserer ist der selbstsüchtige, hökernde Handel. Jeder Sieg über die Materie sollte den Menschen freudig den Wert seiner natürlichen Anlage empfinden lassen. Aber jetzt fragt man nur neugierig, wer all dies Gute getan habe. Seht die Erfinder an! Jeder hat seine eigene Fertigkeit; sein Genius tritt in Adern und einzelnen Stellen zu Tage. Aber das große, gleichmäßige, symmetrische Hirn, das von einem großen Herzen genährt wird, das werdet ihr nicht finden. Jeder hat mehr zu verbergen als zu zeigen, oder ist durch seine Trefflichkeit gelähmt. Es ist ganz klar, daß mit dem materiellen Erfolge die sittliche Entwickelung nicht gleichen Schritt gehalten hat. Wie es scheint, haben wir unser Kapital nicht vernünftig angelegt. Werke und Tage wurden uns angeboten, und wir nahmen Werke.

Die neuen Sanskritforschungen haben uns den Ursprung der alten Namen Gottes gezeigt: Dyaus, Deus, Zeus, Zeu pater, Jupiter — Namen der Sonne, die durch alle Veränderungen auch in dem Worte unserer Muttersprache — Gott — noch zu erkennen sind und besagen, daß der ‚Tag' die Göttliche Macht und Offenbarung ist und daß diese Urmenschen in ihren Versuchen, die höchste Macht des Weltalls auszudrücken, sie ‚Tag' nannten, und daß dieser Name von allen Stämmen angenommen wurde.

Hesiod schrieb ein Gedicht, das er ‚Werke und Tage' nannte; er behandelte darin die griechischen Jahreszeiten, belehrte den Ackersmann, wann er mit sicherer Aussicht auf Erfolg säen könnte, wann er ernten, wann er Holz eintragen müßte, wann der Schiffer in Sicherheit vor Stürmen sein Schiff vom Stapel lassen könnte und welchen Mahnungen der Planeten er folgen müßte. Das Gedicht ist voll von häuslichen Ratschlägen für das griechische Leben; es gibt das richtige Alter zum Heiraten an, stellt die Regeln der haushälterischen Sparsamkeit und der Gastfreundschaft auf. Es ist voll von Frömmigkeit wie auch von Klugheit, und paßt durch seine sittlichen Betrachtungen über Werke und Tage für alle Himmelsstriche. Aber Hesiod ist in seinen Betrachtungen und Forschungen über das Wesen der Tage nicht so weit eingedrungen, wie sie es wohl verdienen.

Ein Bauer sagte, er hätte gerne alles Land, welches an seinen Besitz anstieße. Bonaparte, der denselben Appetit hatte, bemühte sich, aus dem Mittelmeer einen französischen See zu machen. Zar Alexander war noch ausdehnungslüsterner und wünschte das Stille Meer ‚meinen Ozean' zu nennen, und die Amerikaner waren genötigt, seinen Versuchen, ein geschlossenes Meer daraus zu machen, sich zu widersetzen. Aber wenn die Erde seine Wiese wäre und das Meer sein Fischteich, so wäre er doch noch ein armer Schlucker. Nur der ist reich, dem der Tag gehört. Kein König, kein Reicher, keine Fee, kein Teufel besitzt solche Gewalt wie dieser. Die Tage sind immer noch ebenso göttlich wie für die ersten Arier. Von allem, was auf Erden ist, machen sie die geringsten Ansprüche und vollbringen die größten Leistungen. Sie kommen und gehen wie vermummte und verschleierte Gestalten, die aus einem fernen Freundesland gesandt sind; aber sie sagen nichts, und wenn

wir die Gaben, die sie bringen, nicht nützen, so nehmen sie sie ebenso schweigend wieder mit fort.

Wie der Tag sich dem Geiste anpaßt, sich um ihn schmiegt wie ein weiches Gewand, alle seine Phantasien umkleidet! Jeder Feiertag teilt uns seine Farbe mit. Wir tragen in unserer Stimmung seine Kokarde, seine bunten Bänder. Erinnert euch eurer Knabengedanken am Morgen des Wahltags, des vierten Juli, des Dankfestes oder zu Weihnachten! Die Sterne selber in ihren himmlischen Bahnen nickten euch zu und sprachen von Nüssen und Kuchen, Bonbons, Geschenken und Feuerwerk! Kann euer Gedächtnis nicht noch das alte Schulhaus beschreiben und seine Vorhalle, die von euren Taschenmessern nicht wenig zerfetzt war, wo ihr Kreisel schlugt und mit Marmeln spieltet? und erinnert ihr euch nicht, daß damals das Leben durch Ereignisse in Abschnitte geteilt wurde, daß es seine aufregenden Augenblicke, seine leuchtenden Stunden hatte, gerade wie jetzt, und sich nicht in einer gleichmäßigen Glückseligkeit dahindehnte? In den Hochschulferien und in den folgenden Jahren, da sah der junge Gelehrte am Stiftungstage seines College — und wäre er in einem Sumpf gewesen — ein festliches Licht und hörte in der Luft einen schwachen Wiederhall akademischen Beifallsdonners. In der Einsamkeit und auf dem Lande — welch eine Würde unterscheidet die heiligen Tage: den alten Sabbath oder siebenten Tag; sie wissen von den Religionen unbekannter Jahrtausende! Wenn diese geheiligte Stunde aus der Tiefe herauf dämmert, ein reines Blatt, das der Weise mit Wahrheit beschreiben kann, während der Wilde es mit Fetischen bekritzelt — dann läßt der Orgelklang der Weltgeschichte einen Psalm in unsere Einsamkeit ertönen.

So stimmt auch, wie der Gelehrte alltäglich beobachten

kann, das Wetter mit seinen Stimmungen überein. Tausend Melodien spielt der wechselnde Wind, tausend Schauspiele bringt er, und jedes ist Rahmen oder Behausung für einen neuen Geist. Ich pflegte früher mit einiger Spitzfindigkeit für jedes Lieblingsbuch eine besondere Zeit auszuwählen. Der eine Schriftsteller ist gut für den Winter, und der andere für die Hundstage. Der Gelehrte muß lange auf die rechte Stunde für Platos Timaios warten. Endlich kommt der auserlesene Morgen heran: die frühe Dämmerung — ein paar Lichter noch am Himmel sichtbar, wie von einer Welt, die gerade erst geschaffen ist und doch im Werden — und in dieser in die Unendlichkeit sich dehnenden Muße dürfen wir das Buch öffnen.

Es gibt Tage, da die Großen uns nahe sind, da kein Schatten auf ihrer Stirn liegt, nicht einmal eine Herablassung; da sie uns an die Hand nehmen und wir ihre Gedanken teilen. Es gibt Tage, die der Karneval des Jahres sind. Die Engel werden Fleisch und Blut und werden mehr als einmal sichtbar. Die Phantasie der Götter ist erregt und ergießt sich auf allen Seiten in Gestalten. Gestern zirpte kein Vögelein; die Welt war öde, dürr und kümmerlich — heute ist sie über alle Begriffe bevölkert; Schaffensdrang schwärmt umher und schafft Verbesserungen.

Die Tage sind auf einem Webstuhl gemacht, auf dem Schuß und Kette Vergangenheit und Zukunft sind. Sie sind majestätisch gekleidet, wie wenn jeder Gott einen Faden zu dem himmlischen Gewebe beigesteuert hätte. Es ist jammervoll, was uns reich oder arm macht — ein paar Münzen, Kleider, Teppiche, ein bißchen mehr oder weniger Stein oder Holz oder Farbe, ein modischer Mantel oder Hut — wie das Glück nackter Indianer, von denen der eine stolz ist im Be-

sitz einer Glasperle oder einer roten Feder und alle übrigen elend sind, weil sie diese Dinge nicht haben. Aber die Schätze, zu deren Anhäufung die Natur selber ihre Kräfte eingesetzt hat — die Jahrhunderte alte, verfeinerte, komplizierte Anatomie des Menschen, an deren Bildung alle geologischen Schichten teilnahmen, zu deren Heranreifung alle früheren Rassen dawaren, vom Infusorium und Saurier an; die umgebende bildsame Natur, die Erde mit ihren Nahrungsmitteln; die geistige, mildernde Luft; das Meer mit seinen Lockungen; der Himmel mit den Welten in seiner Tiefe; und das antwortende Gehirn und der Nervenbau, der diesen Wundern entspricht; das Auge, das in die Tiefen schaut, die wieder ins Auge zurückschauen, Abgrund in Abgrund — diese Schätze sind, nicht wie eine Glasperle oder Münzen oder Teppiche, in unermeßlicher Fülle Allen gegeben.

Dieses Wunder ist in jedes Bettlers Hand geworfen. Der blaue Himmel ist eine Decke für einen Trödelmarkt und für die Cherubim und Seraphim. Der Himmel ist der Firnis oder letzte Glanz, womit der Künstler das ganze Werk überzogen hat: die Scheide oder Grenze von Stoff und Geist. Weiter konnte die Natur nicht gehen. Könnte unser seligster Traum zu echter Tatsache sich verwirklichen — könnte eine Macht unsere Augen öffnen, um „Millionen geistiger Geschöpfe auf der Erde wandeln zu sehen" — ich glaube, ich würde finden, daß der Grund der Auen, auf denen sie wandeln, und das Gewölbe, das sie überdacht, aus demselben Gewebe blauer Tiefe besteht, das sich jetzt über mir spannt, der ich in meinen Geschäften meine Straße ziehe.

Es ist eigentümlich, daß unsere reiche englische Sprache kein Wort besitzt, um die äußere Gestalt der Welt zu bezeichnen. ‚Kinde' war der alte englische Ausdruck, der indessen nur die

halbe Tragweite unseres schönen lateinischen Wortes besitzt, das so fein in die Zukunft hinüberweist: ‚natura‘ — das, was geboren werden wird; oder was die deutsche Philosophie als ‚Werden‘ bezeichnet. Aber nichts bezeichnet die Macht, die nur zu Zwecken der Schönheit zu schaffen scheint. Dies tat das griechische Wort ‚Kosmos‘ — und darum betitelt sehr treffend Humboldt sein Buch, das über die letzten Ergebnisse der Wissenschaft berichtet: Kosmos.

Dies sind die Tage — die Erde ist der Becher, der Himmel ist der Deckel der unendlichen Gabe der Natur, die uns zu unserer täglichen Nahrung gereicht wird; aber was für eine Macht von Illusionen beginnt mit uns zu leben und begleitet uns bis zum Ende! Wir werden gestreichelt, umschmeichelt und getäuscht vom Morgen bis zum Abend, von der Wiege bis zur Bahre; und wo ist das Greisenauge, das jemals die Täuschung durchschaut hätte? Die Hindu stellen Maja, die täuschende Kraft Wischnus, als eine seiner Haupteigenschaften dar. Wie wenn es in diesem Orkan kriegführender Elemente, Leben genannt, notwendig wäre, die Seele an das menschliche Leben festzubinden, wie in einem Sturm Seeleute sich an Mast und Schanzkleidung des Schiffes anbinden. Die Natur verwandte gewisse Illusionen als ihre Bänder und Stricke: eine Klapper, eine Puppe, einen Apfel für ein Kind; Schlittschuhe, einen Fluß, ein Boot, ein Pferd, eine Flinte für den heranwachsenden Knaben — und ich will nicht erst anfangen, die Illusionen der jungen Leute und Erwachsenen aufzuzählen, denn sie sind zahllos. Selten und langsam fällt die Maske, und der Schüler darf sehen, daß alles ein Stoff ist, der unter mancherlei gefälschten Gestalten zubereitet und bemalt ist. Hume stellte die Lehre auf, daß die Umstände wechseln, der Grad von Glückseligkeit aber nicht, daß der Bettler, der im

Sonnenschein am Zaun Flöhe knackt, und der Herzog, der in seiner Kutsche vorbeirollt, das Mädchen, das das Kleid zu ihrem ersten Ball anzieht, und der Redner, der triumphierend aus der Debatte zurückkommt, verschiedene Arten, aber die gleiche Menge angenehmer Erregung hatten.

Dieses Element der Täuschung trägt alle seine Kraft dazu bei, den Wert der Gegenwart zu verhüllen. Wer ertappt sich nicht stets darauf, daß er etwas weniger tut, als er mit seinen besten Kräften leisten könnte? „Was machen Sie?" — „Oh, nichts! ich habe das und das getan, oder ich werde dies oder jenes tun, aber jetzt bin ich bloß . . ." Ah, armer Betrogener, wirst du niemals dem Meister Gaukler aus dem Netz entschlüpfen — niemals begreifen, daß, sobald die unwiederbringlichen Jahre ihren blauen Glorienschein zwischen heute und uns gewoben haben, diese flüchtigen Stunden glänzen werden und uns anziehen werden, als die wildeste Romantik, als die Heimat von Schönheit und Poesie? Wie schwer ist's, aufrichtig zu beurteilen! Die Ereignisse, die sie mit sich bringen, ihr Verkehr, ihre Unterhaltungen, und ihr Geschwätz, ihre dringende Arbeit — dies alles streut uns Sand in die Augen und lenkt die Aufmerksamkeit ab. Der ist ein starker Mensch, der diesen Täuschungen in die Augen blicken kann, der dieses Gaukelspiel durchschaut, der ihre Identität fühlt und seine eigene bewahrt; der sicher wissen kann, daß bis ans Ende der Welt eines sein wird wie das andere; der weder durch Liebe, noch durch Tod, durch Politik, Geld, Krieg oder Vergnügen sich von seiner Aufgabe abbringen läßt. Die Welt ist stets sich selber gleich, und jeder Mensch erfährt in Augenblicken tieferen Denkens, daß er nur die Erfahrungen der Leute in den Straßen von Theben oder Byzanz wiederholt. Ein ewiges Jetzt herrscht in der Natur, behängt

unsere Büsche mit denselben Rosen, die den Römer und den Chaldäer in ihren hängenden Gärten entzückten. Da fragt er: „Wozu sollte ich denn Sprachen erlernen und Länder durchqueren, um so einfache Wahrheiten zu erfahren?"

Geschichte der antiken Kunst, ausgegrabene Städte, Wiederauffindung von Büchern und Inschriften — ja, die Werke waren schön, und die Geschichte ist des Kennens wert; und Akademien halten Sitzungen, um den Wert der alten Meister festzusetzen. Was für Reisen und Messungen — Niebuhr und Müller und Layard — um die Ebene von Troja und von Nimrods Stadt nachzuweisen! Und was für ein Segeln kostet euch eure Verehrung Dantes! Zur Feststellung der Entdecker von Amerika sind so lange Reisen nötig, wie zur Entdeckung selber. Armes Kind! der weiche Ton, woraus diese alten Brüder ihre wunderbaren Symbole formten, war nicht persisch oder memphisch oder teutonisch oder überhaupt örtlich, sondern war gewöhnlicher Kalk und Kiesel und Wasser und Sonnenlicht, die Wärme des Blutes, das Heben und Senken der Lungen; es war derselbe Ton, den du gerade in diesem Augenblick in deinen törichten Händen hieltest und wegwarfst, um hinzugehen und vergeblich in Grabmälern, Mumiensärgen und alten Bücherläden von Kleinasien, Ägypten und England zu suchen. Es war das tiefe Heute, das alle Menschen verschmähen; die reiche Armut, die die Menschen hassen; die volksbelebte, allliebende Einsamkeit, die die Menschen verlassen um das Geschwätz der Städte. Er lauert, er verbirgt sich — er, der Tag, welcher Erfolg, Wirklichkeit, Freude und Macht ist.

Eine von den Einbildungen ist, daß die gegenwärtige Stunde nicht die kritische, entscheidende Stunde sei. Schreibt es in euer Herz, daß jeder Tag der beste Tag im Jahr ist!

Niemand hat auch nur das geringste begriffen, ehe er nicht weiß, daß jeden Tag Jüngstes Gericht ist. 's ist das alte Geheimnis der Götter, daß sie in niedriger Verkleidung kommen. Der gemeine Große kommt mit Gold und Juwelen herausgeputzt. Echte Könige schließen ihre Krone in ihren Schrank ein und tragen ein einfaches, geringes Äußere zur Schau. In der nordischen Sage unserer Vorfahren wohnt Odin in einer Fischerhütte und flickt ein Boot. In den Sagen der Hindu haust Hari als ein Bauer unter Bauern. In der griechischen Sage wohnt Apollo bei den Hirten des Admetos, und Zeus liebte das Landleben unter den armen Äthiopiern. So ist in unserer Geschichte Jesus in einem Stall geboren, und seine zwölf Pairs sind Fischersleute. Es ist der recht eigentliche Grundsatz der Wissenschaft, daß die Natur am besten sich im Geringsten zeigt; dies war der Satz des Aristoteles und Lucretius, und in der Neuzeit Swedenborgs und Hahnemanns. Für die Reihenfolge der Veränderungen im Ei sind dieselben Gesetze maßgebend, wie für den Jahrtausende erfordernden Aufbau fossiler Schichten.

So erzählten unsere Dichter in allen Märchen, daß die mächtigsten Feen die kleinsten an Gestalt wären. Unter den christlichen Tugenden steht Demut am höchsten von allen in der Gestalt der Madonna; und im Leben ist dieses das Geheimnis des Weisen. Wir stehen beim Genius immer in derselben Schuld: er zieht den Vorhang vom Gemeinen weg und zeigt uns, daß unter der anscheinenden Bande von Zigeunern und Landstreichern verkleidete Gottheiten sitzen. Im täglichen Leben erkennt man daran den Meister, daß er diejenigen Materialien benutzt, die er hat, anstatt sich nach welchen umzusehen, die berühmter sind oder von anderen gut verwandt worden sind. „Ein General", sagte Bonaparte, „hat stets

Truppen genug, wenn er nur die, die er hat, zu benutzen weiß und mit ihnen biwakiert." Weise nicht die Anstellung, die die Stunde dir bringt, zurück, weil dein Ehrgeiz nach einer höheren verlangt! Der höchste Himmel der Weisheit ist von jedem Punkte gleich nahe, und du mußt ihn, wenn du ihn überhaupt findest, durch Mittel und Wege finden, die dir alleine angeboren sind.

Gerade das Werk, das nicht jetzt verlangt wird, ist der Phantasie immer das angenehmere. Mit welchem traurigen Blick sehen wir auf die fernen Berge und ihre Lockungen, wenn wir versprochen haben, der Ausschußsitzung beizuwohnen!

Der Nutzen der Weltgeschichte liegt darin, daß sie der gegenwärtigen Stunde und ihrer Pflicht Wert verleiht.

Das ist gut, was mir mein Land, mein Klima, meine Mittel und Stoffe, meine Genossen empfiehlt. Ich kannte einen Mann von einer gewissen religiösen Überspanntheit, der „es für eine Ehre hielt, sein eigenes Gesicht zu waschen." Dieser Mann schien mir vernünftiger zu sein, als die Leute, die sich selber für gering und wohlfeil halten.

Zoologen mögen bestreiten, daß Pferdehaare im Wasser zu Würmern werden; aber ich finde, daß alles, was alt ist, verdirbt, und daß die Vergangenheit zu Schlangen wird. Die Ehrfurcht vor den Taten unserer Vorfahren ist ein trügerisches Gefühl. Ihr Verdienst war es, daß sie nicht das Alte verehrten, sondern dem gegenwärtigen Augenblick Ehre machten: und es ist ganz falsch, wenn wir sie gerade wegen der Gewohnheit zu entschuldigen suchen, die sie haßten und verspotteten.

Eine andere Einbildung ist, daß für unser Werk nicht Zeit genug sei. Wir könnten aber doch daran denken, daß zwar viele Geschöpfe aus einer Schüssel essen, aber trotzdem jedes, entsprechend seiner Anlage, von den Elementen sich das an-

eignet, was ihm zukommt, sei es Zeit oder Raum oder Licht oder Wasser oder Nahrung. Eine Schlange verwandelt jede Beute, die die Wiese ihr liefert, in Schlange, ein Fuchs verwandelt alles in Fuchs; und Peter und Hans verarbeiten alles Dasein zu Peter und Hans. Ein armer Indianerhäuptling von den sechs Nationen von Neuyork gab jemandem, der darüber klagte, er habe nicht genug Zeit, eine weisere Antwort als je ein Philosoph. „Na", sagte Red Jacket, „ich denke, du hast alle Zeit, die's gibt."

Eine dritte Einbildung verfolgt uns, nämlich, daß eine lange Zeitdauer, wie z. B. ein Jahr, ein Jahrzehnt, ein Jahrhundert, etwas Wertvolles sei. Aber ein altes französisches Sprichwort sagt: „Gott schafft im Nu." — „En peu d'heure Dieu labeure." Wir bitten um langes Leben, aber auf tiefes Leben oder große Augenblicke, darauf kommt es an. Das Maß der Zeit sei geistig, nicht mechanisch. Das Leben ist unnötig lang. Augenblicke der Einsicht, schöner persönlicher Beziehung, ein Lächeln, ein Blick — was für Mengen Ewigkeit bergen sie! Das Leben führt zu Höhenpunkten und zu Konzentrierungen; und Homer sagte: „Die Götter geben stets den Sterblichen ihr angemessenes Teil von Vernunft nur einmal, an einem einzigen Tag."

Ich bin der Meinung des Dichters Wordsworth, „daß es in diesem Leben kein wirkliches Glück gibt, sondern nur in Intellekt und Tugend". Ich stimme dem Plinius bei, „daß wir unser Leben verlängern, solange wir über diese Dinge nachdenken". Und ich stimme dem Glaukon bei, welcher sagte: „Das Höchste des Lebens, o Sokrates, besteht für den Weisen darin, daß er solche Gespräche wie die deinigen führt und anhört."

Nur der kann mich bereichern, der mir den Zeitraum zwischen Sonne und Sonne empfehlen kann. Es ist der Maß-

stab eines Menschen — seine Wertung eines Tages. Denn wir hören nicht mit der besten Achtung auf die Verse eines Mannes, der nur ein Dichter ist, oder auf seine Rechenaufgaben, wenn er nur Algebraiker ist; aber wenn ein Mann zugleich mit den geometrischen Grundlagen der Dinge und mit ihrem festlichen Glanze vertraut ist, dann ist seine Dichtkunst genau und seine Rechenkunst musikalisch. Und nicht der gilt mir als der gelehrteste Gelehrte, der für mich die begrabenen Dynastien des Sesostris und Ptolemäos, die sothische Zeitrechnung, die Olympiaden und Konsulate ausgraben kann; sondern der mir die Theorie des heutigen Mittwochs entwickeln kann. Kann er die nur der Frömmigkeit nicht verborgenen Verbindungen aufdecken, die die schwachen Menschen und Dinge, die wir kennen, mit dem Urgrunde verknüpfen? Diese flüchtigen fünfzehn Minuten, meinen die Menschen, seien Zeit, nicht Ewigkeit; seien niedrig und untergeordnet, seien nur Hoffnung oder Erinnerung, das heißt der Weg zu oder der Weg vom Wohlergehen, aber nicht Wohlergehen. Kann er ihr Band aufweisen? Der Dolmetscher soll uns von einem abhängigen und auf Almosen angewiesenen Dasein zu Reichtümern und sicherer Lebensstellung führen. Er verleiht Würde dem Platz, wo er steht. Dieses bettelhafte Amerika, dieses neugierige, durch Schlüssellöcher guckende, herumreisende, nachäffende Amerika, das Griechenland und Rom, England und Deutschland studiert, es wird seine bestaubten Schuhe ausziehen, wird seine Wachstuch-Reisemütze abnehmen und zu Hause sitzen mit Ruhe und tiefer Freude auf seinem Antlitz. Die Welt hat nicht solche Landschaft, die Äonen der Weltgeschichte haben nicht solche Stunden, die Zukunft hat nicht eine zweite solche günstige Gelegenheit. Jetzt laßt die Dichter singen! jetzt laßt die Künste sich entfalten!

Noch eine Betrachtung erübrigt. — Aber leben ist nur gut, wenn es zauberhaft und musikalisch ist, ein vollkommener Einklang und Mitklang, und wenn wir's nicht sezieren. Du mußt die Tage mit Achtung behandeln, du mußt selber ein Tag sein, und ihn nicht abfragen wie ein Gymnalsialprofessor. Die Welt ist rätselhaft — wenn alles gesagt und alles gewußt oder getan ist — und muß nicht buchstäblich, sondern geistig aufgefaßt werden. Wir müssen auf der Höhe unserer Kraft stehen, um überhaupt etwas richtig zu begreifen. Du mußt des Vogels Lied hören, ohne zu versuchen, es in Hauptwörter und Zeitwörter aufzulösen. Können wir nicht ein bißchen enthaltsam und gehorsam sein? Können wir nicht das Morgen in Ruhe lassen?

Alles im Weltall kommt auf Umwegen zu stande. Es gibt keine geraden Linien. Ich erinnere mich noch recht gut des ausländischen Gelehrten, der durch seinen Besuch eine Woche meiner Jugend glücklich machte. „Die Wilden der Inseln", erzählte er, „haben ihre größte Freude daran, mit der Brandung zu spielen; sie kommen herein auf den Kämmen der Wogen, dann schwimmen sie wieder hinaus, und so wiederholen sie stundenlang das köstliche Spiel. Nun, das Menschenleben besteht aus solchen Übergängen. Es kann keine Größe sein ohne Hingebung. Aber hier ist sogar euere Astronomie eine Spionage! Ich darf nicht ins Freie gehen und nach Mond und Sternen sehen, denn sofort scheinen sie meine Aufgaben zu messen, zu fragen, wie viele Zeilen oder Seiten fertig geworden sind, seit ich sie zuletzt gesehen. So war es nicht in Bellisle, wie ich Ihnen schon sagte. Auf Bellisle war kein Tag wie der andere, und sie waren nur durch eine vollkommene Liebe zum selben Gegenstand miteinander verbunden. Nur eben die Stunde auszufüllen — das ist Glück-

seligkeit. Füllt meine Stunde, ihr Götter! so daß ich nicht sage, nachdem ich dies oder das getan habe: ‚Siehe, da ist auch eine Stunde meines Lebens dahin!‘ — sondern vielmehr: ‚Ich habe eine Stunde gelebt.‘“

Wir brauchen keine gekünstelten Menschen, die jede literarische oder berufliche Aufgabe besorgen können — z. B. Gedichte schreiben, eine Prozeßpartei als Anwalt vertreten, oder eine Maßregel durchführen — wenn sie Geld dafür bekommen; oder die durch die starke Anstrengung ihres Willens ihre Geschicklichkeit ohne Unterschied auf jedem beliebigen Gebiet betätigen. Nein! das Beste, was auf der Welt vollbracht worden ist — das Schaffen des Genius — kostet nichts! Da ist keine krampfhafte Bemühung, sondern ursprüngliche Ergießung des Gedankens. Shakespeare schuf seinen Hamlet, wie ein Vogel sein Nest baut. Gedichte sind zwischen Schlafen und Wachen geschrieben worden — ohne Bewußtsein. Die Phantasie definiert sich selber:

Gestalten, die blinzelnd der Mensch erspäht,
Wenn strahlend die Sonne untergeht,
Diese Gestalten sind — Ich!

Die Altmeister malten zu ihrem Vergnügen und wußten nicht, daß etwas Tüchtiges von ihnen ausgegangen war. Mit kaltem Blut konnten sie das gleiche nicht wieder malen. Ebenso dichteten die Meister der englischen Lyrik ihre Lieder. Es war eine schöne Blüte schöner Kräfte: wie von den Briefen der Französin gesagt wurde: „Ein entzückendes Zubehör zu ihrem entzückenderen Dasein“. Dann wird auch der Dichter durch sein Lied nicht ärmer. Ein Lied ist kein Lied, wenn nicht der Anlaß frei und schön ist. Wenn der Sänger aus einem gewissen Pflichtgefühl singt, oder weil er keinen anderen Ausweg sieht, so möchte ich lieber keinen haben.

Nur die können schlafen, die sich aus dem Schlafen nichts machen; und nur die sprechen oder schreiben am besten, die aufs Schreiben oder Sprechen nicht zu viel Gewicht legen.

Dieselbe Regel gilt auch für die Wissenschaft. Der Gelehrte ist oft ein Dilettant. Seine Leistung ist eine der Akademie eingereichte Denkschrift über Fischwürmer, Kaulquappen oder Spinnenbeine; er beobachtet, wie andere Akademiker auch: er geht auf Stelzen und guckt in ein Mikroskop, und, wenn seine Abhandlung beendigt und vorgelesen und gedruckt ist, — so kehrt er in den Schlendrian seines gewohnten Alltagslebens zurück, das von seinem wissenschaftlichen Beruf völlig getrennt ist. Aber einem Newton war Wissenschaft so leicht wie Atmen; er brauchte denselben Verstand, um das Gewicht des Mondes festzustellen, wie um seine Schuhschnallen festzuziehen, und sein ganzes Leben war einfach, weise und majestätisch. So war's mit Archimedes — der war auch immer einunddersselbe, wie der Himmel. In Linné, in Franklin dieselbe Süße und Gleichheit — keine Stelzen, kein Auf-den-Zehen-stehen. Und ihre Leistungen sind gesund und denkwürdig für alle Menschen.

Indem wir der Zeit ihre Illusionen abstreifen, um zu finden, was das Herz des Tages ist, kommen wir auf den Wert des Augenblicks und lassen die Frage der Zeitdauer überhaupt fallen. In welcher Tiefe wir leben, darauf kommt es an, und ganz und gar nicht auf die Ausdehnung der Oberfläche. Wir suchen zur Ewigkeit durchzudringen, deren wirbelnde Oberfläche die Zeit ist; und in der Tat, die geringste Beschleunigung des Denkens und die geringste Mehrung der Denkkraft verleihen dem Leben den Anschein und das Wesen ungeheurer Dauer. Wir nennen es Zeit; aber wenn diese Beschleunigung und diese Vertiefung zu Wirklichkeit

werden, so ist ein anderer und ein höherer Name am Platze.

Es gibt Leute, die nicht viel Versuchen nötig haben; die nach jahrelanger Tätigkeit sagen: dies alles kannten wir schon zuvor; die auf den ersten Blick lieben und auf den ersten Blick hassen; die die Anziehungen und Abstoßungen unterscheiden; die sich aus Umständen nicht soviel machen wie andere, denn sie sind immer in denselben Umständen und freuen sich; die anderen vorschreiben und sich nicht vorschreiben lassen; die in ihrem Bewußtsein, daß sie Erfolg verdienen, die gewöhnlichen Mittel, ihn zu erlangen, beständig geringschätzen; die selbständig dastehen und sich selber zu helfen wissen; die man in Gesellschaft sie selber sein läßt; die groß in der Gegenwart sind; die keine Talente haben oder sich aus denen, die sie haben, nichts machen — denn sie sind, was vor dem Talent war und was nach ihm sein wird, und als dessen Werkzeug Talent nur erscheint: nämlich Charakter; der höchste Name, zu welchem die Philosophie gelangt ist.

Es ist nicht von Bedeutung, wie der Held dies oder das tut, sondern was er ist. Was er ist, das wird in jeder Bewegung und Silbe zu Tage treten. In dieser Hinsicht sind Augenblick und Charakter ein und dasselbe. Eine schöne Fabel von dem Vorteil, den Charakter vor Talent voraus hat, ist die griechische Sage vom Wettstreit zwischen Zeus und Phoebus. Phoebus forderte die Götter heraus und rief: „Wer will weiter schießen als der fernhintreffende Apollo?" Zeus sagte: „Ich!" Ares schüttelte die Lose in seinem Helm, und Apollos Los sprang zuerst heraus. Apollo spannte seinen Bogen und schoß seinen Pfeil in den fernsten Westen. Da erhob sich Zeus, durchmaß mit einem einzigen Schritt die ganze Entfernung und sagte: „Wohin soll ich schießen? Es

ist kein Raum mehr.“ So wurde des Schützen Preis dem zuerkannt, der keinen Bogen spannte.

Und dies ist der Fortschritt jedes ernsten Geistes: von den Werken des Menschen und der Tätigkeit der Hände zu einem Entzücken an den Fähigkeiten, die sie regeln; von einer Achtung vor den Werken zu einem weisen Erstaunen über dieses geheimnisvolle Element der Zeit, in das der Mensch hineingestellt ist; von begrenzten Geschicklichkeiten und der Ökonomie, die die Erzeugungsmenge ‚pro Stunde‘ berechnet, zu der feineren Ökonomie, die auf die Güte des Geschaffenen sieht, auf das Anrecht, das wir am Werke haben, oder auf die Treue, womit es uns entströmt; dann zu der Tiefe des Gedankens, den es verrät, wenn man es auf seine Allgemeingültigkeit hin betrachtet, oder zu der Erkenntnis, daß das Werk in der Ewigkeit wurzelt, nicht in der Zeit. Dann entströmt dem Charakter jene erhabene Gesundheit, die einen Augenblick wertet wie den andern, die uns groß macht in allen Lebenslagen und die einzige Erklärung ist, die wir für Freiheit und Kraft geben können.

Bücher

Es ist leicht, Bücher anzuklagen, und schlechte sind leicht gefunden; und die besten sind nur Berichte, und nicht die Dinge, von denen sie berichten; gewiß gibt es Dilettantismus genug und Bücher, die lediglich neutral sind und für uns nichts bedeuten. In Platos ‚Gorgias' sagt Sokrates: „Der Schiffer wandelt in bescheidenem Mantel den Strand entlang, nachdem er seine Fahrgäste von Aegina oder vom Pontus hergebracht hat, und es fällt ihm nicht ein, zu denken, er habe irgend etwas außerordentliches vollbracht, denn er weiß gewiß, daß seine Passagiere die gleichen und in keiner Hinsicht besser sind, als da er sie an Bord nahm! So ist es allermeist auch mit Büchern. Sie bewirken in uns keine Erlösung. Der Buchhändler wird wohl wissen, daß seine Kunden durch den Ankauf und Gebrauch seiner Waren um nichts besser werden. Der Band ist teuer um den Preis eines Dollars, und nachdem wir bis zur Ermüdung die Rückentitel gelesen haben, verlassen wir mit einem Seufzer den Laden und hören, wie es mir erging, ohne Überraschung von einem grämlichen Bankdirektor, daß man in Aufsichtsratskreisen alle Vorräte dieser Art für Plunder ansieht.

Aber nicht weniger wahr ist es, daß es Bücher gibt, die für das innere Leben eines Menschen von der Bedeutung sind, daß sie ihm die Fabeln des Cornelius Agrippa, Michael Scotts oder des alten thrazischen Orpheus verwirklichen — Bücher, die in unserem Leben in einem Range mit Eltern und Liebenden und Erfahrungen der Leidenschaft stehen, so heilsam, so kräftig, so umwälzend, so gebieterisch; Bücher, die das Werk und der Ausdruck so umfassenden Geistes sind, die der Welt, die sie malen, so annähernd gleich sind, daß man sie nicht mit gemeineren zusammen ausschließen kann, ohne diese Ausschließung als eine Anklage seiner Lebensweise zu empfinden.

Bedenke, was du an der kleinsten gewählten Bücherei besitzest! Eine Anzahl der weisesten und witzigsten Menschen, die in Jahrtausenden aus allen Kulturländern ausgewählt werden konnten, haben die Ergebnisse ihrer Gelehrsamkeit und Weisheit in beste Ordnung gebracht. Die Menschen selbst lebten in unzugänglicher Verborgenheit, einsiedlerisch, ärgerlich über jede Unterbrechung, eingeengt durch Etikette — aber der Gedanke, den sie nicht ihrem Busenfreund enthüllten, steht hier in leuchtenden Worten vor uns, den Fremden eines anderen Zeitalters, geschrieben.

Wir verdanken Büchern jene allgemeinen Wohltaten, die hoher geistiger Tätigkeit entspringen. So, glaube ich, verdanken wir ihnen oft die Erkenntnis der Unsterblichkeit. Sie teilen der sittlichen Kraft sympathische Tätigkeit mit. Geh mit gemeinen Leuten um, und du denkst, das Leben sei gemein — dann lies Plutarch, und die Welt ist ein stolzer Ort, bevölkert mit Menschen von positiver Tüchtigkeit, mit Helden und Halbgöttern, die um uns herumstehen und uns nicht schlafen lassen. Ferner wenden sie sich an die Einbildungskraft: und Poesie

flößt poetische Gedanken ein. Sie werden zur organischen Kultur der Zeit. Hochschulerziehung bedeutet das Lesen gewisser Bücher, die nach dem übereinstimmenden Urteil aller vernünftigen Gelehrten die bis dahin angehäufte Gesamtleistung der betreffenden Wissenschaft darstellen. Wenn du dies weißt — wenn du z. B. in der Geometrie Euklid und Laplace gelesen hast — so besitzt deine Meinung einigen Wert; wenn du diese Bücher nicht kennst, so bist du überhaupt nicht berechtigt, deine Meinung über den Gegenstand abzugeben. Wenn ein Zweifler oder ein Frommer in geistlichen und sittlichen Fragen seine Ansicht geltend machen will, so fragen wir ihn, ob er mit den Büchern Platos vertraut sei, in denen alle seine vorlauten Einwendungen ein für allemal abgefertigt worden sind. Wenn nicht, so hat er kein Recht auf unsere Zeit. Er möge gehen und seine Antworten bei Plato finden.

Die Hochschulen versehen uns zwar mit Bibliotheken, liefern uns aber keinen Professor, der Vorlesungen über Bücher hielte; und ich glaube, keinen Lehrstuhl hätten wir so dringend nötig. In einer Bücherei sind wir von vielen Hunderten teurer Freunden umgeben, aber sie sind durch einen Zauberspruch in ihre Papp- und Ledereinbände eingesperrt; und obwohl sie uns kennen und manche von ihnen zwei, zehn oder zwanzig Jahrhunderte auf uns gewartet haben und freudig bereit sind, uns ein Zeichen zu geben und uns ihr Herz auszuschütten, so lautet doch ihre Gefängnisregel, daß sie nicht sprechen dürfen, wenn sie nicht angesprochen werden; und da der Zauberer sie wie Infanteriebataillone zu Tausenden und Zehntausenden in Rock und Mantel von einerlei Schnitt gekleidet hat, so sind deine Aussichten, das richtige zu treffen, durch das arithmetische Gesetz der Permutation und Kombination bestimmt — eine

Wahl nicht unter drei Schmuckkästchen, sondern unter einer halben Million völlig gleicher Schmuckkästchen. Aber wir machen wohl die Erfahrung, daß in dieser Lotterie mindestens fünfzig oder hundert Nieten auf einen Gewinn kommen. So möchte man denn meinen, eine mitleidige Seele, die viele Zeit auf die falschen Bücher verloren und ein paar echte getroffen hätte, die sie glücklich und weise machten, würde recht tun, wenn sie diejenigen namhaft machte, die für sie Brücken oder Schiffe gewesen sind, auf denen sie sicher über schwarze Sümpfe und öde Meere hinweg in das Herz heiliger Städte, in Paläste und Tempel gelangte. Dies vermöchten am besten die großen Büchermeister, die von Zeit zu Zeit erscheinen — ein Fabricius, Selden, Magliabecchi, Scaliger, Mirandola, Bayle, Johnson, deren Augen den ganzen Horizont der Gelehrsamkeit bestreichen. Aber gewöhnliche Leser, die nur aus Liebe zu Büchern lesen, würden uns einen Dienst leisten, wenn ein Jeder ganz kurze Aufzeichnungen über seine Funde machte.

Es gibt Bücher; und es ist möglich sie zu lesen, weil ihrer so wenige sind. Wir sehen mit einem Seufzer die monumentalen Büchersammlungen in Paris, im Vatikan, im Britisch Museum. Im Jahre 1858 wurde die Anzahl gedruckter Bücher in der Kaiserlichen Bibliothek zu Paris auf achthunderttausend Bände geschätzt, mit einem jährlichen Zuwachs von zwölftausend Bänden, so daß die Zahl der heute vorhandenen gedruckten Bücher wohl eine Million überschreiten mag. Man kann leicht die Zahl der Seiten berechnen, die ein fleißiger Mann täglich zu lesen vermag, und die Zahl der Jahre, die unter günstigen Umständen ein menschliches Leben dem Lesenden einräumt: selbst wenn er sechzig Jahre hindurch vom Morgendämmern bis in die Nacht hinein läse, müßte er sterben, ohne auch nur die ersten Bücherischen bewältigt zu haben. Aber

nichts kann trügerischer sein als dieses Rechenexempel; denn in Wirklichkeit dürfte man nur eine natürliche Methode zur Anwendung bringen. Ich besuche gelegentlich die Bücherei in Cambridge und mache diesen Besuch selten, ohne von neuem meine Überzeugung zu befestigen, daß der beste Teil von allen diesen Bänden bereits innerhalb der vier Wände meines Arbeitszimmers daheim vorhanden ist. Die Durchsicht des Katalogs bringt mich beständig wieder auf die paar Hauptschriftsteller, die im Bücherschrank jedes Privathauses stehen; und die Erweiterungen sind nur höchst unbedeutend und zufälliger Art. Die Haufen einer jahrhundertelangen Bücherproduktion bieten uns nur Auslegungen und Erläuterungen, abschwächende Echos jener wenigen lauten Stimmen der Zeit.

Die beste Regel für Auswahl des Lesestoffes wird uns eine Methode geben, die sich der Natur anschließt und nicht mechanisch nach Stunden- und Seitenzahl rechnet. Auf diese Weise gelangt jeder Wißbegierige zu einer Verfolgung der seiner Naturanlage entsprechenden Zwecke anstatt zu einem irreführenden Mischmasch. Er lese, was zu seinem Wesen gehört und verschwende sein Gedächtnis nicht auf einen Haufen von Mittelmäßigkeiten. Wie ganze Völker ihre Kultur einem einzigen Buche verdanken — wie die Bibel Literatur sowohl wie Religion für einen großen Teil Europas bedeutet hat — wie Hafis der vorragende Geist der Perser, Konfuzius der der Chinesen, Cervantes der der Spanier war: so würde vielleicht der Menschengeist gewinnen, wenn alle Werke der Schriftsteller untergeordneten Ranges verloren gingen — in England also etwa alles außer den Werken Shakespeares, Miltons und Bacons — weil dadurch diesen wundervollen Geistern ein tiefergehendes Studium zugewandt werden würde. Der Lernende nehme sich seinen eigenen Geist zum Lotsen, dann

mag er Einen, mag er Viele lesen — er wird mit Vorteil lesen. Dr. Johnson sagte: „Während du stehst und dich besinnst, welches von zwei Büchern dein Sohn zuerst lesen solle, hat ein anderer Junge beide gelesen; lies täglich fünf Stunden irgend etwas, und du wirst bald gelehrt sein."

Die Natur kommt uns hierbei recht freundschaftlich zu Hilfe. Die Natur läutert fortwährend ihr Wasser und ihren Wein. Es ist die vollkommenste Filterung, die sich denken läßt. Sie verfährt bei Büchern genau ebenso wie bei Gasen und Pflanzen. Es findet eine beständige Auswahl unter den Schriftstellern statt, und dann wieder eine Auswahl unter der Auswahl. In erster Linie waren alle Bücher, die wirklich in die Lebensluft der Welt übergehen, von den Erfolgreichen geschrieben, von den Positiven und Vorwärtsschreitenden, die das aussprechen, was Zehntausende fühlen, aber nicht sagen können. Es hat bereits eine sorgfältige Auslese unter vielen Hunderten von jungen Federn stattgefunden, bevor die Abhandlung oder der Leitartikel, den du in einer schnell vergänglichen Zeitung liesest, dir vor die Augen kommt. Alle diese Schreiber sind junge Abenteurer, die ihre Leistung dem weisen Ohr der Zeit vorführen; diese sitzt und urteilt und druckt zehn Jahre darauf aus einer Million Seiten eine einzige wieder ab. Wiederum wird sie abgeurteilt, wird in allen Winden menschlicher Meinungen geworfelt — und was für eine furchtbare Prüfung hat sie nicht durchgemacht, bis sie nach zwanzig Jahren neu gedruckt werden kann! Und wenn sie gar nach einem Jahrhundert wiedergedruckt ist, da ist's als hätten Minos und Rhadamanthys diese Seite indossiert! Es ist daher eine Zeitersparnis, wenn man alte und berühmte Bücher liest. Nur Gutes kann erhalten bleiben; und ich weiß im voraus, daß Pindar, Martial, Terenz, Galen, Kepler,

Galilei, Bacon, Erasmus, Morus dem Durchschnittsintellekt überlegen sein werden. Bei Zeitgenossen ist es nicht so leicht, zwischen Berühmtheit und Ruhm zu unterscheiden.

Ferner hüte dich wohl, gewöhnliche Bücher zu lesen. Meide die viel zu vielen Preßerzeugnisse, die sich mit dem Tagesgeschwätz beschäftigen. Lies nicht, was du, ohne zu fragen, in der Straße und auf der Eisenbahn erfahren wirst. Dr. Johnson sagt, er gehe stets in stattliche Läden; und erfahrene Reisende kehren stets in den besten Gasthäusern ein; denn wenn diese auch teurer sind, so sind sie doch nicht viel teurer, und in ihnen findest du die gute Gesellschaft und die beste Auskunft. Ebenso weiß der Gelehrte, daß die berühmten Bücher, ein für allemal, die besten Gedanken und Tatsachen enthalten. Ab und zu findet sich, durch seltensten Glückszufall, in irgend einer albernen Schmieralie der Edelstein, den wir suchen. Aber in den besten Kreisen erhalten wir die beste Belehrung. Wenn du die Zeit, die dich Tag für Tag die Zeitung kostet, auf Bücher von weltliterarischer Bedeutung verwendetest — aber wer darf von so etwas überhaupt sprechen?

Die drei praktischen Regeln, die ich nunmehr aufstellen möchte, lauten also: 1. Lies niemals ein Buch, das nicht ein Jahr alt ist. 2. Lies stets nur berühmte Bücher. 3. Lies stets nur, was du liebst. Oder nach Shakespeares Wort:

> Wo kein Vergnügen ist, ist auch kein Nutzen:
> Kurz, Herr, studiert was Ihr am liebsten habt!

Montaigne sagt: „Bücher sind ein mattes Vergnügen." Aber ich finde gewisse Bücher lebens- und zeugungskräftig; der Leser, der sie genossen hat, bleibt nicht derselbe, der er zuvor war: wenn er das Buch zuklappt, ist er ein reicherer Mann. Ich würde mit Absicht niemals andere Autoren lesen

als solche. Und ich will auf die Gefahr hin, eine Liste alter Fibeln und Schulbücher zu nennen, es versuchen, die paar Bücher aufzuzählen, die ein oberflächlicher Leser dankbar benutzen muß.

Unter den alten griechischen Büchern sind nach meiner Meinung fünf, deren wir nicht entbehren können:

1. Homer, der trotz Pope und allem jahrhundertelangen gelehrten Geschrei das echte, rechte Feuer hat und gut für einfache Geister ist, der der wahre und wesensechte Sprößling Griechenlands ist und wie die Weltgeschichte einen Platz einnimmt, den nichts anderes ausfüllen kann. Durch alle Literaturen gilt der Satz: daß Poesie doch noch unsere beste Weltgeschichte ist. So ist's im Hebräischen, im Sanskrit, im Griechischen. Die englische Geschichte lernt man am besten durch Shakespeare kennen — und wie trefflich durch Merlin, Robin Hood und die schottischen Balladen! — die deutsche Geschichte durch das Nibelungenlied, die spanische durch den Cid. Von Homer ist George Chapmans Übersetzung die eigentlich heroische — die beste von allen ist jedoch eine möglichst wortgetreue Prosaübertragung.

2. Herodot, dessen Geschichte unschätzbare Anekdoten enthält; hierdurch geriet er bei den Gelehrten in eine gewisse Mißachtung; aber heutzutage, wo wir finden, daß das Denkwürdigste in der ganzen Weltgeschichte ein paar Anekdoten sind und daß wir uns nicht zu beunruhigen brauchen, wenn etwas nicht langweilig ist — heutzutage gewinnt Herodot neuen Kredit.

3. Aeschylos — der großartigste von den drei Tragikern, der uns unter einem dünnen Schleier die erste Besiedelung Europas gegeben hat. Der ‚Prometheus' ist ein Gedicht von der gleichen Würde und Tragweite wie das Buch Hiob oder die nordische Edda.

4. Von Plato zögere ich zu sprechen, weil ich fürchte, ich möchte zu keinem Ende kommen. In ihm finden wir, was wir bereits bei Homer gefunden hatten, jetzt zum Gedanken gereift — der Dichter ist zu einem Philosophen geworden, dem erhabenere Melodien musikalischer Weisheit entströmen, als sie jemals Homer gelungen waren. Homer ist gleichsam der Jüngling, Plato der fertige Mann, aber mit nicht geringerer Sicherheit kühnen und vollkommenen Gesanges, wenn er solchen für angebracht hält. Und er hat an seiner Harfe einige Saiten, die er von einem höheren Himmel herabgeholt hat. Wie er der Vergangenheit entstammt, so enthält er auch die Zukunft. In Plato erkennen wir das moderne Europa in seinen Ursachen und Keimen — Alles das in Gedanken, was die Geschichte Europas verkörpert oder noch zu verkörpern hat. Der gut Unterrichtete findet sein ganzes Wissen vorweggenommen. Plato steht auch mit dem modernsten Gelehrten auf der Höhe. Nichts ist ihm entgangen. Jede neue Ausbeute der fruchtbaren Ernte des Fortschritts, jede frische Aufgabe der modernen Menschheit, wir finden sie bereits bei ihm. Wünscht der Lernende die beiden Seiten einer Frage zu betrachten, wünscht er zu sehen, wie dem Mann von Welt Gerechtigkeit widerfährt, wie Pedanten erbarmungslos bloßgestellt werden, wie Wahrheit und religiöses Gefühl siegen, so wird er bei Plato seine Rechnung finden. Warum sollten nicht unsere jungen Leute an der Hand seiner Bücher erzogen werden? Sie würden genügen für den Unterricht des Menschengeschlechtes — für die Prüfung des Verstandes, für die Kundgebung der Vernunft. Hier haben wir, was für alle Menschen so anziehend ist — soll ich es die Literatur der Aristokratie nennen? — ein Gemälde der besten Persönlichkeiten, Gefühle und Sitten, von

der Hand des ersten Meisters der besten Zeit; Porträts von Perikles, Alkibiades, Kriton, Prodikos, Protagoras, Anaxagoras und Sokrates, mit dem anmutigen Hintergrund der Stadt Athen und der umgebenden Landschaft. Oder wer könnte den Wert der Bilder zu hoch anschlagen, mit denen Plato den Menschengeist bereichert hat und die wie Gold- und Silberbarren sich von der Scheidemünze aller Völker unterscheiden? Leset ‚Phädon', ‚Protagoras', ‚Phädrus', ‚Timäus', die ‚Republik' und die ‚Apologie des Sokrates'!

5. Plutarch kann auch in der kleinsten Bücherei nicht entbehrt werden; erstens, weil er so gut zu lesen ist — was von großer Bedeutung ist; ferner, weil er heilsam und kräftigend ist. Seine Lebensbeschreibungen des Kimon, Lykurg, Alexander, Demosthenes, Phokion, Marcellus und der übrigen gehören zum Allerbesten, was die Geschichtsschreibung aufzuweisen hat. Doch dies Buch hat selber für sich gesorgt, und das Urteil der Welt darüber gibt sich in den unzähligen billigen Ausgaben kund, die es so leicht zugänglich machen, wie eine Zeitungsnummer. Aber Plutarchs Moral ist weniger bekannt und wird selten neu gedruckt. Ein Leser indessen wie der, zu dessen Nutz und Frommen ich schreibe, kann es so wenig entbehren wie die ‚Lebensbeschreibungen'. Er wird darin die Aufsätze ‚Über den Dämon des Sokrates', ‚Über Isis und Osiris', ‚Über Fortschritt in der Tugendhaftigkeit', ‚Über Schwatzhaftigkeit', ‚Über Liebe' lesen und wird wieder einmal dankbar sein für die Erfindung der Buchdruckerkunst und für das freudenbringende Bereich der antiken Gedankenwelt. Plutarch bezaubert durch die Leichtigkeit seiner Ideenverbindungen; daher kommt es wenig darauf an, an welcher Stelle wir seine Schriften aufschlagen — überall finden wir uns zu einem Olympischen Gastmahl gelagert.

Sein Gedächtnis gleicht den Isthmischen Spielen, zu denen alles Ausgezeichnete von ganz Hellas zusammenkam; wir werden angeregt und erfrischt durch lyrische Verse, philosophische Denkweise, durch Heldengestalten und Heldentaten, durch Verehrung der Götter, durch ein buntes Gedränge von Bändern, Farn- und Lorbeerkränzen, Wagen, Rüstungen, geweihten Bechern und Opfergeräten. Eine unschätzbare Dreizahl von Gemälden antiker Geselligkeit sind die ‚Gastmähler' Platos, Xenophons und Plutarchs. Das Plutarchsche Gastmahl kommt geschichtlicher Genauigkeit am wenigsten nahe; aber die Zusammenkunft der sieben Weisen ist eine köstliche Schilderung der Sitten und Gespräche jener alten Zeit, ist klar wie der Ton einer Querpfeife und unterhaltsam wie ein französischer Roman. Xenophons Zeichnung athenischer Sitten ist eine Ergänzung zu Plato und überliefert uns Züge zur Charakteristik des Sokrates. Platos Gastmahl dagegen hat Vorzüge jeder Art: es ist eine Fundgrube antiker Weisheit über den Begriff ‚Liebe' — die Schilderung eines Gelages witziger Geister, die an Anschaulichkeit nicht hinter den Komödien des Aristophanes zurücksteht; endlich enthält es die ironische Lobrede auf Sokrates, von der alle jene Porträts des Philosophen ausgehen, die noch jetzt in Europa gangbar sind.

Natürlich sollte man von der griechischen Geschichte einen gewissen Umriß gewinnen, der es einem ermöglicht, den wichtigsten Geschehnissen und Persönlichkeiten ihren richtigen Platz anzuweisen; aber das kürzeste Handbuch ist das beste, und wem die umfangreichen Jahrbücher Grotes nicht zusagen, dem werden die alten, einfachen und allgemein verständlichen Auszüge von Goldsmith oder von Gillies völlig genügen. Der wertvolle Teil ist das Zeitalter des Perikles

und der auf ihn folgenden Generation. Und hier müssen wir des Aristophanes ‚Wolken' lesen, sowie etwa noch die anderen Werke des Meisters, auf die wir Appetit bekommen; dadurch lernen wir uns in den Straßen Athens zurecht finden und machen uns einen Begriff von der Tyrannei des Aristophanes, die mehr Genius und zuweilen nicht weniger Grausamkeit als die Leitung des ganzen Staatswesens erforderte. Aristophanes ist jetzt sehr leicht zugänglich durch die Arbeiten Mitchells und Cartwrights, die uns zugleich sehr wertvolle Erläuterungen geliefert haben. Ein ausgezeichnetes, gemeinverständliches Buch ist J. A. St. John's ‚Altes Griechenland'; Niebuhrs ‚Leben und Briefe' liefern uns leitende Gesichtspunkte, sogar in noch höherem Maße als seine Vorlesungen, und Winckelmann, ein Hellene, der zwei Jahrtausende zu spät geboren war, ist jetzt unentbehrlich für jeden, der sich mit attischem Geist vertraut machen will. Das Geheimnis der in neuerer Zeit in Deutschland und England erschienenen Geschichtswerke ist die zuerst von Wolff gemachte und dann von Boeckh weiter verfolgte Entdeckung, daß die unverfälschte Kenntnis der griechischen Geschichte jenes Zeitabschnittes aus Demosthenes, besonders aus seinen Zivilprozeßreden, und aus den Komikern gewonnen werden muß.

Wenn wir den natürlichen Stufen folgen und vom Meister zu den Schülern hinabsteigen, so haben wir sechs oder sieben Jahrhunderte später die ebenfalls nicht zu umgehenden Neuplatoniker Plotinus, Porphyrius, Proklus, Synesius, Jamblichus. Von Jamblichus sagte Kaiser Julian: „Er kommt nach Plato an Zeit, aber nicht an Genie." Von der Achtung, die Plotinus seinen Zeitgenossen einflößte, zeugen die auf uns gekommenen Lobreden des Porphyrius und des Longinus und die Gunst des Kaisers Gallienus. Wenn jemand,

der mit Interesse Plutarchs ‚Isis und Osiris' gelesen hat, später den Synesius'schen Aufsatz ‚Vorsehung' — von Thomas Taylor ins Englische übertragen — lesen sollte, so wird er darin eine der majestätischen Ruinen der Literatur kennen lernen, wird gleichsam im edelsten Tempel wandeln und sich von neuer Dankbarkeit gegen seine Mitmenschen, von neuer Achtung vor ihrem hohen Sinn durchdrungen fühlen. Der phantasiebegabte Gelehrte wird wenige Anregungsmittel für sein Hirn finden, die diesen Autoren gleichkämen. Er hat die Elysischen Gefilde betreten, und die großartigen und anmutigen Gestalten von Göttern und Dämonen und dämonengleichen Menschen, von ‚ozonischen' und ‚aquatischen' Göttern, Geister mit glühenden Augen und der ganze übrige Apparat der unter der afrikanischen Sonne ein wenig überhitzten neuplatonischen Rhetorik ziehen vor seinen Augen vorbei. Der Akolyt hat den Dreifuß über dem Delphischen Schlund bestiegen; sein Herz schlägt wild, seine Blicke sind belebt. Diese Führer sprechen von den Göttern mit solcher Gedankentiefe und mit solcher Ausschmückung durch malerische Einzelheiten, wie wenn sie bei den Olympischen Gelagen leiblich zugegen gewesen wären. Der Leser dieser Bücher macht neue Bekanntschaften mit seinem eigenen Geiste; neue Gebiete des Denkens erschließen sich ihm. Jamblichus' ‚Leben des Pythagoras' übt unmittelbarere Wirkung auf den Geist als die anderen Bücher; denn Pythagoras war seinem eigentlichen Wesen nach ein Schaffender: der Gründer einer Schule von Asketen und Sozialisten, ein Koloniengründer, und keineswegs nur der Mann abstrakter Studien.

Die tüchtigen und zum Teil ausgezeichneten Übersetzungen von ‚Bohn's Library' haben für die Literatur getan, was die Eisenbahnen für den Landesverkehr getan haben. Ich lese

unbedenklich alle von mir aufgezählten Bücher und überhaupt alle guten Bücher in Übersetzungen. Was an jedem Buch wirklich das Beste ist, das läßt sich übersetzen — jede wirkliche Erkenntnis, jedes allgemein menschliche Gefühl. Ja, ich habe die Bemerkung gemacht, daß es bei unserer Bibel und anderen Büchern erhabener sittlicher Tonart leicht und geradezu unvermeidlich erscheint, den musikalischen Rhythmus der Urschrift in Sätzen von gleichem Wohllaut wieder zu geben. Die Italiener sticheln auf Übersetzer: i traditori traduttori; aber ich bin ihnen dankbar. Ich lese selten ein lateinisches, griechisches, deutsches, italienisches, ja sogar französisches Buch im Original, wenn ich es mir in einer guten Übertragung verschaffen kann. Ich bleibe gerne der großen englischen Weltsprache verbunden, dem Meere, das aus jeder Himmelsrichtung Zuflüsse empfängt. Alle meine Bücher, da ich sie einmal zu meinem Gebrauch in meine Muttersprache übertragen besitze, im Original zu lesen, würde mir so wenig einfallen, wie über den Charles River zu schwimmen, wenn ich mich nach Boston begeben will.

In der geschichtlichen Literatur gibt es eine große Menge von Wegen, die den Studierenden in das alte Rom hinein- und wieder herausführen. Wenn er Livius lesen kann, so hat er ein gutes Buch; aber eins von den kurzen englischen Handbüchern, etwa Goldsmith oder Ferguson, sollte benutzt werden, um Plutarchs glänzenden Sternen ihren richtigen Platz im Himmelsrund anzuweisen. Der Dichter Horaz ist das Auge des Augusteischen Zeitalters, Tacitus der weiseste aller Geschichtsschreiber, und Martial wird ihm die Kenntnis römischer Sitten — und zum Teil recht schlechter Sitten — der ersten Kaiserzeit vermitteln; aber Martial muß, wenn man ihn überhaupt liest, in seiner eigenen Sprache gelesen

werden. Diese Bücher bringen den Studierenden zu Gibbon, der ihn als Passagier annehmen und mit unerschöpflicher Unterhaltungsgabe, mit Hervorhebung aller am Wege liegenden bemerkenswerten Gegenstände durch einen Zeitraum von vierzehn Jahrhunderten befördern wird. Gibbon mit seiner ungeheuren Belesenheit kann er nicht entbehren — dessen Witz und geistige Stetigkeit sind so außerordentlich, daß sein Werk, obwohl es nirgends in die Tiefe geht, zu den Bequemlichkeiten der Zivilisation gehört, wie die neue Eisenbahn, die Ozean mit Ozean verbindet, und ich glaube, ganz bestimmt wird Gibbon seinen Leser veranlassen, sich auch den ‚Erinnerungen', den ‚Auszügen aus meinem Tagebuch' und den ‚Aufzeichnungen aus meiner Lektüre' zuzuwenden — Büchern, die auch den faulsten Schüler anspornen werden, seinen wunderbaren Leistungen nachzueifern.

Da wir jetzt unseren Literaturbummler glücklich bis zum Fall von Konstantinopel im Jahre 1453 gebracht haben, so ist er auf sehr gutem Wege; denn hier erwarten ihn zuverlässige Hände, um seine Führung zu übernehmen. Die Haupttatsachen europäischer Geschichte sind bald gelernt. Da ist Dantes Gedicht, um ihm die italienischen Republiken des Mittelalters zu erschließen; Dantes ‚Vita nuova', um des Dichters Beziehungen zu Beatrice zu erklären, und Boccaccios ‚Leben Dantes' — ein Größerer von einem Großen geschildert. Uns eine Nachhilfe zu geben, werden vielleicht ein oder zwei Bände von Sismondis ‚Italienischen Republiken' dieselben Dienste leisten, wie die ganzen sechzehn. Wenn wir zu Michelangelo kommen, müssen seine Sonette und Briefe gelesen werden, dazu sein Leben von Vasari und aus unserer Zeit das Buch Herman Grimms. Von der Geschichte der Kirche und der Feudaleinrichtungen gibt Hallams ‚Mittel-

alter' einen zwar oberflächlichen, aber lesbaren und leichtfaßlichen Abriß.

Des tüchtigen Robertsons ‚Leben des Kaisers Karl des Fünften' ist immer noch der Schlüssel zum nun folgenden Zeitabschnitt. Ximenes, Kolumbus, Loyola, Luther, Erasmus, Melanchthon, Franz I., Heinrich VIII., Elisabeth, Heinrich IV. von Frankreich sind Kaiser Karls Zeitgenossen. Es ist eine Zeit der Keime und Entfaltungen, deren Frucht unsere moderne Zivilisation ist.

Wenn jetzt die Beziehungen Englands zu europäischen Angelegenheiten den Studierenden auf britisches Gebiet bringen, so hat er damit zugleich den Zeitpunkt erreicht, wo die moderne Geschichte neue Verhältnisse annimmt. In Bezug auf Sagen und Mythologie mag er auf die ‚Jüngere Edda' und Snorro Sturlesons ‚Heimskringla' zurückgreifen, ferner auf Mallets ‚Nordische Altertümer', auf die ‚Metrischen Romanzen' von Ellis, auf Assers ‚Leben Alfreds', auf Venerable Bede und die Forschungen Sharon Turners und Palgraves. Hume wird ihm als einsichtsvoller Führer dienen, und im Elisabethischen Zeitalter ist er bei der reichsten Periode des englischen Geistes angelangt, bei den hervorragendsten Menschen der Tat und des Gedankens, die die Nation hervorgebracht hat, und hat eine scharf ausgeprägte Zukunft vor Augen. Hier hat er Shakespeare, Spenser, Sidney, Raleigh, Bacon, Chapman, Jonson, Ford, Beaumont und Fletcher, Herbert, Donne, Herrick und nicht lange nachher Milton, Marvell und Dryden.

Wenn er Geschichtswerke liest, muß er die Bücher vorziehen, in denen einzelne Persönlichkeiten behandelt werden. Er wird die Zeit nicht bereuen, die er auf Bacon verwendet — wenn er den ‚Fortschritt der Gelehrsamkeit' liest, die ‚Essays', das

‚Novum Organum‘, die ‚Geschichte Heinrichs VII.‘, ferner alle seine Briefe (besonders die an den Grafen Devonshire über den Essexhandel) und überhaupt alles außer seinen ‚Apophthegmata‘.

Die Aufgabe wird dadurch erleichtert, daß diese Männer gegenseitig ein helles Licht aufeinander werfen. So sind Ben Jonsons Werke eine Art Reif, der alle diese schönen Persönlichkeiten miteinander und mit dem Lande, dem sie angehören, zusammenhält. Er hat Verse an oder über alle seine bemerkenswerten Zeitgenossen geschrieben; und mit seinen vielen Gelegenheitsgedichten, mit den Porträtskizzen in seinen ‚Entdeckungen‘; mit der im Plauderton gehaltenen Wiedergabe seiner Meinungen in seinen Unterhaltungen mit Drummond von Hawthornden, hat er wirklich das England seiner Zeit geschildert, wenn auch nicht in derselben Ausdehnung, so doch fast auf dieselbe Art, wie Walter Scott die Menschen und Gegenden Schottlands gefeiert hat. Walton, Chapman, Herrick und Sir Henry Wotton schreiben ebenfalls sehr belehrend.

Zu den besten Büchern gehören gewisse Autobiographien, wie z. B. die Bekenntnisse des Heiligen Augustinus; Benvenuto Cellinis Leben; Montaignes Essays; Lord Herbert von Cherburys Memoiren; die Lebenserinnerungen des Kardinals de Retz; Rousseaus Bekenntnisse; Linnés Tagebuch; Gibbons, Humes, Franklins, Burns', Alfieris, Goethes und Haydons Selbstbiographien.

Eine andere Klasse von Büchern, die zu den eben genannten in naher Verwandtschaft stehen und gleiches Interesse bieten, könnten wir als Tischgespräche bezeichnen; die besten von diesen sind Saadis Gulistan; Luthers Tischgespräche; Aubreys Lebensgeschichten; Spences Anekdoten; Seldens Tischgespräche; Boswells Leben Johnsons; Eckermanns Gespräche

mit Goethe; Coleridges Tischgespräche und Hazlitts Leben Northcotes.

Ferner unterscheide ich eine Klasse, die ich ihrem Wert nach als ‚Bücher für Liebhaber' bezeichnen möchte: z. B. Froissarts Chroniken; Southeys Chronik vom Cid; Cervantes; Sullys Memoiren; Rabelais; Montaigne; Isaak Walton; Evelyn; Sir Thomas Browne; Aubrey; Sterne; Horace Walpole; Lord Clarendon; Doktor Johnson; Burke, der ganze Fluten von Licht über seine Zeit ausgießt; Lamb; Landor; De Quincey — eine Liste, die natürlich mit Leichtigkeit vergrößert werden kann, da die Auswahl von persönlicher Vorliebe abhängt. Mancher ist in bezug auf diese Liebhabereien so zartfühlend und empfindlich wie ein Verliebter. Eines Mannes Bücherei ist in der Tat eine Art Harem und ich habe die Bemerkung gemacht, daß zartfühlende Leser eine große Schamhaftigkeit besitzen, die es ihnen peinlich macht, ihre Bücher einem Fremden zu zeigen.

Die Annalen der Bibliographie überliefern viele Beispiele von der Verrücktheit, bis zu welcher Bücherliebhaberei sich steigern kann, wenn das an sich berechtigte Entzücken am Buch sich auf seltene Ausgaben oder Manuskripte richtet. Diese Tollheit erreichte ihren Höhepunkt etwa zu Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts. Für ein Autograph Shakespeares wurden 155 Guineen bezahlt. Im Mai 1812 wurde die Büchersammlung des Herzogs von Roxburgh verkauft. Die Versteigerung dauerte zweiundvierzig Tage — ich gebe eine Abkürzung des Dibdinschen Berichtes — und unter den vielen Seltenheiten war ein Exemplar des Boccaccio in der Ausgabe von Waldarfer, Venedig, 1471 — das einzige ganz vollständige Exemplar dieser Ausgabe. In der vornehmen Gesellschaft, die der Versteigerung beiwohnte, befanden sich

auch der Herzog von Devonshire, Graf Spencer, und der Herzog von Marlborough, damals noch Marquis von Blandford. Das Gebot hatte auf fünfhundert Guineen gelautet. „Tausend Guineen!" sagte Graf Spencer. „Und zehn!" setzte der Marquis hinzu. Man hätte eine Nadel fallen gehört. Alle Augen waren auf die Bieter gerichtet. Jetzt sprachen sie etwas beiseite, jetzt aßen sie einen Zwieback, aber keiner von ihnen dachte im leisesten daran, dem anderen zu weichen. Doch um mit Übergehung einiger Einzelheiten zum Schluß zu kommen: der Wettstreit dauerte fort, bis der Marquis sagte: „Zweitausend Pfund!" Graf Spencer besann sich, wie ein vorsichtiger General sich vor nutzlosem Blutvergießen und Pulververschwendung bedenkt, und hatte eine Viertelminute gewartet, da kam Lord Althorp mit langen Schritten an ihn heran, wie wenn er seinem Vater eine frische Lanze bringen wollte, um den Kampf zu erneuen. Vater und Sohn flüsterten zusammen, und Graf Spencer rief: „Zweitausendzweihundertundfünfzig Pfund!" Ein elektrischer Schlag durchfuhr die Versammlung. „Und zehn!" fügte ruhig der Marquis hinzu. Damit endete der Kampf; der Elfenbeinhammer fuhr durch die Luft; als er niederfiel, standen die Zuschauer wie betäubt. Und dieser Hammerschlag tönte an den fernsten Küsten Italiens wieder. Er wurde gehört in den Bücherssammlungen von Rom, Mailand und Venedig. Boccaccio wurde aus seinem fünfhundertjährigen Schlummer aufgestört und Herr Van Praet durchstöberte vergeblich die Bücherssäle der kaiserlichen Bibliothek zu Paris, um ein Exemplar des berühmten Waldarferschen Boccaccio zu entdecken.

Eine andere Klasse von Büchern unterscheide ich mit der Bezeichnung ‚Wörterbücher'. Burtons ‚Anatomie der Melancholie' ist ein Buch von großer Gelehrsamkeit. Die Lektüre

desselben kommt dem Lesen in einem Wörterbuch gleich. Es ist ein Verzeichnis, das uns daran erinnert, wie viele Klassen und Arten von Tatsachen es gibt, und es tut uns unseren Reichtum dar, indem es uns erkennen läßt, in was für seltsame und vielfältig verschlungene Seitengänge die Wissenschaft sich ergossen hat. Ein Wörterbuch ist überhaupt nicht schlecht zum Lesen! Es ist keine Heuchelei drin, kein Übermaß von Erklärungen, und es ist voll von Anregung — das Rohmaterial möglicher Gedichte und Geschichten. Es fehlt weiter nichts als ein bißchen Mischen und Zusammenstellen; etwas Sehnenband und Knorpel machen einen Körper draus. Aus hundert Beispielen greife ich nur Cornelius Agrippas ‚Über die Eitelkeit von Künsten und Wissenschaften' heraus — ein Muster der Schreibseligkeit, die die bücherverschlingenden Leser seines Zeitalters sich allmählich angewöhnten. Wie die modernen Deutschen lesen sie eine ganze Literatur, während andere Sterbliche ein paar Bücher lesen. Gefräßig schlingen sie alles hinunter, überladen sich und müssen sich entleeren; so wählen sie sich dann irgend ein allgemeines Thema, z. B. ‚Melancholie' oder ‚Lob der Weisheit' oder ‚Lob der Torheit', und schreiben und zitieren ohne Methode und ohne Zweck. Ab und zu kommt aus dem Schwall ihrer Gelehrsamkeit ein schöner Denkspruch von Theophrast oder Seneca oder Boethius zum Vorschein, aber wir bemerken keine hohe Methode, keinen begeisternden Seelenerguß. Trotzdem bringt man es nicht fertig, nur ein paar Sätze aus ihnen zu lesen; ihr Wert besteht nur darin, daß sie eine ununterbrochene Kette andeutungsvoller Worte bilden.

Eine andere Klasse von Büchern ist für unser gegenwärtiges Zeitalter noch notwendiger, weil die Strömungen der Denkweise jetzt in eine andere Richtung fließen und uns auf dieser

Seite auf dem Trockenen lassen — ich meine die Bücher, die sich an die Einbildungskraft wenden. Eine rechte Metaphysik sollte den gleichwertigen Kräften der Einbildungskraft, der Erkenntnis, des Verstandes und des Willens gerecht werden. Poesie mit ihren Hilfskräften, der Mythologie und der Romantik, muß man einem phantasiebegabtem Geschöpf wohl gelten lassen. Die Menschen verfallen fortwährend in ein bettelhaftes Wesen, das sie verführt, alles was sich nicht in Zahlen ausdrücken läßt — mit anderen Worten: was nicht dem tyrannischen Tier in uns dient — auf die Seite zu schieben. Unsere Redner und Schriftsteller sind von der gleichen Armseligkeit, und auf diesem Plundermarkt wird weder der Phantasie, der großen erweckenden Kraft, noch der Moral, der Schöpferin von Genies und Menschen, ein Wort gegönnt. Aber wenn auch Redner und Dichter sich ebenfalls zu dieser Hungergesellschaft halten — die Fähigkeiten bleiben bestehen! Wir brauchen Symbole. Das Kind bittet dich um eine Geschichte und ist dankbar für die armseligste. Für das Kind ist sie nicht armselig, sondern strahlend von Bedeutsamkeit. Der erwachsene Mensch verlangt einen Roman — d. h. er bittet um die Erlaubnis, für ein paar Stunden ein Dichter zu sein und die Dinge so zu malen, wie sie sein sollten. Die Jugend verlangt ein Gedicht. Selbst Trottel möchten ins Theater gehen. Was für geheime Himmel können wir nicht öffnen, indem wir all dem Ahnen reichen Wohllauts nachgeben! Wir brauchen Abgöttereien, Mythologien — Spielraum und zugleich Grenze für die Schaffenskraft, die zusammengekauert und verkrampft daliegt und glühende Naturen zu Wahnsinn und Verbrechen treibt, wenn sie keinen Ausweg findet. Ohne die großen Künste, die zum Schönheitssinn sprechen, erscheint ein Mensch mir als ein armes, nacktes,

frostbebendes Geschöpf. Diese Künste sind die ihm zukommenden Hüllen, die ihn wärmen und zugleich schmücken. Während der vorsichtige und haushälterische Ton der Gesellschaft die Einbildungskraft hungern läßt, hält die Natur sich schadlos, wo und wie sie's nur vermag. Im Roman findet die Phantasie Spielraum und Belustigung. Von allem anderen wird sie niedergehalten, und darum fliehen die Menschen um Hilfe zu Byron, Scott, Disraeli, Dumas, Sand, Balzac, Dickens, Thackeray, Reade. Ihre Erziehung ist vernachlässigt; aber Leihbibliothek und Theater, dazu Forellenfischerei, Notchberge, die Adirondackgegend, der Ausflug nach dem Montblanc, nach den Weißen Bergen, den Ghauts — helfen ab, so gut sie's vermögen.

Die Phantasie flößt eine gewisse Flüchtigkeit, eine Art Rausch ein. Sie spielt eine Flöte, die die Atome unseres Körpers sich wie Planeten im Tanze drehen läßt; und sind sie einmal so befreit, dreht sich der ganze Mensch in trunkenem Taumel nach dem Klange der Musik, so fügen diese Atome sich nie wieder ganz in ihren alten steinfesten Zustand. Aber was ist die Phantasie? Nur ein Arm oder eine Waffe der inneren Willenskraft; nur eine Vorläuferin der Vernunft. Und Bücher, die die alten Pedanterien der Welt: unsere Zeiten, Orte, Berufe, Bräuche, Meinungen, Geschichten mit einer gewissen Freiheit behandeln, die den Dingen ihren rechten Platz anweisen, nicht nach den landläufigen Auffassungen Amerikas und Europas, sondern nach den Gesetzen der echten Vernunft und mit einem kühnen Wagemut, wie wir ihn zuweilen in Träumen betätigen — solche Bücher stellen uns wieder auf unsere Füße, ermöglichen es uns, ein unbeeinflußtes Urteil über unsere Pflichten uns zu bilden, und regen neue Gedanken fürs morgen an.

George Sands Romane ‚Lucrezia Floriani', ‚Le Peché de

M. Antoine', ‚Jeanne' und ‚Consuelo' bedeuten einen großen Fortschritt im Vergleich zu den Romanen mit dem ewig gleichen Ausgang, die wir alle vor zwanzig Jahren lasen. Aber wie weit ist noch immer der Roman vom Leben, vom Gebahren des Menschen und von den Beweggründen der Seele entfernt! Das Leben um uns herum ist stumm; der Tag hat unseres Wissens noch keine Zunge gefunden. Diese Geschichten verhalten sich zu den Verwirklichungen des wirklichen Lebens, wie die Figuren in ‚La belle Assemblée', die die Moden des letzten Monats darstellen, sich zu Porträts verhalten. Aber der Roman wird eines Tages den Weg zum inneren Menschen finden und wird nicht stets ein bloßer Kostümroman sein. Meiner Meinung nach ist er sogar schon jetzt nicht ganz unwirksam. So viel Romanlesen kann nicht ohne Einfluß auf die jungen Männer und Mädchen bleiben, und ohne Zweifel verleiht er dem Tage eine gewisse ideale Würde. Die junge Welt beschäftigt ihre Gedanken mit edlem Gehaben; und wie der Schauspieler in ‚Consuelo' sich rühmt, daß er und seine Genossen von den Brettern Lehrer der Fürsten in feiner Etikette, Anmut und Würde seien, die sie so wirkungsvoll in ihren Schlössern und unter ihren Untertanen zu entfalten wüßten — so sehe ich oft Spuren des schottischen oder französischen Romans in der Höflichkeit und gesellschaftlichen Gewandtheit junger Kadetten, Studenten und Kaufleute. In der Tat, wenn man bemerkt, wie ungeschickt und häßlich sich die Leute bei Liebe und bei Streit benehmen, so bedauert man, daß sie nicht ein bißchen mehr Romane lesen, um die schönen Züge von Edelmut und die klare feste Lebensführung allgemeiner zu machen; denn diese sind bei den Vereinigungen und Trennungen, die sich unter Strohdächern vollziehen, ebenso am Platze, wie in Palästen und unter erlauchten Persönlichkeiten.

Man beginnt jetzt in Romanen die ernstesten Fragen zu erörtern. Was machte ‚Jane Eyre' so populär? Daß auf eine im Mittelpunkte des Interesses stehende Frage bis zu einem gewissen Grade geantwortet wurde. Die in diesem Roman beantwortete Frage der unsittlichen Heirat wird stets je nach der Denkweise der Beteiligten behandelt werden. Eine Persönlichkeit von machtvoller Individualität wird sie beantworten wie Rochester, wie Kleopatra, wie Milton, wie George Sand: wird die Ausnahme zu einer Regel vergrößern, die Welt zu einer Ausnahme verkleinern. Eine Persönlichkeit von geringerem Mute, d. h. von geringerer Größe, wird darauf antworten, wie es die Heldin tut: wird sich dem Schicksal, der gesellschaftlichen Sitte, dem zufälligen Denken und Handeln von Männern und Frauen fügen.

Unser Romanlesen wird hauptsächlich durch eine gewisse leidenschaftliche Vorliebe für greifbare Ergebnisse veranlaßt. Wir bewundern Parkgärten, hochgeborene Schönheiten, Parlamente und feinen Salonton. Sie machen uns skeptisch, indem sie das Hauptgewicht auf Reichtum und gesellschaftliche Stellung legen.

Ich erinnere mich noch, wie ein paar scharfe Knabenaugen entdeckten, daß die Orangen, die in einer buntfröhlichen Veranda aus dem Laube eines Orangenbaumes hervorleuchteten, mit Draht an den Zweigen festgebunden waren. Ich befürchte, so steht es auch mit den Reichtümern des Romanschreibers.

Die Natur besitzt eine Zauberkraft, wodurch sie den Menschen mit seinen Geschicken in Einklang bringt, indem sie diese zum Ergebnis seines Charakters macht. Aber der Romanschreiber pflückt hier ein Ereignis, dort ein Schicksal heraus und bindet sie hastig mit seinen Figuren zusammen, um mit einem Bombenerfolg die Phantasie seiner Leser zu kitzeln oder sie durch

tragische Erschütterungen zu erschrecken. Und so ist es im ganzen doch nur ein Gaukelspiel. Wir werden durch Kunststücke, die nur auf eine ungewöhnliche Weise Sachen kombinieren, die wir jeden Tag machen, in betrügerischer Weise zu Lachen oder Staunen verlockt. Ein neues Element, Kraft, Förderung sind nicht vorhanden. Es ist nur Mache, kein Anbau neuen Kornes. Groß ist die Armut ihrer Erfindungen: Sie war schön und er verliebte sich in sie. Geld und Totschlag und der Ewige Jude und die Einbildung des Liebhabers, daß seine Geliebte sich einem anderen zugewandt habe, das sind die Haupttriebfedern: neue Namen, aber keine neuen Eigenschaften an Männern und Frauen. Daher das vergebliche Bemühen, auch nur ein bißchen von diesem Truggold zu behalten, das wie eine Welle durch unsere Hände geflossen ist. Tausend Gedanken erwachten; große Regenbogen schienen den Himmel zu überspannen: ein Morgen in den Bergen. Doch wir schließen das Buch, und abends ist kein Strahl mehr in unserem Gedächtnis geblieben. Aber diese leidenschaftliche Sehnsucht nach Romantik und diese Enttäuschung zeigen, wie sehr wir wirklicher Erhebungen und reiner Poesie bedürfen: der Poesie, die uns in Morgen und Nacht, in Sternen und Bergen, in allen Umständen und Verhältnissen der Menschen die Analogien unserer eigenen Gedanken zeigen soll, die beweisen soll, daß ein rechtes Buch den gleichen Eindruck macht, wie das Antlitz der Natur.

Wenn unsere Zeit unfruchtbar an Genius ist, so müssen wir uns aufrichten an Büchern reicher und gläubiger Menschen, die von Lebenslust und Fülle umgeben waren. Jede gute Fabel, jede Mythologie, jede Lebensbeschreibung aus einem religiösen Zeitalter, jedes Kapitel, das von Liebe handelt, ja sogar Philosophie und Wissenschaft, wenn sie geistiger Lauter-

keit entstammen und nicht Stückwerk und Krittelei sind, haben das Element des Phantasievollen in sich. Die griechischen Fabeln, die persische Geschichte (Firdusi), die Jüngere Edda der Skandinavier, die Chroniken vom Cid, Dantes Gedicht, Michelangelos Sonette, das englische Drama Shakespeares, Beaumont und Fletchers, und Fords, sogar Bacons und Miltons Prosa — in unserer Zeit Wordsworths Ode und Goethes Gedichte und Prosa besitzen diesen Zug ins Weite und flößen Hoffnung und edles Streben ein.

Ich habe keinen Platz mehr — und doch hätte ich ebenso gut gar nicht anzufangen brauchen, als daß ich eine Klasse von Büchern ausgelassen hätte, die die allerbesten sind: ich meine die Bibeln der Welt oder die heiligen Bücher aller Völker, deren jedes das höchste Ergebnis der Erfahrungen des betreffenden Volkes zum Ausdruck bringt. Nächst den hebräischen und griechischen Schriften, die die heiligen Bücher der Christenheit bilden, sind zu nennen: der Desatir der Perser und die Zarathustrischen Orakelsprüche. Die Veda und Manus Gesetze; die Upanischads, das Wischnu Purana, die Bhagvat Gita der Hindu; die Bücher der Buddhisten; die chinesischen Klassiker in vier Büchern, mit der Weisheit des Kon-fu-tse und Meng-tse. Ferner andere solche Bücher, die eine halbkanonische Autorität in der Welt erlangt haben, als Ausdrücke der höchsten Gefühle und Hoffnungen der Völker. Solche Bücher sind der Hermes Trismegistos, angeblich ägyptischen Ursprunges; die Denksprüche des Epiktet, des Marcus Antoninus, des Wischnu Sarma der Hindu, Saadis Gulistan; die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, und Pascals Gedanken.

Alle diese Bücher sind die majestätischen Äußerungen des allgemeinen Bewußtseins und dienen unseren alltäglichen Zwecken besser als der diesjährige Kalender oder die heutige

Zeitung. Aber es sind Bücher für das stille Kämmerlein; man muß sie auf den Knien lesen. Ihre Mitteilungen lassen sich nicht mit den Lippen oder der Zungenspitze geben oder nehmen, sondern nur mit glühenden Wangen und pochendem Herzen. Freundschaft sollte diese Bücher geben und nehmen, Einsamkeit und Zeit sollten sie hegen und reifen, Helden sie in ihr Wesen aufnehmen und darnach handeln. Sie lassen sich nicht in Buchstaben fesseln, die auf ein Blatt Papier gedruckt sind, sondern sind lebendige Schriftzüge, die sich in jede Sprache und in jede Form des Lebens übertragen lassen. Ich lese sie in Moos und Rinde; ich erkenne sie in den brandenden Wogen des Strandes; sie fliegen in Vögeln, sie kriechen in Würmern; ich entdecke sie im Lachen, im Erröten, im Augenspiel von Männern und Frauen. Diese Bücher sind Schriften, die der Missionar wohl über Prärie, Wüste und Ozean nach Sibirien, Japan, Timbuktu bringen sollte. Aber er wird finden, daß der Geist, der in ihnen ist, schneller reist als er und ihn bei seiner Ankunft schon begrüßt — daß er schon lange vor ihm dagewesen ist. Der Missionar muß von diesem Geiste geführt werden und ihn dort finden, sonst geht er vergeblich. Ist bei diesen Dingen überhaupt von Geographie die Rede? Wir nennen sie asiatisch, wir nennen sie urgeschichtlich; aber vielleicht ist dies nur ein optischer Standpunkt: denn die Natur ist immer sich selber gleich, und es sind jetzt auf unserem Planeten ebenso gute Augen und Ohren, wie immer da waren. Nur finden solche stoßweisen Äußerungen der Seele nur in langen Zwischenräumen statt, immer eine zur Zeit oder höchstens ein paar, und es sind Jahrtausende nötig, um eine Bibel zu schaffen. Die aufgezählten sind ein paar von den Büchern, mit denen die alten und die neueren Zeiten uns beschenkt haben; sie werden die Zeit

lohnen, die man auf sie verwendet. Wenn wir die Anzahl guter Bücher mit der Kürze des Lebens vergleichen, möchten wir wohl manches durch Stellvertreter lesen lassen, wenn wir gute Stellvertreter haben könnten. Aufrichtige junge Männer täten wohl daran, sich einen Wink des Institut Français und der British Association zu nutze zu machen. Wie diese die ganze Körperschaft in Sektionen teilen, von denen eine jede die ihr anvertrauten Gebiete in ihren Sitzungen behandelt und darüber berichtet, so möge jeder Gelehrte sich mit anderen, auf die er sich verlassen kann, zu einem literarischen Klub zusammentun, in welchem jedes Mitglied ein einzelnes Werk oder eine Reihe von Werken übernimmt, für deren Bearbeitung er sich besonders eignet. Wie anziehend z. B. ist die ganze Literatur des Romans von der Rose, sind die Fabliaux und die ‚Fröhliche Wissenschaft' der französischen Troubadours! Aber wer in Boston hat Zeit für so etwas? Da soll nun einer von unserer Gesellschaft dieses Gebiet übernehmen, soll es studieren und soll darüber, gleichsam unter seinem Eide, Bericht ablegen; soll uns das unverfälschte Ergebnis überliefern, wie es in seinem Geiste liegt, soll nichts hinzusetzen, nichts verschweigen. Ein anderes Mitglied soll unterdessen in ebenso ehrlicher Arbeit über britische Mythologie, die Tafelrunde, die Geschichten von Brut, Merlin und über wälsche Dichtung Nachforschungen anstellen, das Gefundene sichten und ebenso getreulich darüber Bericht erstatten; ein dritter über die angelsächsischen Chroniken, Robert von Gloucester und William von Malmesbury; ein vierter über Mysterien, Anfänge des Dramas, Gesta Romanorum, Collier, Dyce und die Camden Society. Jeder soll uns seine Goldkörner geben, die er herausgewaschen hat; und jeder andere soll dann entscheiden, ob dies Buch auch für ihn ein unentbehrliches ist.

Klubs

Wir sind zart gebaute Maschinen und müssen sorgfältig behandelt werden, wenn man die größte Leistung an Kraft und an Freude aus uns herausbringen will. Wir brauchen stärkende Mittel, müssen aber solche haben, die gar keine oder nur eine geringe Rückwirkung üben. Die Flamme des Lebens brennt zu schnell in reinem Sauerstoff, und die Natur hat daher die Luft mit Stickstoff gemischt. So ist Denken die Heimatsluft des Geistes, rein aber ist es ein Gift für unsere gemischte Konstitution und verbrennt gar bald das Knochenhaus des Menschen, wenn es nicht durch Liebe und durch das derbe Treiben der materiellen Welt gemildert wird. Abwechselung in der Nahrung und im Klima, schöne Gegenstände — und besonders die Mannigfaltigkeit vieler verschiedener Gegenstände — werden durch die anspruchsvolle Anlage unserer menschlichen Natur zur Notwendigkeit gemacht. Aber unsere Stärkungsmittel, unsere Üppigkeiten sind Pumpen, die die Kraft, die sie angeblich neu zuführen wollen, im Gegenteil nur erschöpfen; und von allen uns bekannten Herzstärkungen ist die beste, sicherste, erfreuendste und harmloseste: Gesellschaft; und jeder gesunde und wirk-

same Geist läßt in die Gesellschaft, die ihm am angenehmsten ist, eine reichliche Menge Lebenskraft überströmen.

Wir suchen Gesellschaft in sehr verschiedenen Absichten, und die Beschaffenheit der Gespräche ist sehr ungleich je nach den Kreisen. Zuweilen betreffen sie Tatsachen — von den Angelegenheiten der täglichen Notwendigkeit bis zu den letzten Ergebnissen der Wissenschaft — und durchmessen alle Grade von Wichtigkeit; zuweilen suchen wir in dieser Gesellschaft Liebe, den Balsam unserer ersten und unserer letzten Tage; zuweilen Gedanken, gleichsam von einem Menschen, der nur Geist wäre; zuweilen ist diese Gesellschaft wie ein Singen, wie wenn das Herz gleich einem Vögelein alles in Tönen ausströmte; zuweilen ist sie Erfahrung. Manche Menschen suchen darin Debatten; wenn ein Wortgefecht in Aussicht steht, wiehern sie wie Pferde. Wenn keine Argumente ins Spiel kommen, ist nach ihrer Meinung nichts los. Einige Sprecher zeichnen sich durch die Schärfe aus, womit sie ihre Gedanken in Formeln fassen, so daß wir von ihnen etwas mitnehmen, was in unserer Erinnerung bleibt; andere wissen durch eine Art Zauber unser Urteil einzuschläfern. Besonders Frauen brauchen Worte, die keine Worte sind — wie ja auch Tanzschritte keine Schritte sind — sondern geben den Geist der Sache wieder, von der sie sprechen; es ist wie mit dem Klang mancher Glocken, wobei wir nur an die Glocke denken, während fernes Kirchenläuten die Kirche und ihre ernsten Erinnerungen vor unserem Geiste aufsteigen läßt. Bei manchen Leuten sind ihre Ansichten etwas Zufälliges, machen einen armseligen Eindruck. Mancher, der sich selber als das Organ dieses oder jenes Glaubenssatzes für bedeutend hält, ist ein recht langweiliger Gesellschafter; aber Überzeugung, die dem Sprecher ursprünglich ist, ist süß und er-

frischend und untrennbar von seinem Bilde. Wir gehen auch durchaus nicht immer zu anderen Leuten, um Gespräche zu führen. Wie oft kommen wir zu ihnen, um nichts zu sagen, und doch müssen wir gehen; so sehnt sich ein Kind nach seinen Spielkameraden, aber unter ihnen spielt es für sich allein. Wir brauchen nur Anwesenheit. Aber eins ist gewiß: Verkehr müssen wir bis zu einem gewissen Grade haben. Dies beweist unumstößlich die Erfahrung einsamer Menschen; wir verlieren unsere Tage und sind denkunfähig, weil wir jemanden brauchen, mit dem wir sprechen können. Der Geist kann sich so wenig selber entleeren, wie eine Holzkiste es kann. Der Geistliche geht jahraus jahrein, tagaus tagein von Haus zu Haus, um den Menschen mit dem Trost eines guten Gespräches beizuspringen. Der Arzt gibt ihnen in der Hauptsache die gleiche Hilfe durch gesunden Zuspruch, der den Geist des Kranken auf den rechten Ton stimmt. Die Gespräche bei Tische, auf dem Spaziergange, am Kaminfeuer haben alle diesen selben Hauptzweck.

Seht, wie Mutter Natur die Mitteilung alles Wissens gesichert hat! Ganz gewiß brennt einem Jungen das Geldstück nicht feuriger in der Tasche, als uns etwas Neues im Gedächtnis brennt, bis wirs erzählen können. Und bei höherer Geistestätigkeit ruft jede neue Wahrnehmung einen Wonneschauer hervor, und ihre Mitteilung an andere gewährt ebenfalls Wonne. Der Gedanke ist das Kind des Intellekts, und dieses Kind wird in Freude empfangen und in Freude geboren.

Das Gespräch ist die Arbeits- und Werkstätte des Studierenden. Die Zuneigung oder Sympathie hilft ihm. Der Wunsch, so zu sprechen, wie ein anderer Geist es nötig hat, trägt dazu bei, unseren eigenen Geist zu klären. Eine gewisse Wahr-

heit hat Besitz von uns ergriffen, und diese streben wir auf jede Art und Weise kundzugeben. Jedesmal, wenn wir in einer Unterhaltung etwas sagen, erhalten wir einen mechanischen Gewinn, indem wir es gut und in angemessener Ordnung von uns geben. Ich schätze die mechanische Hilfe eines Gespräches. Es ist für uns Flaschenzug, Hebel und Schraube. Die Masse geschickt loszumachen, so daß sie in großen Sprüngen zu Tal saust, ein tüchtiger Block, ein Block von Quarz und Gold, der von den nützlichen Künsten des Lebens in aller Muße verarbeitet wird — das ist eine wundervolle Erleichterung.

Welche Tage sind in unserer Erinnerung die besten? Die, an denen wir einen Gesellen trafen, der wahrhaft ein Geselle war. Wie süß die Stunden, wenn der Tag nicht lang genug war, unsere geistigen Kleinode mitzuteilen und zu vergleichen: die Lieblingsstellen jedes Buches, die stolzen Charakterzüge unserer Helden, die köstlichen Verse, die wir wie Schätze aufgespeichert hatten! Wie zweckvoll waren da die Tage unserer Einsamkeit! Wie hinterließ das Antlitz unseres Freundes noch einen Schimmer, nachdem er schon gegangen war! Wir erinnern uns noch der Zeit, da wir vom Glück keine bessere Gabe erbitten konnten, als in einer Schiffskajüte oder auf einer langen Reise in der alten Postkutsche einen wertvollen Gesellschafter zu treffen; da alle Passagiere gezwungen waren, sich gegenseitig kennen zu lernen, und anderer Zeitvertreib nicht möglich war, so strömte das Gespräch in natürlichem Flusse dahin, die Leute wurden schnell bekannt und, wenn sie gut zu einander paßten, in einem Tage befreundeter mit einander, als wenn sie seit Jahren Nachbarn gewesen wären. In der Jugend, wo Wißbegier und der Trieb zu erwerben uns peitscht, ist der Tag zu kurz für Bücher und das Ge-

dränge der Gedanken, und wir ärgern uns über Unterbrechungen. Später, wenn Bücher uns ermüden, fließt das Denken träger; und es kommen die Tage, wo wir bestürzt uns sagen: Es gibt keine Gedanken. „Wie dumm und öde ist mein Schädel!" sagt der Studierende; „ich will mich mal erkundigen, ob ich meine Vernunft verloren habe." Er sucht intelligente Menschen auf — sie können klüger sein als er oder weniger klug — sie geben ihm Anregung, und sofort und mühelos beginnt die alte Bewegung in seinem Hirn: Gedanken, Phantasien, Stimmungen fluten dahin; die Wolke erhebt sich; der Horizont weitet sich; und wiederum sieht er den unendlichen Reichtum aller Dinge. Aber es müssen dabei die rechten Bedingungen beobachtet werden. Vor allen Dingen muß er er selbst sein dürfen. Sancho Pansa segnete den Mann, der den Schlaf erfunden hatte. So preise ich die schöne Erfindung, die jedem einen Menschen besorgt hat, der gerne mit ihm verkehrt.

Wenn die Menschen in der Gesellschaft kleiner sind als in der Einsamkeit, so sind sie dafür doch in manchen Hinsichten größer. Sie entzünden einander und wirken mit solcher Kraft gewissermaßen ansteckend, daß jede lebendig erzählte Geschichte andere zum Vorschein bringt; und zuweilen hört die Stimme, ein Umstand, der lange in den Schlupfwinkeln des Gedächtnisses geschlummert hatte; er erscheint im hellen Tageslicht, wird freudig begrüßt und erweist sich als von seltenem Werte. Jeder Metaphysiker muß die Beobachtung gemacht haben, daß nicht nur kein Gedanke allein kommt, sondern daß Gedanken gemeiniglich paarweise erscheinen, wenn auch die verwandten Gedanken zuerst in seinem Geiste in langen Zeitabständen auftauchten. Jedes Ding gehört zu einem Paar: eine natürliche Tatsache hat nur ihren halben Wert bis ihre Ergänzung,

eine moralische Tatsache, aufgestellt worden ist. Dann bestätigen und verschönen sie einander; eine Geschichte vermählt sich einer anderen. Und das mag der Grund sein, warum so mancher eine Geschichte, die ihm erzählt worden ist, unmittelbar darauf wiedererzählt.

Nichts erscheint so wohlfeil wie der Gewinn eines Gespräches, aber nichts ist seltener. Es ist wunderbar, wie wir getäuscht und gefoppt werden. Intelligenz, Freude am Lesen, Wißbegier sind im Überfluß vorhanden; aber ein ernsthaftes, erfreuliches Gespräch, das sich nicht mit persönlichen Kleinlichkeiten, sondern mit Ergebnissen befaßt — ein solches ist selten, und fast jedesmal, wenn ich einem lesenden und denkenden Menschen begegne, sagt er mir, er habe keinen Gefährten, — wie wenn dies ein Unglück wäre, das ausnahmsweise ihn betroffen hätte!

Nehmen wir an, ein solcher durchforsche verschiedene Kreise auf der Suche nach diesem weisen und fröhlichen Gesellen; der kann weit und fern umhersuchen! Gesellschaftliche Unterhaltung steht auf einem so niedrigen Niveau, daß sie den Gelehrten, den Heiligen und den Dichter ausschließt. Inmitten all des fröhlichen Scherzes kann das Gefühl sich nicht hervorwagen und entweichen. Die Antwort des alten Isokrates kommt uns so oft in den Sinn: „Was jetzt zeitgemäß ist, das kann ich nicht aussprechen; und für das, was ich sagen kann, ist jetzt nicht die Zeit." Wer kann zudem dem Zauber des Talents widerstehen? Wer Wissenschaft liebt, liebt auch Macht. Wer könnte unter klugen und gelehrten Männern frohem Sinn, umfassendem Gedächtnis, glücklicher Schlagfertigkeit, glänzendem Ausdruck und schnellem Urteil seine Anerkennung versagen! Was für Redeleistungen, welch eine gesellige Gewandtheit! Was für neue Kräfte, was für Berg-

werke geistigen Reichtums! Aber als er heimkam, waren seine blanken Zechinen dürre Blätter. Er fand entweder, daß die Tatsache, die sie so schön geschmückt und herausgeputzt hatten, wertlos war, oder daß er alles, was sie ihm gesagt hatten, bereits gewußt hatte. Er konnte nicht finden, daß ihm auch nur mit einem einzigen Gedanken oder Grundsatz, mit einer einzigen sicheren Tatsache, mit einem einzigen gebieterischen Antrieb Hilfe geleistet worden wäre: viel helles Geglitzere, aber kleiner Gewinn. Er nützt alle seine Gelegenheiten aus, sucht den Verkehr mit Leuten, die gesellige Gaben besitzen. Aber im Augenblick, wo sie sich treffen, fangen sie ganz gewiß an, etwas anderes zu sein, als sie bis dahin waren: sie spielen Possenstreiche, machen Bocksprünge, laufen hintereinander her, reißen faule Witze, erzählen Geschichten, stellen allerlei phantastische Sachen an, alles aus irgend einem abergläubischen Gefühl, man müsse Anregung haben und die Sache in Schwung bringen; und sie schlagen sofort jede Unterhaltung tot. Ich kenne wohl die ungeschliffene Grobheit des menschenscheuen Einsiedlers. Ohne Zweifel nimmt er auf die Denkweise von Menschen rascheren Blutes nicht genug Rücksicht. Aber nur auf natürlichem Grund und Boden kann Unterhaltung reich sein. Sie darf nicht mit Lärm und Gewaltsamkeit beginnen. Möge sie auf ihrem Boden bleiben, möge sie das Gefühl des Zusammenhanges mit der elektrischen Batterie bewahren! Die Menschen dürfen ihren Mittelpunkt nicht verlieren.

Manche Leute lieben nur dort zu sprechen, wo sie Meister sind. Sie gehen gerne zu Schulmädchen oder zu Knaben oder in die Läden, wo sie immer Müßiggänger treffen, die gern jedermann zuhören. Wenn sie es so treffen können, führen sie belehrende Gespräche und gefallen sich in Witzen und Redens-

arten, die von den Nichtstuern bewundert werden: und der Sprecher ist in seinem Element und guter Dinge, denn er kann ohne Umstände fortgehen, sobald es ihm gefällt. Selten gehen solche Leute zu ihresgleichen, und auch bei diesen sind sie einfach nur auf ihr eigenes Vergnügen bedacht; sie haben es zu eilig, ihren neuen Einfall oder ihre neue Entdeckung aufzutischen und mitzuteilen; sie hören nicht ordentlich oder überhaupt gar nicht auf die Anmerkungen oder Gedanken, wodurch die Gesellschaft sie für ihre Mitteilungen zu belohnen sucht; sondern sobald sie mit ihrer Rede fertig sind, greifen sie nach dem Hut. Ferner haben wir die Gladiatoren, für die jedes Gespräch eine Schlacht ist; auf welcher Seite sie stehen, ist ihnen einerlei — sie kämpfen um den Sieg. Ferner haben wir die Hartköpfigen, die Eigensüchtigen, die Langweiligen, die Stumpfsinnigen und die Eigensinnigen.

Es nützt uns nicht, daß wir einen Menschen finden, der ebenso gut oder gar besser ist als wir selbst; er muß auf denselben Ton gestimmt sein und zu uns passen. Die größten Dulder sind oft diejenigen, die am meisten zu sagen haben: Menschen von einem zarten Mitgefühl, die in einer gemischten Gesellschaft stumm sind. Selbst gescheite Leute wirken lähmend auf sie, wenn sie sie nicht ihrem Wesen entsprechend zu behandeln wissen. Die eingebildeten Stutzer, die den Wert der Natur nur darin erblicken, daß sie sie ernährt und in der Welt erhält, sind ebenfalls eine wahre Landplage; desgleichen die Renommisten. Empfangen muß in ebenso weitem Maßstabe stattfinden wie Geben. Wie entzückend ist nach dem Lärm dieser Störenfriede der glänzende, leichtspielende Witz eines — ich brauche seinen Namen nicht zu nennen: denn in jeder Gesellschaft ist sein Vertreter. Gutmütigkeit ist stärker als Tomahawks. Seine Unterhaltung ist eine ununterbrochene

Reihe von Bildern: er kann alles wiedergeben, was er gesehen hat; er ist der beste Geschichtenerzähler der ganzen Gegend und ist von solch fröhlicher Laune, daß er alle anderen unwiderstehlich zu guter Stimmung und lebhaftem Gespräch fortreißt. Diderot sagte vom Abbé Galiani: „Er war ein Schatz an Regentagen; und wenn die Tischler so ein Ding machen könnten, würde ein jeder im Lande eins haben wollen."

Einer Lehre werden wir bald inne: daß trotz scheinbarer Verschiedenheit alle Menschen einer Art sind. Diese Voraussetzung wenden wir bereitwillig auf unsere Gefährten an, und sind enttäuscht und ärgerlich, wenn wir finden, daß wir vorschnell geurteilt haben und daß ihre Uhren langsamer gehen als die unsrigen. Die einzige Sünde, die wir einander niemals vergeben, ist Meinungsverschiedenheit. Wir wissen zum voraus, daß jener Mensch da so denken muß wie wir. Hat er nicht zwei Hände — zwei Füße — Haare und Nägel? Ißt er nicht, blutet, lacht, weint er nicht? Seine Abweichung von meiner Meinung ist die reinste Ziererei. Dieser Schluß ist eine Logik, die der Feindschaft wie der Liebe gemeinsam ist. Und der Grund unserer Entrüstung ist unsere Überzeugung, daß sein Widerspruch einer Willkür entspringt, mit der er sich selber Zwang antut. Er stoppt den Strom seiner Meinung ab, wie die widerspenstige Kuh sich ihre Milch verhält. Ja, und wir schauen ihm ins Auge und sehen, daß er es weiß, und daß er sein Auge vor dem unseren niederschlägt.

Doch um meinem Ziel ein wenig näher zu kommen, muß ich sagen, daß wir auf unserer Suche nach dem reinen Artikel wohl leicht Weghindernisse finden können; aber wenn wir das Gesuchte finden, so ist es der Mühe wert gewesen, denn es ist für uns nicht nur eine Arznei und Herzstärkung, sondern es erscheinen unfehlbar neue und gewaltige Werke, sobald wir

einmal in der rechten Gesellschaft sind. Alles was ein Mensch für den anderen tun kann, ist auf diesem Markt zu finden. Große Preise sind bei diesem Spiel zu gewinnen. Unser Glück in der Welt hängt von der geistigen Ausrüstung ab, die wir für diesen Wettbewerb mitbringen. Da drüben ist ein Mensch, der auf die Fragen antworten kann, die ich nicht zu beantworten vermag. Ist dies so? Die Folge ist eine grenzenlose Neugier in mir, seine Erfahrungen und seinen Witz kennen zu lernen. Die Folge ist Wettbewerb um die Ziele, die dem Menschen als die höchsten gelten. Was ist eine Partie Whist oder Damenbrett oder Billard oder Schach im Vergleich mit einem Wettspiel auf dem Gebiete des Mutterwitzes, des Wissens oder der Schlagfertigkeit? Wie höflich wir auch diese Wahrheit zu verhüllen suchen: in Wirklichkeit messen sich gesellschaftlicher Rang und geistige Kraft, einerlei ob im Salon, im Gerichtssaal, in der Wählerversammlung, im Senat oder in der wissenschaftlichen Akademie; dies alles sind nur kleinere oder größere Schaubühnen für diesen Wettbewerb.

Wer definieren kann, wer eine Frage so beantworten kann, daß eine andere Antwort nicht mehr nötig ist, der ist der Erste. Dies war der Sinn der Sage von der Sphinx. In alten Zeiten wurden Gesandte mit Rätselfragen von einem König zum andern geschickt. Bei Periander's Gastmahl vertreiben die sieben Weisen sich die Zeit mit Beantwortung solcher Rätsel. Das ganze Leben des Sokrates ist ein Aufstellen und ein Lösen von Rätseln. So war in der heiligen Geschichte jedes Volkes der Gesetzgeber stets irgend ein Mann von beredtem Munde, der durch sympathische Anziehung in Berührung mit den höchsten und den niedrigsten Klassen der Gesellschaft gebracht wurde. Jesus, Manu, der erste Buddhist, Mohammed, Zertuscht, Pythagoras sind Beispiele.

Jesus verbrachte sein Leben damit, mit niederem Volk über Leben und Pflicht zu disputieren, weise Antworten zu geben, die davon zeugen, daß er einen weiteren Gesichtskreis hatte; und so brachte er zuletzt die Menschen zum Schweigen, die nicht edel genug waren, sich seine Gedanken zu eigen machen zu können. So lebte auch Luther; und nicht seine theologischen Schriften, sein ‚Kommentar zum Galaterbrief' usw., sondern seine ‚Tischgespräche' werden noch jetzt von den Menschen gelesen. Dr. Johnson war ein Mann von nicht sehr tiefem Geiste, in vielen englischen Vorurteilen — englischer Politik, englischem Kirchenglauben, Oxforder Philosophie — befangen; aber da er ein großes Herz hatte, dazu Mutterwitz und gesunde Vernunft, die oftmals ungeduldig die Schranken seiner althergebrachten Anschauungen übersprang, so besitzt seine Unterhaltung, wie sie uns von Boswell überliefert ist, einen dauernden Reiz. In der Unterhaltung spricht sich nicht nur der Gedanke, sondern auch der Charakter aus; und Dr. Johnson macht auf seine Gesellschaft nicht nur durch die feingeschliffenen Pointen seiner Bemerkungen Eindruck, sondern, wenn die Pointe einmal fehlt, auch dadurch, daß er die Bemerkung macht. Sein leicht erkennbarer Glaube oder Aberglaube, sein tiefer Wunsch, daß sie so oder so denken möchten, fällt bei ihnen ins Gewicht — so selten ist Gefühlstiefe oder eine getreue Wiedergabe eines Gedankens oder einer Meinung unter den leichtfertigen Männern und Frauen, die die Gesellschaft bilden; und obwohl sie wissen, daß der Sprecher bis zu einem gewissen Grade stets hinter seiner Aufgabe zurückbleibt, daß er nicht immer aufrichtig ist, daß er seine Rede auf Wirkung berechnet, so fühlen es doch auch die Frivolen, wenn ihnen ein fester Charakter entgegentritt, der immerdar Grundsätze höher stellt als Talente oder Gelehrsamkeit.

Einen der besten Berichte von dem großen deutschen Meister, der in den ersten dreißig Jahren des neunzehnten Jahrhunderts alle seine Zeitgenossen weit überragte, bieten seine Gespräche, wie sie von Eckermann aufgezeichnet sind; und Coleridges ‚Tischgespräche' sind eine der besten Hinterlassenschaften seines Geistes.

In den nordischen Sagen herrscht im Verkehr zwischen Walhallas Göttern und den Jötunen der gefahrvolle Brauch, daß sein Leben verwirkt hat, wer des anderen Frage nicht beantworten kann. Odin kommt verkleidet über die Schwelle des Jötun Waftrhudnir; er nennt sich Gangrader, wird in die Halle eingeladen und erfährt, daß er sie nicht wieder verlassen dürfe, wenn er nicht jede von Waftrhudnir ihm vorgelegte Frage beantworten könne. Der Riese fragt ihn nach dem Namen des Sonnengottes und des Gottes, der die Nacht heraufführt; er fragt, welcher Fluß die Wohnstätten der Söhne der Riesen von denen der Götter trennt; welche Ebene zwischen den Göttern und ihrem Feinde Surtur liegt. Alle diese Fragen beantwortet der verkleidete Odin zufriedenstellend. Dann kommt die Reihe des Fragens an ihn und eine Zeit lang weiß der Jötun gut zu antworten. Schließlich aber stellt Odin eine Frage, auf die nur er selber antworten konnte: „Was flüsterte Odin seinem Sohne Balder ins Ohr, als dieser den Scheiterhaufen bestieg?" Bestürzt erwidert der Riese: „Keiner von den Göttern weiß, was vor Zeiten Du Deinem Sohn ins Ohr sagtest. Mit Tod auf meinen Lippen habe ich die Schicksalsworte des Äsirgeschlechtes gesprochen; mit Odin kämpfte ich in weisen Worten. Du mußt immerdar der Weiseste sein."

Und immer noch sind Götter und Riesen ebenso bekannt, und immer noch spielen sie dasselbe Spiel in all den Millionen Wohnungen des Himmels und der Erde; an jedem Tisch, in

jedem Klub, bei jedem Stelldichein; und ebenso machen's die Rechtsgelehrten im Gerichtssaal, die Senatoren auf dem Kapitol, die Doktoren in der Akademie, die Witzbolde in der Kneipe. Erster bleibt, wer eine Antwort gibt, auf die sich nichts erwidern läßt. Omnis definitio periculosa est — und nur Witz kennt das Geheimnis. Das gleiche trat ein, als Leibniz bei Newton zu Besuch kam; als Schiller zu Goethe kam; als Frankreich, in der Person der Madame de Staël, Schiller und Goethe besuchte; als Hegel bei Viktor Cousin in Paris, als Linné bei Jussieu zu Gast war. Vor vielen Jahren kam ein amerikanischer Chemiker mit einem Empfehlungsbrief nach Manchester zum Dr. Dallon, dem Urheber der Theorie von den Verhältnissen der Atome; er wurde von dem in seinem Laboratorium beschäftigten Doktor recht kühl empfangen. Dr. Dallon kritzelte nur eine Formel auf ein Papierblättchen und schob es seinem Besucher zu: hätte er das gesehen? Der Besucher kritzelte auf ein anderes Blättchen eine Formel, die gewisse Ergebnisse seiner eigenen Versuche mit Schwefelsäure enthielt und schob dieses über den Tisch zurück: hätte er das gesehen? Augenblicklich war die Aufmerksamkeit des englischen Chemikers erregt, und sie machten im Nu Bekanntschaft. Wer eine Frage so beantwortet, daß keine Entgegnung darauf mehr möglich ist, wer jedesmal den Boden berührt — der ist ein Mann. Hyde, Graf von Rochester, fragte den Lord-Siegelbewahrer Guilford: „Meinen Sie nicht, ich könnte alles, was englische Verhältnisse betrifft, in einem Monat verstehen?" — „Ja, Mylord", versetzte der andere, „aber ich glaube, Sie würden es in zwei Monaten besser verstehen." Als Edward I. den Anspruch erhob, von den Schotten als Oberhaupt anerkannt zu werden, erwiderten Schottlands Edle: „Eine Antwort kann nicht gegeben werden,

solange der Thron unbesetzt ist". Als Heinrich III. (1217) auf Zwangsmaßregeln gegen sein Volk antrug, um die Bestätigung und Ausführung der Charte durchzusetzen, lautete die Antwort: „Wenn dies bewilligt würde, würden die Bürgerkriege nur durch Ausrottung der einen von den streitenden Parteien zu Ende kommen."

Was könnt ihr mit einem anfangen, der derartige scharfe Antworten gibt? Was könnt ihr mit einem beredten Mann anfangen? Keine Bestimmungen der Geschäftsordnung in Parlamenten, keine Strafandrohung wegen Ungehorsams gegen Gerichtsbeschlüsse, keine Ausschließungen, keine Knebelgesetze lassen sich ausdenken, die er nicht mit der ersten Silbe beiseite schieben oder überschreiten und zu nichte machen würde. Ihr könnt das Licht ausschließen — das mag sein; aber könnt ihr auch die Schwerkraft ausschließen? Ihr mögt sein Buch verdammen; aber könnt ihr gegen seinen Gedanken kämpfen? Der ist stets zu behende für euch, kommt euch zuvor und bricht an irgend einer anderen Stelle siegreich durch. Könnt ihr die Triebe der gesunden Vernunft hemmen? Was fangt ihr mit einem Beaumarchais an? Der Hof bestellt einen Zensor, um sein Stück zu unterdrücken; er bekehrt ihn zu einem glühenden Anwalt desselben. Der Hof bestellt einen anderen Zensor; diesmal soll das Stück zermalmt werden. Beaumarchais überredet ihn, es zu verteidigen. Der Hof ernennt der Reihe nach drei Inquisitoren, von denen einer immer strenger ist als der andere. Beaumarchais bekehrt sie alle zu triumphierenden Verfechtern des Lustspiels, das die französische Revolution einleiten sollte. Wer kann einem Luther, einem Newton, einem Franklin, einem Mirabeau, einem Talleyrand den Mund stopfen?

Diese Meister wissen ihren Platz selber auszufüllen und

brauchen keinen Beschützer. Jede nur erdenkliche Begabung — für Wissenschaft, Religion, Politik, Literatur, Kunst, Klugheit, Krieg oder Liebe — findet in der Unterhaltung Ausdruck und Austausch. Gespräche sind die Olympischen Spiele, an denen jede überlegene Begabung teilnimmt, um sich zu betätigen und sich zu prüfen — und außerdem natürlich zu allem übrigen die Eingebungen gewaltiger und in der Öffentlichkeit stehender Männer. Aber nicht diese Klasse wollen wir jetzt betrachten: Männer dieser Art werden durch ihre glänzende Begabung fast unwiderstehlich in den Strudel des Ehrgeizes hineingerissen, werden Kanzler, werden Ratgewaltige und Tatgewaltige und werden zuletzt Fatalisten. Wir beschäftigen uns mit denen, die ein Interesse an Gedanken haben; an ihren eigenen, wie an denen anderer Menschen, — die ihre Freude daran haben, sie zu vergleichen, die einem Menschen die größte Höflichkeit zu erweisen glauben, wenn sie ihn als einen Intellekt behandeln, ihm die großen und fröhlichen Geheimnisse darlegen, die sie vielleicht ihren Alltagsbekannten niemals eröffnet haben, mit ihm das Reich der Freiheit und die Einfachheit der Wahrheit teilen.

Aber diese beste Unterhaltung ist selten. In der Gesellschaft scheint man überein gekommen zu sein, Phantasiegebilde als Wirklichkeiten und Wirklichkeiten als Phantasiegebilde zu behandeln; und der einfache Freund von Wahrheit, besonders wenn er in sehr hohen Höhen wandelt — z. B. ein religiöser oder geistiger Suchender, — findet sich fremd und vereinsamt.

Die beste Unterhaltung findet vielleicht zwischen zwei Personen statt, die nur zu einander sprechen können. Sogar ein Mann wie Montesquieu bekannte, daß bei einer Unterhaltung die ganze behandelte Frage ihm spurlos aus seinem Geist zu entschwinden scheine, sobald er bemerke, daß ein dritter zu-

höre. Ich habe Leute von seltener Begabung gekannt, die auch für tüchtige, gesellige Menschen, welche sonst verschlossene und zurückhaltende Personen recht wohl gesprächig zu machen wußten, eine lästige Gesellschaft bildeten — ja, die auch geistig bedeutenden Männern, die sie hätten kennen sollen, lästig waren. Und denkt man niemals daran, daß wir vielleicht mit Menschen zusammenleben, die zu bedeutend sind, als daß sie erkannt werden könnten — wie es musikalische Töne gibt, die für die Wahrnehmungsskala der meisten Ohren zu hoch sind? Es gibt Menschen, die groß sind nur für einen oder zwei Gefährten, die mehr Gelegenheit haben, sie kennen zu lernen, oder die besser zu ihnen passen.

Um diese Bedürfnisse zu befriedigen, haben bei allen zivilisierten Völkern Versuche stattgefunden, Unterhaltung zu organisieren, indem gebildete Menschen unter günstigen Bedingungen zusammengebracht werden. Ganz gewiß gab es ungezwungene und geläuterte Unterhaltung bei den Griechen, bei den Römern und im Mittelalter. Es gab eine Zeit, zu der in Frankreich in der baulichen Anlage der Häuser eine völlige Umwälzung stattfand: die Häuser des Adels waren bis dahin, den Anforderungen der Feudalzeit entsprechend, in einem hohlen Viereck gebaut worden; das Erdgeschoß war für Dienerschaft und Stallungen bestimmt und die oberen Stockwerke zu Prunk- und Wohnräumen; jetzt wurden sie zu neuen Zwecken neu gebaut. Die Marquise de Rambouillet schaffte zuerst die Pferde aus den Palästen und die Gelehrten hinein; denn sie erbaute ihr Hotel zu geselligen Zwecken, mit einer prachtvollen Flucht von Salons in demselben Stockwerk; und sie durchbrach den steifen Stolz der Etikette, indem sie nicht nur vornehme, sondern auch witzige und gelehrte Menschen in ihr Haus lud; dadurch stachelte sie den Kardinal Richelieu an,

ebenfalls solche Gesellschaften bei sich zu versammeln und schließlich die französische Akademie zu begründen. Das Hotel Rambouillet und sein glänzender Kreis bedeuten einen wichtigen Markstein in der Geschichte der französischen Zivilisation. Und eine Geschichte der Klubs seit dem frühesten Altertum — mit anderen Worten eine Geschichte der Bemühungen, zu einer ungezwungenen und feinen Unterhaltung zu gelangen, von den Griechen und Römern zum Mittelalter und weiter zu den Franzosen, Engländern und Deutschen: eine solche Geschichte der Klubs und Gesellschaften aller Länder würde einen wichtigen Abschnitt der Weltgeschichte bilden. Wir kennen ja den Londoner Mermaid-Klub, zu dessen Mitgliedern Shakespeare, Ben Jonson, Chapman, Herrick, Beaumont, Fletcher und Selden gehörten; die ‚Gesetze' desselben sind erhalten geblieben, und viele Anspielungen auf die gemeinsamen Mahlzeiten finden wir bei Jonson, Herrick und Aubrey. Anthony Wood gibt viele Einzelheiten über Harringtons Klub an. Dr. Bentleys Klub umfaßte Newton, Wren, Evelyn und Locke; und Boswell verdanken wir unsere Kunde von dem Klub, welchem Dr. Johnson, Goldsmith, Burke, Gibbon, Reynolds, Garrick, Beauclerk und Percy angehörten. Und wir haben Berichte von der glänzenden Gesellschaft, deren sich Edinburgh im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts rühmen konnte. Solche Gesellschaften sind nur in großen Städten möglich; sie sind die Entschädigung, die diese ihren Bewohnern dafür gewähren, daß sie sie des freien Verkehrs mit der Natur berauben. Jeder Gelehrte ist umgeben von Menschen, die weiser sind als er — sollten sie auch nicht so gut schreiben können wie er. Können sie nicht zusammen kommen und zu ihrem gegenseitigen Vorteil und Vergnügen die Ergebnisse ihrer Forschungen austauschen? Es hat einen tiefen

Eindruck auf mich gemacht, als ein liebenswürdiger und fein-gebildeter Mann zu mir sagte, indem er von seinem Landhaus nach der Hauptstadt von Neu-England hinübersah: „Da liegt eine Stadt von zweihunderttausend Menschen, und für mich ist kein Stuhl darin." Wenn er sicher wäre, im Hause Nr. 2000 der Tremont Street die Gelehrten zu finden, die nach der Beendigung ihrer Vormittagsstudien ausgegangen sind, Boston würde in seinen Augen erstrahlen als das neue Jerusalem.

Nun ist dies Bedürfnis nach passender Gesellschaft ein wechselseitiges. Der Mann des Gedankens, der Mann der Literatur, der Mann der Wissenschaft, der geschäftskluge Staatsmann, der Mann feiner Sitte und Bildung: ein jeder von diesen, die du so sehnlich zu finden wünschest, wünscht gefunden zu werden. Jeder wünscht seine Gedanken, sein Wissen, sein Geselligkeitstalent in deiner freundlichen Gesellschaft an das helle Tageslicht zu stellen und seine Gaben gegen die deinigen auszutauschen; und der erste Wink, daß eine gewählte und verständige Gesellschaft zu haben sei, wird mit Freuden begrüßt.

Aber der Klub muß sich selber zu schützen wissen, und Hindernisse erheben sich schon zu Beginn. Es gibt Leute, die sich nicht wohl bilden lassen; diese muß man niederducken und zur Ruhe verhalten, wenn man kann. Dann gibt es welche, die mit dem Instinkt einer Fledermaus gegen jede brennende Kerze anfliegen und sie auslöschen — Spielverderber und Widerspruchsgeister. Einige wollen nur sprechen, und andere wollen nur hören: beide sind schlechte Gesellschafter. Die richtige Regel für einen Klub müßte lauten: nehmt niemanden auf, dessen Anwesenheit irgend einen Gesprächsgegenstand ausschließt. Ein Klub braucht Mitglieder, die sich

nicht überraschen lassen und kein Ärgernis nehmen, die leben und leben lassen, die über Kleinigkeiten hinwegsehen, taugliche Werte zu erkennen wissen und vieles als erwiesen hinnehmen.

Eine Schwierigkeit besteht für Klubs immer darin, die Aufnahmebestimmungen so zu regeln, daß jedes gesellschaftliche Ärgernis unbedingt ausgeschlossen ist. Niemand wünscht schlechte Manieren. Wir brauchen Aufrichtigkeit und festen Charakter. Der Dichter Marvell pflegte zu sagen, er würde mit niemandem Wein trinken, dem er nicht sein Leben anvertrauen könnte. Andererseits dürfen wir aber auch nicht gar zu empfindlich sein. Ein Mann von untadelhaftem Benehmen und ausgezeichnetem gesunden Verstande nahm auf seinen Reisen lieber mit Wirtshausgesellschaft vorlieb, mit der ihn der Zufall zusammenführte, als daß er sich mit einer Menge von auserlesenen Empfehlungsbriefen beladen hätte. Er bekannte offen, daß niedrige Gesellschaft ihm gefalle: es sei eine unbestreitbare Tatsache, daß die Gesellschaft von Zigeunern anziehender sei als die von Bischöfen. Das Mädchen läuft aus dem Salon in die Küche, der Junge nach dem Hafen hinunter. Lehrer und Eltern vermögen ihn nicht so zu interessieren wie die lärmende Unterhaltung, die er auf der Gasse oder am Dock findet. Ein mir bekannter Gelehrter, der einige Erfahrungen in bezug auf Reisen in der Wildnis besaß, sagte mir, er erzähle gern in der Schenkstube ein paar alte Anekdoten und stelle sich dadurch mit der Gesellschaft auf einen guten Fuß; nachher könne er so ruhig sein wie er wolle. Ein Gelehrter will nicht fortwährend sein Hirn auspumpen; er wünscht leichte Plauderei. Schwarzröcke sind nur für Schwarzröcke gute Gesellschafter; aber wenn Kaufleute, Rheder und Schiffskapitäne zusammen sind, seht, wie viel sie zu sagen haben und wie lange ihre Unterhaltung währt!

Sie sind aus vielen Zonen zusammengekommen; sie haben weite Lande durchquert; jeder von ihnen kennt sein Geschäft, kennt die klugen Meister seiner Kunst; sie haben die besten und die schlechtesten Menschen kennen gelernt. Ihre Erfahrung widerspricht in vielen Punkten der landläufigen Meinung und deiner eigenen. Von Dingen, die nach deiner Vorstellung unrecht sind, wissen sie, daß sie recht und nutzbringend sind; Dinge, die du als Aberglauben ansiehst, kennen sie als wahr. In den seltsamsten Heimstätten haben sie Tugend gefunden; und der reiche Schatz ihrer Abenteuer bietet Vergleiche und Beispiele, nach denen du jahrelang vergeblich gesucht hast, und die sie dir plötzlich darbieten, ohne sich etwas dabei zu denken.

Ich erinnere mich, daß ein derartiger gesellschaftlicher Versuch gemacht wurde, wobei jedes von den Mitgliedern geglaubt hatte, es habe wohl ein Verlangen nach Geselligkeit, dürfe sich aber nicht zur Aufnahme wählen. Es wurde ein Versuch gemacht, und alle fanden, daß sie sich gegenseitig recht wohl ertragen konnten. Ja, ihr Hang zu hochgesteigerter Selbstachtung, die sie zögern ließ, einem Klub beizutreten, schlug plötzlich in eine gegenseitige Bewunderung um, die keinen erfreulichen Eindruck machte; später wurde der Klub aufgelöst, als neue Vereinigungen sich bildeten.

Der Brauch, den Klub zu einer Stätte der Gastlichkeit zu machen, bedarf keiner Erklärung. Bei Tische sind die Menschen zwanglos und gemütlich; ich erinnere mich, daß mir einmal in einer Stadt des Südens auseinander gesetzt wurde, es sei unmöglich, irgend ein Werk öffentlicher Wohltätigkeit anders als durch ein Wirtshausgastmahl zustande zu bringen. Ich glaube nicht, daß die Wohlfahrtseinrichtungen unserer Hauptstadt auf diese Notwendigkeit angewiesen sind; aber für einen

Klub, dessen Mitglieder zum Zweck der Unterhaltung zusammenkommen, ist ein Abendessen eine gute Grundlage, denn es entwaffnet alle Parteien und weist der Pendanterie und dem Geschäftssinn die Tür. Alle sind in guter Stimmung und fühlen sich gemächlich, was die Grundbedingung jeder Unterhaltung ist; die gewöhnliche Zurückhaltung wird fallen gelassen, erfahrene Männer verkehren miteinander mit dem Freimut von Knaben und teilen früher oder später alles, was in ihren Erfahrungen eigenartig und wertvoll ist, den übrigen mit.

Die Gastlichkeit eines Klubs kann aber leicht übertrieben werden. Ohne Zweifel erlangen die Gastmähler witziger und philosophischer Geister durch Zeit und Ruhm viel von ihrem Glanze. Plutarch, Xenophon und Plato, die jeder ein Gelage ihres Freundeskreises verherrlicht haben, machen fast gar keine näheren Angaben über die Speisen; man darf wohl annehmen, daß ein mittelmäßiges Wirtshausessen in solcher Gesellschaft den Teilnehmern besser schmeckte als ein viel besseres in schlechterer Gesellschaft. Herricks Verse an Ben Jonson treffen ohne Zweifel den Nagel auf den Kopf:

> . . . da uns zu edler Ausgelassenheit
> (Nicht zu Verrücktheit!) trieb der Traube Saft —
> Und doch von dir ein jeder Vers voll' Kraft
> Uns Speis' und Trank bracht' in Vergessenheit . . .

Solche Freunde machen das Mahl zu einer Freude; ich denke an das Gastmahl des Cid: alles ging gut von statten; eine ehrenreiche Gesellschaft war versammelt, und ‚alle Gäste waren fröhlich und stimmten überein: daß sie in drei Jahren nicht besser gegessen hätten'.

Nur mit einer kurzen Andeutung brauche ich auf den Wert hinzuweisen, den Klubs dadurch erlangen, daß sie den Meistern

der verschiedenen Künste Gelegenheit geben, ihre Ansichten zu vergleichen und zu erweitern, sich darüber zu verständigen und durch ihre vereinigten Meinungen einen berechtigten Einfluß auf öffentliche Fragen der Erziehung und Politik auszuüben. Es wird allgemein anerkannt, daß in den Sektionssitzungen der British Association in ein paar Stunden mehr gegenseitige und wertvolle Belehrung mitgeteilt wird, als durch monatelange gewöhnliche Korrespondenz und durch die Drucklegung und Übersendung dickleibiger Berichte. Wir wissen, l'homme de lettres ist ein bißchen umständlich und gibt nicht gerne sein Saatkorn fort; es gibt aber ein unfehlbares Mittel, es aus ihm herauszubekommen: du brauchst nur ebenso gutes zu haben wie er. Wenn du Tuscaroora hast und er Canada, so wird er vielleicht Korn um Korn austauschen. Ist seine Verschwiegenheit unumstößlich und wagt er nicht vom Zaubergold zu sprechen, so wird er dir doch erzählen, welche neuen Bücher er kennen gelernt, welche alten er entdeckt hat, was für Männer im Lande und in der Welt Bücher schreiben und Bücher lesen. Ein Hauptzweck der Gastlichkeit eines Klubs besteht auch darin, daß sie erlaubt, einen würdigen Fremden zu gegenseitigem Gewinn aufzunehmen.

Jeder Mensch bringt in die Gesellschaft irgend ein Gedankenteilchen, irgend eine örtliche Kultur hinein. Wir brauchen weit umfassende, Abwechselung bietende Gesprächsgegenstände und Mannigfaltigkeit der Geister. Wir lieben an einem Genossen ein Phlegma, weil es ein Triumph ist, ihn daraus aufzustören, und nicht weniger freuen wir uns, wenn ein anregender Gegenstand uns ganz unerwartet an einem alten Bekannten geistige Freiheit und Kraft entdecken läßt. Weisheit ist wie Elektrizität. Einen beständig weisen Menschen gibt es nicht, wohl aber Menschen, die der Weisheit fähig

sind, die, in eine gewisse Gesellschaft gebracht, oder unter anderen günstigen Umständen auf kurze Zeit weise werden, wie geriebene Gläser vorübergehende elektrische Kraft erlangen. Aber während wir wohlgefällig auf diesen offenbaren freudebringenden Wert guter Gesellen blicken, vergesse ich nicht, daß die Natur es stets sehr ernst meint, und daß ihre großen Gaben etwas Strenges und Feierliches an sich haben. Wenn wir nach den höchsten Wohltaten der Unterhaltung Umschau halten, so drängt sich uns gewöhnlich die spartanische Regel auf: Einer mit Einem. Gespräch, das sich zu den höchsten Höhen erhebt und in den tiefsten Tiefen sucht, das uns zu jener Geistesverfassung emporführt, woraus Gedanken entspringen, die wie Sterne an unserem Firmament bleiben — solche Gespräche finden nur zwischen zweien statt.

Mut

Ich mache die Bemerkung, daß es offensichtlich drei Eigenschaften gibt, die die Bewunderung und Verehrung der Menschen auf sich ziehen:

1. Uneigennützigkeit, wie sie sich in Gleichgültigkeit gegen die gewöhnlichen Bestechungs- und Beeinflussungsversuche zeigt — eine so lautere und edle Lebensführung, daß keine Aussicht auf Reichtum oder materiellen Vorteil sie in Versuchung bringen kann. Eigenliebe hat fast bei allen Menschen so sehr das Übergewicht, daß sie nicht glauben mögen, jemand könne gewohnheitsmäßig das allgemeine Beste seinem eigenen Nutzen vorziehen; sehen sie aber diesen Grundsatz durch Aufopferung von Bequemlichkeit, Wohlstand, Rang, ja sogar Leben, verwirklicht, dann kennt ihre Bewunderung keine Grenzen mehr. Hierauf beruhte die Stärke der Heiligen in Ost und West, die die religiösen Führer großer Nationen wurden. Selbstaufopferung ist das wirkliche Wunder, woraus alle Wunder der Überlieferung entsprossen sind. So entstand der Ruhm aller Helden von Hellas und Rom — eines Sokrates, Aristides, Phokion; eines Quintus Curtius, Cato und Regulus; eines gastfreundlichen Hatem Tai; eines Chatham, dem

stolze Großmut eine ungeheure Popularität verlieh; eines Washington, der ohne Gehalt oder Lohn dem Gemeinwesen seine Dienste widmete.

2. Schaffenskraft. Die Menschen bewundern den Mann, der ihre Wünsche und Gedanken in Stein und Holz und Eisen und Stahl umzusetzen vermag — den Mann, der das Boot bauen kann; der die Ruchlosigkeit hat, den Lauf der Flüsse dorthin zu lenken, wo er sie braucht; der sein Kabel von Strand zu Strand durch den Ozean zu legen weiß; der, in seinem Kabinett sitzend, einen Feldzugsplan zu entwerfen weiß — sei's für Landkrieg, sei's für Seekrieg — so daß die besten Generäle und Admiräle, wenn alles vorüber ist, einsehen, daß sie für den Erfolg ihm zu danken haben. Sie bewundern Kombinationskraft und Berechnungskunst, gleichviel auf welchem Gebiet sie sich äußert, mag einer nur eine Schachpartie spielen oder mag er in höherem Fluge, als scharfsinniger Mathematiker, den Rauminhalt von Sternen berechnen, den Planeten ankünden, den keines Menschen Auge zuvor gesehen hatte. Oder mag Franklin, indem er die chemischen Elemente, woraus wir und die Welt gemacht sind, erforscht und in ihr Geheimnis eindringt, mit seiner Hand den Blitzstrahl ablenken und den Gedanken aussprechen, daß eines Tages eine weisere Geologie das Erdbeben harmlos und die Vulkane zu einem Hilfsmittel für die Landwirtschaft machen werde. Oder hier ist einer, der die Wünsche der Menschen sieht und weiß, wie sie zu befriedigen sind: diesem Freunde flüstert er ein freundliches Wort zu, jenen Gegner schmettert er durch die sieghafte Kraft seiner Rede nieder; er modelt die Gesellschaft nach seinem Willen und sieht in allen Menschen nur weiches Wachs, das der Druck seiner Hände formen wird — beherrscht sie wie der Wind die Wolken, wie

die Mutter ihr Kind, wie der Mann, der mehr weiß, den Mann, der weniger weiß, und führt sie so zu ihrer fröhlichen Überraschung gerade auf jenen Punkt hin, nach welchem sie strebten. Solchem Mann folgt die Menschheit mit beifälligem Zuruf.

3. Die dritte große Eigenschaft ist Mut — der vollkommene Wille, den keine Schrecknisse zu erschüttern vermögen, der durch Stirnrunzeln oder Drohungen oder feindliche Heere sich angezogen fühlt, ja, der ihrer geradezu bedarf, um zu erwachen und seine zurückgehaltenen Kräfte zu reiner Flamme anzufachen, der sich so recht eigentlich erst offenbart, wenn das Wagnis aufs höchste steigt: dann aber ist er heiter und fruchtbar und alle seine Kräfte haben freien Spielraum. Ein Herkules, ein Achilleus, ein Rustem, ein Artus, ein Cid findet sich in der Mythologie eines jeden Volkes und in der verbürgten geschichtlichen Überlieferung ein Leonidas, ein Scipio, ein Cäsar, ein Richard Löwenherz, ein Cromwell, ein Nelson, ein großer Condé, ein Bertrand du Guesclin, ein Doge Dandolo, ein Napoleon, ein Masséna, ein Ney. Man sagt, Mut sei etwas allgemeines, aber die außerordentliche Wertschätzung, die man ihm beilegt, beweist, daß er etwas seltenes ist. Tierische Widerstandskraft, der Instinkt des männlichen Tieres, das in die Enge getrieben ist, ist ohne Zweifel etwas gewöhnliches; aber Mut in seiner reinen Form, Mut mit offenen Augen, mutige Haltung, Selbstbeherrschung vor einem Kanonenschlund, Freudigkeit des einsamen Kämpfers, der sich zum Rechten hält — sie sind nur hohen Charakteren zu eigen. Ich brauche nicht nachzuweisen, wie hoch solcher Mut geachtet wird, denn man gibt ihm ja den ersten Rang. Solchem Mut wird alles verziehen. Was für ein Aufhebens machen wir zwei Jahrtausende hindurch von den Thermo-

pylen und von Salamis! Wie leben Poitiers und Crecy, Bunker-Hill und Washingtons Ausdauer in unserem Gedächtnis! Und jeder Mann, der um einer geachteten Sache willen sein Leben aufs Spiel setzt, wird der Liebling aller Menschen. Als Zeugen nenne ich nur die Bücher der Kinderstube, die Balladen, an denen Knaben sich entzücken, die Romanzen, an denen Männer sich entzücken, die Lieblingsthemata der Beredsamkeit, die donnernde Exegese, womit der Redner jedes kriegerische Trotzbieten, jede Waffentat hervorhebt. Welch eine kurze Zeit ist doch erst vergangen, seit unsere ganze Nation jeden Morgen aufstand, um von den mutigen Taten der Söhne und Brüder im Felde zu lesen oder zu hören, und niemals des Lesens und Hörens müde wurde! Wir haben Beispiele von Männern gehabt, die bei einer einzigen Gelegenheit tatsächlichen Mut bewiesen, dadurch Lieblinge ihrer Nation wurden und wie ein Schaustück zu jeder Volksversammlung im Triumphwagen herbeigeführt werden mußten.

Die Menschen sind so entzückt von kriegerischer Tapferkeit, daß sie ihre Freude daran gehabt haben, sich Löwen, Leoparden, Adler und Drachen nennen zu lassen, nach den Tieren, die in der geologischen Entwickelung unsere Zeitgenossen sind. Aber die Tiere haben einen großen Vorteil vor uns durch ihre Frühreife. Berühre die Schnappschildkröte mit einem Stock, und sie packt ihn mit den Zähnen. Schlage ihr den Kopf ab, und die Zähne werden den Stock nicht fahren lassen. Zerbrich ein Ei dieser Schildkröte, und der kleine Embryo, dessen Augen noch nicht offen sind, beißt wütend um sich. Diese lebhaften Geschöpfe beißen also sozusagen nach ihrem Tode und vor ihrer Geburt.

Der Mensch aber tritt hilflos ins Leben. Das Kleinchen verfällt vor Furcht in Zuckungen, sobald die Wärterin es

allein läßt, und gewinnt so langsam auch nur eine geringe Fähigkeit, sich selber zu schützen, daß es nach der Meinung von Müttern ein fortgesetztes Wunder ist, wie ein junges Kind am Leben und bei Gesundheit bleibt. Die Ängste des Kindes sind ganz vernünftig und fügen zu seinen Reizen noch einen neuen hinzu; denn seine völlige Unwissenheit und Schwäche und seine bezaubernde Entrüstung, die eigentlich auf einer so geringen Grundlage beruht, veranlassen jeden Anwesenden, Kleinchens Partei zu ergreifen. Jeden Augenblick, solange es wach ist, studiert es den Gebrauch seiner Augen, Ohren, Hände, Füße, lernt dabei Fährlichkeiten zu bestehen und zu vermeiden und verliert auf diese Weise stündlich eine von seinen Ängsten. Aber nur zu bald gibt's einen Stillstand in dieser Erziehung. Die große Mehrheit der Menschen wächst in Familien auf, beginnt schon in früher Jugend Tag für Tag mit irgend einer handwerksmäßig sicheren Tätigkeit beschäftigt zu werden und kommt daher nie zu den rauhen Lebenserfahrungen, durch die der Indianer, der Soldat, der Grenzer selbständig und furchtlos werden. Daher beweist der hohe Wert, der auf Mut gelegt wird, die allgemeine Furchtsamkeit. „Die Menschen", sagte Franklin, „sind Feiglinge, sobald sie Widerstand finden." Sogar im Kriege findet man selten Generäle, die aufs Schlagen erpicht sind. Lord Wellington sagte, Uniformen seien oftmals Masken; und bei einer anderen Gelegenheit: „Wenn mein Tagebuch erscheint, müssen manche Standbilder von ihrer Höhe herunter." Die nordischen Sagas erzählen: als Bischof Magne dem König Sigurd wegen seiner gottlosen Ehescheidung Vorwürfe gemacht, da habe der Priester, der den Bischof begleitete und jeden Augenblick erwartete, der wilde König werde in Raserei ausbrechen und seinen Vorgesetzten erschlagen, gesagt, er habe

den Himmel nicht größer gesehen als ein Kalbfell. Und ich erinnere mich, wie ein paar junge Irländerinnen, mit deren Wagen ein scheuendes Pferd durchgegangen war, uns erzählten, als das Pferd angefangen habe, sich zu bäumen, seien sie so erschrocken, daß sie von dem Tier gar nichts mehr gesehen hätten.

Feigheit schließt die Augen, bis der Himmel nicht größer ist als ein Kalbfell; schließt die Augen, so daß wir das Pferd nicht sehen können, das mit uns durchgeht; schlimmer noch: schließt die Augen der Seele und macht das Herz kalt. Furcht ist grausam und gemein. Alle politischen Schreckensherrschaften waren Herrschaften des Wahnsinns und der Boshaftigkeit — eine vollständige Umwälzung aller bis dahin geltenden Meinungen. Die Gesellschaft steht auf dem Kopfe; ihre besten Männer hält man für zu schlecht, ihnen nur das Leben zu gönnen. Dann haben wir den Schutz, den ein Haus, eine Familie, eine Nachbarschaft, ein Besitz — sei es auch nur ein erstes Ansammeln von Ersparnissen — gewähren; dieser führt jederzeit dazu, den respektablen Klassen diesen allgemeinen Anstrich blasser Furcht zu geben. Voltaire sagte: „Ehrenwerte Leute leiden besonders an dem Unglück, daß sie feige sind." Die politischen Parteien, die den wohlgesinnten Teil der Staatsbürger zusammenschließen — wie schwach, wie unedel sind sie! Was für weiße Lippen haben sie! Stets halten sie sich in der Defensive, als wäre die Leitung den Zeitungen anvertraut, die oftmals zum großen Teil von Weibern und Knaben geschrieben sind, also von Menschen, die selber keine Kraft haben und nur den Anschein von Kraft aufrecht zu erhalten wünschen. Diese Mittelparteiler können Hurra rufen, Plakate anschlagen, Flaggen schwenken — können sogar ihre Stimmen abgeben, wenn's Wetter schön ist; aber Männer, die in entschlossener Haltung verlangten, daß alles

nach Recht und Gesetz vor sich gehen sollte, die würden nicht länger von Einbrechern und Spitzbuben auf den Straßen, von Fälschern in den Amtsstuben, von Dieben auf der Richterbank belästigt werden; dieses Amt, das Amt des Leiters, der das Überwachungskomitee beseelt, muß von starken und aufrichtigen Männern versehen werden, die wirklich zornig und entschlossen sind. Für gewöhnlich aber haben wir nichts als eine bissige Krittelei, die die Gegenpartei überwacht und tadelt. Uns fehlt der Wille, der vorwärts drängt und sich durchsetzt. Wenn wir einen Vorteil davontragen, wie neulich im Kongreß, so geschieht es nur, weil unser Gegner einen Fehler begangen hat, nicht weil wir die Initiative ergriffen und ein Gesetz aufstellten. Die Natur hat beschlossen: was sich nicht selbst verteidigen kann, soll nicht verteidigt werden. Sich beklagen, und sei's noch so laut und habe man noch so sehr Recht damit, das hat keinen Zweck. Wir hörten schon seit langer Zeit von den Friedensparteien in Kansas und anderswo viel Gerede, ihre Stärke liege in der Größe des ihnen zugefügten Unrechts, darum müsse man von jedem Widerstand abraten, um diese Stärke noch größer zu machen. Aber war ihnen größeres Unrecht geschehen als den Negern? und was für eine Stärke haben sie denn eigentlich dadurch bekommen? Es war nichts als eine Aufforderung an die Tyrannen, und denen, die die Opfer beschützen wollten, wurde ihre Aufgabe verekelt. Was nicht stehen kann, muß fallen; und den Maßstab für unsere Aufrichtigkeit und damit für die Achtung, die unsere Mitmenschen uns zollen, bietet der Betrag an Gesundheit und Vermögen, den wir gewillt sind, in der Verteidigung unseres Rechtes zu wagen. Wenn ich meinen Zaunnachbar, einen alten Farmer, frage, ob er nicht zur Wahlversammlung gehe, sagt er: „Nein, diese Wählerei hat keinen Zweck; die

schafft nichts Dauerndes; aber was man mit der Flinte in der Hand fertig bringt, das bleibt." Die Natur hat einen jeden mit der Aufgabe betraut, sich sowohl selbst zu verteidigen, wie sich selbst durchs Leben zu bringen, und ich habe einen Anspruch auf die Hülfe meines Nächsten nur dann, wenn ich mannhaft alle mir zu Gebote stehenden Mittel versucht habe, um mich aufrecht zu erhalten, und wenn ich von widrigen Umständen überwältigt werde, so daß die Zuschauer den natürlichen Wunsch verspüren, einzugreifen und dafür zu sorgen, daß alles mit rechten Dingen hergeht.

Aber unsere friedfertige Erziehung ist keine Vorbereitung für schlechte Zeiten. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht ein jeder, der im letzten Kriege zum Heer ging, eine lebhafte Neugier verspürt hätte, wie er sich im Gefecht benehmen werde. Zarte liebenswürdige Knaben, die niemals ein rauheres Spiel kennen gelernt hatten, als ein Schlagballspiel oder eine Angelpartie, sahen sich plötzlich aufgerufen, einem Bajonettangriff stand zu halten oder eine Batterie zu nehmen. Natürlich mußten sie alle mit einer gewissen Verzweiflung in so ein Gefecht gehen. Jeder sagt leise bei sich selber: „Meine Bemühungen können auf den Erfolg nur geringen Einfluß haben; wolle nur der gütige Himmel mich davor bewahren, mir selber, meinen Freunden und meinem Staat Schande zu machen. Sterben! O ja — sterben kann ich wohl; aber wenn ich mich schlecht benähme, das könnte ich nicht ertragen — und ich weiß doch nicht, wie mir zumute sein wird!"

Ein so großer Krieger wie der alte französische Marschall Montluc gesteht ein, daß er oft vor Furcht gebebt und seinen Mut erst wieder gefunden habe, nachdem er ein für die Gelegenheit passendes Gebet gesprochen. Ich kannte einen jungen Soldaten, der zu Anfang des Feldzuges fiel; dieser vertraute

seiner Schwester an, er habe sich entschlossen, als Freiwilliger den Krieg mitzumachen. „Ich habe eigentlich gar keinen Mut," sagte er; „aber das werde ich niemals einen Menschen merken lassen." Und er hatte sich gewöhnt, stets sich in jede noch so große Gefahr zu begeben, alles zu tun, wovor er Furcht hatte, und so mit einer hartnäckigen Entschlossenheit seinen natürlichen Schwächen Widerstand zu leisten. Coleridge überliefert uns eine Anekdote von einem Offizier der britischen Flotte; dieser machte als vierzehnjähriger Midshipman seine erste Enterexpedition in demselben Boot mit Sir Alexander Ball. „Als wir auf das Schiff losruderten, das wir angreifen sollten, wurde eine Musketensalve auf uns abgefeuert; da übermannte mich die Furcht, meine Kniee schlotterten, und ich wäre beinahe in Ohnmacht gefallen. Leutnant Ball sah es, stellte sich dicht neben mich, ergriff meine Hand und flüsterte: ‚Mut, mein lieber Junge! in einer Minute oder so wirst du's überstanden haben; es ging mir genau ebenso, als ich das erstemal dabei war.' Es war, als spräche ein Engel zu mir. Von diesem Augenblicke an war ich so furchtlos und kampflustig wie die Ältesten von der Bootsmannschaft. Aber ich darf's gar nicht ausdenken, was aus mir geworden wäre, wenn er in jenem Augenblick mich verhöhnt und bloßgestellt hätte!"

Wissen ist das Mittel gegen Furcht — Wissen, Gewöhnung und Vernunft mit der höheren Hilfe, die sie bringen. Dem Kinde drohen von einer Treppe, dem Kaminfeuer, einer Badewanne, einer Katze ebenso große Gefahren, wie dem Soldaten von einer Kanone oder einem Hinterhalt. Jeder überwindet sofort die Furcht, wenn er die Gefahr genau erkennt und die Widerstandsmittel begreift. Jeder kann von einer Panik befallen werden, deren Wesen genau bezeichnet

wird, wenn man sagt: sie ist das Erschrecken der Unwissenheit, die sich von der Einbildungskraft unterkriegen läßt. Wissen ist der Ermutiger, Wissen, das die Furcht aus dem Herzen nimmt, Wissen und Gewohnheit, die nichts anderes ist, als in Betätigung umgesetztes Wissen. Wer an sein Können glaubt, der kann erobern. Wer die Tat einmal vollbracht hat, der schrickt nicht davor zurück, sie abermals zu versuchen. Der Bereiter, der das springende Pferd gut kennt, kann es ohne Gefahr reiten. Der Kriegsveteran, der das Aufblitzen des Geschützes sieht, kann der Kanonenkugel ausweichen. Gewohnheit macht bessere Soldaten als die gebieterischsten Betrachtungen des Pflichtgefühls — denn die Vertrautheit mit der Gefahr setzt sie in stand, die Gefahr richtig zu ermessen. Sie sehen wie groß das Wagnis ist und lassen sich von ihrer Einbildungskraft nicht anfechten; sie kennen aus eigener Erfahrung die Kriegsregel des Marschalls von Sachsen: daß jeder getötete Soldat dem Feinde sein Gewicht in Blei kostet.

Der Matrose verliert die Furcht, sobald er Segel, Rahen und Dampf zu handhaben weiß; der Grenzer, sobald er eine vorzügliche Büchse hat und genau zu zielen versteht. Hat der Seemann Erfahrung, so gibt jeder neue Umstand ihm ein, was er zu tun hat. Über die beängstigenden Wechselfälle, die dem Passagier Stunden und Minuten so lang wie Ewigkeiten erscheinen lassen, kommt er hinweg, indem er unaufhörlich neue Hilfsmittel anwendet und Schäden ausbessert. Für ihn bedeutet ein Leck, ein Orkan, eine Wasserhose nur so und so viel Arbeit — nicht mehr. Der Jäger läßt sich nicht in Aufregung bringen durch Bären, Wildkatzen oder Wölfe, der Viehgräser nicht durch seinen Bullen, der Hundezüchter nicht durch seinen Bluthund, der Araber nicht durch den Samum, der Farmer nicht durch einen Waldbrand. Ein in Flammen stehender

Wald sieht für einen Stadtmenschen fürchterlich genug aus: der Farmer aber weiß den Kampf damit aufzunehmen. Die Nachbarn eilen herzu; mit Fichtenzweigen können sie die Flamme ersticken, und indem sie mit der Haue einen langen aber seichten Graben ziehen, können sie das Feuer, das sonst leicht sich über hundert Morgen Landes ausbreiten würde, auf einen kleinen Fleck beschränken.

Kurz, Mut besteht darin, daß wir der uns entgegenstehenden Schwierigkeit gewachsen sind. Der Schuljunge wird von seinem Lehrer durch eine Frage aus der Arithmetik entmutigt, weil er die einfachen Anfangsgründe, die zur Lösung führen, und die sein Platznachbar schon bemeistert hat, noch nicht beherrscht. Hat er diese einmal begriffen, so ist er so kühl wie Archimedes und schreitet freudig einen Schritt weiter vor. Mut haben heißt der Aufgabe gewachsen sein, in Wissenschaften, Handel Rat oder Tat; heißt überzeugt sein, daß die anderen, mit denen man in Wettbewerb tritt, weder an Stärke, noch an Gewandtheit, noch an Geist einem überlegen sind. Der General muß den Geist seiner Soldaten anspornen, so daß sie wahrnehmen, daß sie Männer sind und daß die Feinde auch nicht mehr sind. Wissen, ja! Denn das gefährliche an den Gefahren ist die Einbildung. Das Auge ist leicht erschreckt, und die Trommeln, Fahnen, blitzenden Helme, Schnauz- und Knebelbärte der Soldaten haben gesiegt, ehe noch ihre Schwerter oder Bajonette dich erreicht haben.

Aber in der einfachen Analysis erschöpfen wir den Gegenstand nicht. Wir dürfen die Verschiedenheit der Temperamente nicht vergessen; denn ein jedes gibt dieser Widerstandsfähigkeit ihre besondere Eigentümlichkeit. Man hat beobachtet, daß Menschen von geringer Einbildungskraft weniger schreckhaft sind; sie warten, bis sie Schmerz fühlen, während dagegen

andere von größerer Empfindlichkeit ihn schon vorausempfinden und unter der Furcht vor dem Schlage mehr leiden als unter dem Schlage selbst. Ganz gewiß ist die Drohung zuweilen furchtbarer als der Streich, und es kann vorkommen, daß die Zuschauer die Pein bitterer fühlen als das Opfer. Körperlicher Schmerz ist oberflächlich, sitzt gewöhnlich nur in der Haut und den Extremitäten und hat den Zweck, uns zu warnen, damit wir auf der Hut seien; er hat seinen Sitz nicht in den edlen Teilen, wo die tödliche Wunde vielleicht gar nicht gefühlt wird, so daß das Opfer möglicherweise überhaupt nicht merkte, wodurch es verletzt wurde. Schmerz ist oberflächlich, und darum ist auch Furcht oberflächlich. Die Folterqualen von Märtyrern werden wahrscheinlich von den Zuschauern am schmerzlichsten gefühlt. Die Qualen bestehen nur in der Einbildung. Der erste Schmerz ist zugleich auch der letzte, denn die späteren gehen in Unempfindlichkeit unter. Unsere liebevollen Wünsche für das äußere Wohlergehen des Helden suchen sich stürmisch einen Ausweg in Tränen und Wehklagen; aber, wie der Held selber, werden wir gleichgültig und trotzig, wenn wir bemerken, wie kurz der längste Arm der Bosheit ist und wie heiter der Dulder.

Offenbar gibt es keine besondere Essenz, die wir Mut nennen könnten, keine Höhlung oder Zelle im Gehirn, kein Blutgefäß im Herzen mit Tropfen oder Atomen, woraus diese Tugend gemacht werden könnte oder entstünde, sondern es ist der angemessene und gesunde Zustand eines jeden Menschen, wenn er das tun darf, was seiner Anlage entspricht. Es ist Unumwundenheit — das augenblickliche Vollbringen dessen, was ihm zu tun obliegt. Der denkende Mensch sagt: du weichst von mir in Ansichten und Vorgehen ab; aber siehst du denn nicht, daß ich nicht anders denken oder handeln kann als ich's

tue? daß meine Lebensweise etwas Organisches ist? Und um wirklich stark zu sein, müssen wir uns auf unsere eigenen Mittel verlassen. Vom organischen Handeln hängt alle Stärke ab. Hört doch, was Frauen von einer Aufgabe sagen, die sie durch reine Selbstüberwindung vollbringen: es kostet ihnen einen Krankheitsanfall. Plutarch erzählt von der Pythonissa, die ohne Befehl im delphischen Tempel zu weissagen versuchte: sie vollzog die üblichen Riten, saß auf dem Dreifuß und atmete die Luft der Höhle ein, fiel in Krämpfe und starb. Zweifellos gibt es einen aus dem Temperament entspringenden Mut, Kriegerblut, das den Kampf liebt und sich nur im Streit wohlfühlt — wie man's bei Wespen, Ameisen, Hähnen oder Katzen sieht. Solche Ader erscheint auch in gewissen Rassen und in einzelnen Individuen jeder Rasse. In jeder Schule gibt es raufluſtige Jungen, in jeder Gesellschaft Männer, die zu widersprechen lieben, in jeder Stadt mehr oder minder gut gekleidete Prahlhänse und Raufbolde, Zuhälter, Gönner des Hahnenkampfs und des Faustkampfs. Mut ist ein Ausfluß von Temperament, Wissen, Vorliebe. Swedenborg hat von seinem König folgendes Bild entworfen: „Karl der Zwölfte von Schweden wußte nicht was das war, was andere Furcht nannten, ebensowenig kannte er die falsche Tapferkeit und Kühnheit, die durch berauschende Getränke erzeugt wird, denn er kostete niemals eine andere Flüssigkeit als reines Wasser. Von ihm können wir sagen, er führte ein Leben, das dem Tode ferner war, ja, er lebte überhaupt mehr als irgend ein anderer Mensch." Vom Prinzen Condé erzählte man: „Da es keinen wilderen Krieger auf der Welt gibt als ihn, so rührt ihn Gefahr in der Schlacht nicht weiter, als daß sie ihn recht höflich macht, so daß er Offizieren und Mannschaften seine Befehle mit großer Höflichkeit gibt, ohne daß sein Urteil oder Geist

im geringsten getrübt werden." Jeder hat seinen ihm eigentümlichen Mut, wie er sein ihm eigentümliches Talent hat; der Mut eines Tigers ist etwas anderes wie der Mut eines Pferdes. Der Hund, der sich vorm Kampf drückt, wird doch für seinen Herrn fechten. Das Lama, das seine Last trägt, wenn man es liebkost, verweigert die Annahme von Nahrung und stirbt, wenn es gepeitscht wird. Die stürmische Wut des Angriffs ist ein anderer Mut als das ruhige Aushalten. Es gibt einen Mut im Kabinett so gut wie einen Mut auf dem Schlachtfeld; einen Mut des Auftretens im kleinen Kreise und einen anderen in öffentlichen Versammlungen; einen Mut, der den einen befähigt, im Ton des Befehlshabers zu einer feindlichen Gesellschaft zu sprechen, während ein anderer, der leichten Herzens einer Kanone in den Rachen schauen würde, nicht den Mund aufzutun wagt.

Mut hat auch der Kaufmann, der seinen Handel betreibt und dabei gefährlichen Wendungen der Geschäfte begegnen kann, mit denen er fertig werden muß. Kaufleute schätzen als Tapferkeit — und mit vollem Recht — das Verhalten eines klugen und ehrenhaften Geschäftsmanns in schwierigen Zeiten, gerade wie Soldaten die Tapferkeit eines Soldaten zu würdigen wissen.

Es gibt einen Mut in der Handhabung jeder Kunst, bei einem Meister der Baukunst, der Bildhauerei, der Malerei oder der Dichtung, von denen jeder wie mit echten Äußerungen des Genies den Geist des Zuschauers oder Empfängers anregt, ohne daß deshalb dem Künstler physischer Mut innezuwohnen brauchte. Dies ist, auf allen Gebieten, der Mut des Genies. Eine gewisse Quantität Macht gehört zu einer gewissen Quantität Fähigkeit. Die schöne Stimme in der Kirche klingt und klingt und bedeckt mit ihrem Umfang wie mit einem

Mantel alle Fehler des Chors. Ihr fügen sich, wie ich bemerkt habe, alle Sänger, und so überläßt sich die schöne Sängerin ihrem Instinkt und wagt und wagt, weil sie weiß, sie kann.

Mut gibt jedem Beruf den letzten Schliff. Der Richter wendet sein Augenmerk auf das Gewirre von Widersprüchen in seinem Rechtsfall; entschlossen tritt er an die Frage heran, und da er keine Angst vor ihr hat, da er sie als ein Geschäft behandelt, das erledigt werden muß, so sieht er bald, daß die gewöhnliche Rechenkunst und die gewöhnlichen Methoden sich auch auf diesen Fall anwenden lassen. Beharrlichkeit entkleidet ihn aller Besonderheiten und stellt ihn auf denselben Boden wie andere Rechtsgeschäfte. Morphy war ein waghalsiger Schachspieler — aber die Waghalsigkeit bestand nur in der Einbildung des Zuschauers, denn der Spieler sieht, daß sein Zug gut gedeckt und sicher ist. Dieselbe Beobachtung kann man an der Kritik machen: ein neues Buch ruft für ein paar Tage Erstaunen hervor, es entzieht sich der landläufigen Urteilskraft, und niemand weiß, was er dazu sagen soll. Aber der Gelehrte hat sich nicht täuschen lassen. Die alten Prinzipien, die zum Ausdruck zu bringen der Zweck der Bücher ist, sind schöner als jedes Buch; und als liebevoller Kenner der Wirklichkeit ist der Gelehrte ein sachverständiger Richter, inwiefern das Buch ihr nahe gekommen und inwiefern es hinter ihr zurück geblieben ist. Und in allen Beziehungen begegnen wir derselben Fähigkeit — der gewohnheitsmäßigen Befragung des eigenen Geistes, als der Quelle aller Wahrheit und allen Rates — des Geistes, der leicht mit jedem Buch fertig werden kann, weil er sehr wohl ohne jedes Buch fertig werden kann. Wenn ein selbstbewußter Mann in eine Gesellschaft kommt und diesen oder jenen Schriftsteller

preist, den er kürzlich gelesen hat, so wird die Gesellschaft still und schämt sich ihrer Unwissenheit. Aber ich erinnere mich des alten Professors, dessen Forschergeist jedes Wort, das er sprach, dem Gedächtnis der Klasse einprägte. Wenn wir ihn fragten, ob er diese oder jene blendende neue Erscheinung gelesen, und wenn er dann antwortete: „Nein, das Buch habe ich nie gelesen" — sofort verlor das Buch jeden Kredit, und man hörte kein Wort mehr davon.

Jedes Geschöpf hat einen seiner Anlage entsprechenden Mut, der es zur Ausübung seiner Pflichten geschickt macht: Archimedes den Mut eines Mathematikers, bei seiner geometrischen Figur zu bleiben, ohne auf Erstürmung und Plünderung der Stadt zu achten, und der römische Krieger seine Fähigkeit, nach Archimedes zu schlagen. Jeder ist stark, wenn er sich auf sich selber verläßt, und jeder ist verraten, wenn er in sich selber den Mut anderer sucht.

Kapitän John Brown, der Held von Kansas, sagte mir in einer Unterhaltung: „Als Ansiedler in einem jungen Lande ist ein guter, gläubiger, starkherziger Mann soviel wert wie hundert, ja tausend Männer ohne Charakter, und die richtigen Männer geben den Geschicken eines Staates eine stetige Richtung. Von den renommistischen Trunkenbolden, aus denen Armeen gewöhnlich bestehen, von denen denke ich, daß Cholera, Blattern und Schwindsucht ebenso wertvolle Rekruten sein würden wie sie." Er meinte, Mut und Keuschheit sagten nichts von sich selber. Er sagte ferner: „Sobald ich einen von meinen Leuten sagen höre: ‚Ah! der Kerl da soll mir bloß mal vor die Augen kommen, den will ich schon unterkriegen!' — so erwarte ich von dem Prahlhans nicht viel Hilfe im Gefecht. Die ruhigen, friedlichen Leute, die Männer von Überzeugungstreue, die geben die besten Soldaten ab."

„Stets bleibt es wahr: Der ist der beste Held,
Der sich zurückhielt, eh' er kam ins Feld."

Echter Mut ist nicht vordringlich; Männer, die Schrecken einzuflößen wünschen, scheinen sich dadurch selber als Feiglinge zu bekennen. Denn warum sonst verlassen sie sich darauf, als weil sie wissen, wie mächtig er auf sie selber wirkt?

Echter Charakter übt geistige Einflüsse. Er knüpft ein Band zwischen Feinden. Gouverneur Wise von Virginia erschien in den Berichten über seine ersten Unterredungen mit seinem Gefangenen in sehr günstigem Licht. Wenn der Gouverneur ein hervorragender Mann ist und gerade in dem Maße, wie er hervorragend ist, so zeichnet er John Brown aus. Wenn sie miteinander unterhandeln, verstehen sie sich geschwind; jeder achtet den anderen. Wenns die Umstände erlaubten, würde jeder von ihnen die Gesellschaft seines politischen Gegners aller anderen vorziehen, würde sich von seinen früheren Gefährten trennen. Feinde würden zärtliche Freunde werden. Hektor und Achilleus, Richard und Saladin, Wellington und Soult, General Daumas und Abdel Kader — sie werden gewahr, daß sie einander näher stehen und ähnlicher sind als sonst zwei Menschen auf der Welt; und wenn nicht ihre Völker und die Umstände sie getrennt hätten, so würden sie einander in die Arme stürzen.

Seht auch, was für eine wackere Ansteckungskraft dem Mut zu eigen ist! Überall findet er mit magnetischer Bestimmtheit seinesgleichen. Der Mut des Soldaten erweckt den Mut des Weibes. Florence Nightingale bringt Verbandzeug und die Segnung ihres Schattens. Heldenmütige Frauen erbieten sich zu Pflegerinnen der tapferen Veteranen. Die Abteilung Virginischer Infanterie, die ausgerückt war, um John Browns Gefängnis zu bewachen, bittet um Erlaubnis,

dem Gefangenen ihre Achtung bezeugen zu dürfen. Poesie und Beredsamkeit merken sich den Wink und schwingen sich zu einer zuvor nicht gekannten Höhe empor. Jeder fühlt den neuen frischen Wind, nur nicht die alten faselnden, fast schon toten Politiker, deren Herz auch die Posaunen der Auferstehung nicht aufwecken könnten.

Das bezaubernde an den besten Äußerungen von Mut besteht darin, daß sie Erfindungen, Eingebungen, Geistesblitze sind. Der Held hätte die Tat nicht zu einer anderen Stunde, in matterer Stimmung, vollbringen können. Die beste Tat des wundervollen griechischen Geistes war seine erste Tat — nicht in der Bildsäule oder im Parthenon blitzt er auf, sondern in dem Instinkt, der bei Thermopylä es mit Asien aufnahm, der Asien von Europa fernhielt — Asien mit seinen Altertümern, mit seiner organisierten Sklaverei — und dadurch es verhinderte, die Hoffnung und neue Morgenröte des Westens zu verderben. Die Statue, die Baukunst waren die späteren und weniger wichtigen Schöpfungen desselben Genius. Diesem weltgeschichtlichen Augenblick gegenüber erkennen wir einen gewissen prophetischen Instinkt, der besser ist als Weisheit. Napoleon sagte sehr richtig: „Meine Hand ist unmittelbar mit meinem Kopf verbunden," — aber der heilige Mut ist mit dem Herzen verbunden. Der Kopf ist ein Halbes, ein Bruchteil, es sei denn, daß er vom moralischen Gefühl vergrößert und beseelt wird. Denn es kommt nicht auf die Mittel an, auf die wir uns verlassen, wie z. B. Gesundheit, Reichtum, praktische Befähigung oder talentvolle Geschicklichkeit oder zahlreiche Anhängerschaft, sondern es kommt nur auf die Zwecke an. Der Zweck übt eine Rückwirkung auf die Mittel aus. Ein großer Zweck vergrößert die Mittel. Mehl und Wasser, das Kommißessen des ‚verlorenen Haufens', der sein

Leben einsetzt, um den Paß zu verteidigen, sie sind geheiligt wie der Heilige Gral oder wie wenn einer Augen hätte, die chemische Art des Brennstoffs zu erkennen, der in die Feuersglut der lodernden Sonne sich ergießt.

Es lebt in des Menschen Seele eine Überzeugung, daß er zu Zweck und Ziel hier auf der Welt sei, daß der Schöpfer ihn auf diesen Platz gestellt habe, um das Werk zu vollbringen, das seiner Seele vorschwebt, und daß er daher allen Gegnern, selbst wenn sie mit vereinten Kräften aufträten, überlegen sei. Die fromme Frau Hutchinson sagt von einigen Vorgängen bei der Verteidigung von Nottingham gegen die Kavaliere; „Es war eine große Lehre, daß die besten und höchsten Betätigungen des Mutes Strahlen des Allmächtigen sind." Und wenn das religiöse Gefühl in angemessener Weise betätigt wird, stets muß es mit blendendem Mute geschehen. So lange es feige nur in Andeutungen sich ergeht, etwa in dem Wunsche, ein örtlich und zeitlich beschränktes Interesse zu unterstützen, oder um irgend einen pragmatischen Lehrsatz zu vertreten, den unsere Pfarrkirche heute annimmt, dann teilt es sich nicht mit und kann weder begeistern noch schaffen. Denn der religiöse Mut ist immer jung, immer als Führer an der Spitze, bringt immer neue Überraschungen und keine Lebensgewohnheit kommt ihm gleich. Stets treten in der Welt Männer auf, die, kaum daß sie geboren sind, schnurgerade ihren Weg zum Folterbett des Inquisitors, zum Richtbeil des Tyrannen nehmen: so Giordano Bruno, Vannini, Huß, Paulus, Jesus, Sokrates. Seht euch Foxes Leben der Märtyrer an, Sewels Geschichte der Quäker, Southeys Buch von der Kirche, die Folianten der Brüder Bollandi, die die Lebensgeschichten von fünfundzwanzigtausend Märtyrern, Bekennern, Asketen und Selbstquälern sammelten. Es läuft

viele Fabelei dabei mit unter, aber es bleibt eine breite Grundlage von Tatsachen. Die zarte Haut schaudert nicht vor Bajonetten zurück, das furchtsame Weib wird nicht vom Scheiterhaufen geschreckt; das Folterbett ist nicht furchtbar, der Strick nicht schimpflich. Der arme Puritaner Anthony Parsons wand sich auf dem Scheiterhaufen Stroh um sein Haupt, als das Feuer ihm nahe kam, und sagte: „Das ist Gottes Hut". Heiliger Mut beweist, daß ein Mensch eine Idee mehr liebt als alle weltlichen Dinge; daß er weder nach Mammon noch nach weltlichem Behagen strebt, sondern alles wagen wird, um den unsichtbaren Gedanken seiner Seele in Taten umzusetzen. Er ist überall ein Befreier, aber die Freiheit, die er bringt, ist eine ideelle; er kümmert sich nicht um den Besitz von Land oder Geld oder Annehmlichkeiten, sondern strebt nur danach, keine anderen Schranken zu haben, als die in seiner eigenen Wesensart beruhenden. Es steht ihm frei, die Wahrheit zu sprechen; es steht ihm nicht frei zu lügen. Er wünscht in der ganzen Welt jedes Joch zu brechen, das seinen Bruder hindert, so zu handeln, wie er denkt.

Es gibt verschiedene Abstufungen von Mut, und jede höhere Stufe macht uns mit einer höheren Tugend bekannt. So wollen wir denn frei heraus sagen, daß die Erziehung des Willens unser Daseinszweck ist. Armut, Kerker, Folter, Scheiterhaufen, Haß und Verwünschungen unserer Mitmenschen, das scheinen Prüfungen zu sein, die über die Duldekraft gewöhnlicher Menschen hinausgehen; aber dem Helden, dessen Intellekt durch die Seele größer geworden ist, der daher diese Qualen gegen das Gute abmißt, das in seinen Gedanken lebt — ihm verflüchtigen sich diese Schrecknisse wie Finsternis vor dem Aufgang der Sonne.

Wir haben ein geringes Anrecht, in unseren piepsigen

Friedenszeiten ein Urteil über diese seltenen Höhen von Charaktergröße auszusprechen; aber es gibt keine Gewähr für dauernde Sicherheit. Auch im stillsten Leben liegt schwierige Pflicht niemals fern. Darum müssen wir mit Mut denken. Gelehrte und Denker neigen meist zu weibischen Gewohnheiten, fahren zusammen, wenn ein rauherer Ruf von der Straße heraufschallt oder wenn die Zeitungen von einer brutalen Tat berichten. Die medizinische Fakultät stapelt in ihrem anatomischen Museum greuliche Ungeheuerlichkeiten kranker Organe auf, und es gibt schwarzgallige Skeptiker, die mit einer Vorliebe für Leichengeruch sich an den scheußlichsten Zügen der Weltgeschichte weiden — an Verfolgungen, Inquisitionen, Bartholomäusmetzeleien, an menschlichen Teufeln, wie Nero, Cesare Borgia, Marat, Lopez, an Menschen, in denen jeder Strahl von Menschlichkeit erloschen war, Vatermördern, Muttermördern und allen möglichen Ungeheuern. Dies sind keine erfreulichen Tatsachen, aber sie bringen einen gesunden Geist nicht in Verwirrung; sie erfordern nur eine Geduld, die ebenso kräftig ist wie die Energie, die uns angreift, und ein unermüdliches Forschen nach den letzten Ursachen; Wolf, Schlange und Krokodil stören nicht die Harmonie der Natur, sondern werden nützlich verwandt als Hemmungen, als Straßenkehrer und Wegbahner; und wir brauchen einen Gesichtskreis so groß, wie die Natur selber, um mit viehischen Menschen fertig zu werden, um zu entdecken, was für Küchenjungenverrichtungen ihnen zugewiesen sind, um vorauszusehen, wie in der in Jahrhunderten sich vollziehenden Wandlung unseres Planeten diese Geschöpfe überflüssig werden und aussterben können.

Wer nicht jeden Tag eine Furcht überwindet, der hat die Lektion des Lebens nicht begriffen. Ich wünsche weder mich

selber, noch sonst einen Menschen in eine theatralische Pose zu bringen und ihn dazu zu drängen, den Mut seines Kameraden nachzuäffen. Es gibt Spielraum, Arbeit und Widerstand genug für uns in unserem eigenen Werk, in unseren eigenen Verhältnissen. Und es gibt kein Glaubensbekenntnis eines ehrenwerten Menschen, sei er Christ, Türke oder Hindu, das nicht in gleicher Weise diese Wahrheit verkündete! Hast du keinen Glauben an eine gütige Macht über dir, sondern siehst nur ein demanthartes Schicksal, das mit seines Mantels Falten Natur und Menschheit einhüllt, so bedenke, daß das beste am Schicksal ist, daß es uns Mut lehrt, und wäre es auch nur, weil keine Niedertracht das vorausbestimmte Ereignis abzuwenden vermag. Siehst du in deinen Gedanken Eingebungen der höchsten Weisheit, so gehorche ihnen, wenn sie dir schwere Pflichten auferlegen, denn sie kommen immer nur, solange sie gebraucht werden. Oder wenn dein Skeptizismus bis an die äußerste Grenze geht, wenn du zu keinem fremden Geiste Zutrauen hast, dann sei tapfer: denn es gibt eine gute Meinung, die dir immer von Bedeutung sein muß — nämlich deine eigene.

Erfolg

Unserm amerikanischen Volk kann man nicht vorwerfen, daß es träge in seinen Leistungen, oder daß es träge sei, diese Leistungen zu preisen. Die Erde erzittert von unseren Maschinen. Wir fühlen unsere Jugend, unsere Kraft, unser Mark. Wir haben den Vorteil weiten Landgebiets und ausgedehnter Seeküste, und wir wissen diesen Vorteil auszunützen. Wir nehmen unsere Volkszählungen vor, wir lesen die Abschätzungen unseres steigenden Reichtums, wir halten unsere Landkarte auf dem Laufenden, die in ein paar Jahren veraltet. Unsere Augen gleiten mit billigendem Blick die immer weiter sich dehnenden Linien von Eisenbahn und Telegraph entlang. Wir sind am nächsten an den Nordpol vorgedrungen. Wir haben das antarktische Festland entdeckt. Wir schreiten in Mittel- und in Südamerika ein, in Kanton und in Japan; wir mehren beständig ein ohnehin schon gewaltiges Gebiet. Unsere politische Verfassung ist die Hoffnung der Welt, und wir fühlen unsern Wert um aller dieser Heldentaten willen.

Das ist der Lauf der Welt; 's ist das Gesetz der Jugend, der sich entfaltenden Kraft. Die Menschen sind alle mit irgend einer triumphierenden Überlegenheit geschaffen, die

durch eine gewisse Geschicklichkeit der Finger, des Ohrs, des Auges oder durch eine Begabung für Rechnen, Faustkampf, Musik oder Literatur das Gemeinwesen um eine neue Kunst bereichert; und nicht nur wir, sondern alle Menschen von europäischer Abstammung schätzen diese Betätigungen. Giotto konnte einen tadellosen Kreis zeichnen, Erwin von Steinbach ein Münster bauen; König Olaf von Norwegen konnte auf den Rudern rund um seine Galeere rennen, während sie in voller Fahrt war; Ojeda konnte auf einer Planke entlang laufen, die von der Spitze eines Turmes in die Luft hinausragte, dann sich schnell umdrehen und zurücklaufen. Evelyn schreibt aus Rom: „Der florentiner Bildhauer, Baumeister, Maler und Dichter Bernini gab kurz vor meiner Ankunft in Rom eine Opernvorstellung, wozu er die Dekorationen gemalt, die Bildsäulen gemeißelt, die Maschinerien erfunden, die Musik komponirt, den Text gedichtet und das Theater gebaut hatte."

„Es gibt nichts im Kriege," sagte Napoleon, „was ich nicht eigenhändig tun kann. Wenn niemand da ist, um Schießpulver zu fabrizieren, so kann ich es selber herstellen. Die Kanonenlafetten kann ich konstruieren. Ist es notwendig, Kanonen zu schmieden, so kann ich das machen. Ist es nötig, die Einzelheiten ihrer Handhabung im Gefecht zu lehren, so kann ich dies lehren. In der Verwaltung habe ich ganz allein die Finanzen in Ordnung gebracht, wie Sie wissen."

Von Linné berichtet man außer vielen anderen Beweisen seiner segensreichen Geschicklichkeit auch folgenden: Als das Bauholz auf den schwedischen Schiffswerften durch Wurmfraß zerstört wurde, ersuchte die Regierung Linné, er möchte ein Abhülfsmittel ausfindig machen. Er studierte die Insekten, die in dem Holz schmarotzten und fand, daß sie innerhalb ge-

wisser Tage im April ihre Eier in die Baumstämme legten. Er ordnete an, daß zehn Tage lang während dieses Monats die Holzklötze in den Docks unter Wasser gehalten werden sollten. Dies wurde getan, und das Bauholz erlitt fortan keine Beschädigungen mehr.

Kolumbus fand in Veragua viel Gold; aber als er von der Küste absegelte mit seiner Schiffsmannschaft von hundert und fünfzig tüchtigen Seeleuten, worunter auch alte Lotsen waren, deren Geschicklichkeit er ebensogut kannte wie ihre Niederträchtigkeit, da behielt der kluge Admiral die Aufzeichnungen über seine Heimfahrt für sich. Und als er in Spanien anlangte, sagte er zum König und zur Königin, sie möchten alle Lotsen, die mit ihm gefahren seien, fragen, wo Veragua liege. „Sie mögen antworten, wenn sie's wissen, und sagen, wo Veragua liegt! Ich versichere, sie können nichts anderes berichten, als daß sie in Länder gekommen sind, wo Überfluß an Gold herrschte, aber sie wissen nicht den Rückweg hierher, sondern müßten auf eine neue Entdeckungsreise gehen, wie wenn sie niemals dort gewesen wären. Es gibt eine Art der Berechnung," fügte er stolz hinzu, „die sich auf die Astronomie stützt und für jeden, der sie versteht, sicher und zuverlässig ist."

Hippokrates in Griechenland wußte der verheerenden Seuche halt zu gebieten, die zu seiner Zeit in Athen wütete, und seine Kunst starb mit ihm. Dr. Benjamin Rust in Philadelphia brachte im Jahre 1793 in heldenmütiger Arbeit seine Stadt durch das gelbe Fieber. Leverrier hatte das Kopernikussche System in seinem Kopf und wußte, wo er nach dem neuen Planeten auszuschauen hätte. Wir haben eine Amerikanerin einen Roman schreiben sehen, von dem in allen Sprachen der Welt eine Million Exemplare verkauft wurden; er hatte

ein Verdienst: er sprach Jedem zum Herzen und wurde mit gleichem Interesse von einer dreifachen Zuhörerschaft aufgenommen, nämlich im Salon, in der Küche und in der Kinderstube jedes Hauses. Wir haben Frauen gesehen, die es fertig brachten, Hospitäler einzurichten und bei den im Felde liegenden Armeen Schule zu halten. Wir haben eine Frau gesehen, die bloß durch ihren Gesang die Seelen ganzer Bevölkerungen schmelzen ließ. Und diese Mannigfaltigkeit der Talente ist unbegrenzt.

Dies sind Künste, für die man dankbar sein muß — ist doch eine jede eine neue Betätigung menschlichen Könnens. Wir müssen, ob wir wollen oder nicht, ihnen unsere Achtung zollen. Unsere Kultur besteht aus einer Million von Beiträgen dieser Art. Denn ganz gewiß ist uns Erfolg ein Prüfstein für andere Leute; wir wenden ja diesen Prüfstein bei uns selber an. Wir denken von uns selber höher, wenn wir Erfolg gehabt haben. Darum mißgönnen wir auch keinem dieser Wohltäter den Ruhm oder Nutzen, den ihm die Ausübung seiner Kunst bringt.

Schon hier unter diesen Beispielen gibt es aber ganz verschiedene Abstufungen moralischen Verdienstes. Ich weiß nicht wie es zugeht, aber wir und unsere Rassen legen auf Reichtum, Sieg und derbe Überlegenheit aller Art einen höheren Wert als andere Menschen — sind weniger seelenruhig, sind weniger leicht zufriedengestellt. Dem Angelsachsen ist von Kindheit an der Wunsch gelehrt, der erste zu sein. Der Normanne war ein ruheloser Reiter, Fechter, Freibeuter. Die alten nordischen Balladen schildern ihn als einen Krieger, der mit unauslöschlichem Durst nach Sieg behaftet war. Die Mutter sagt zu ihrem Sohn:

Erfolg sei deinem Renner flink,
Erfolg dir selber — (das beste Ding!) —
Erfolg deiner Hand, Erfolg deinem Fuß,
Im Kampf mit Menschen, im Kampf mit Tier;
Der heilige Gott, Sankt Drothins Huld,
Nie wenden sie ihr Auge von dir! . . .
Schau aus, schau aus, Sven Vonved!

Diese von uns so hoch gepriesenen Heldentaten haben nicht so viel zu bedeuten, wie wir sagen. Diese gerühmten Künste sind sehr jungen Ursprungs. Es sind örtlich beschränkte Annehmlichkeiten, aber unserem Wuchs setzen sie in Wirklichkeit nichts hinzu. Die größten Männer der Welt haben sich ohne sie zu behelfen gewußt. Newton war ein großer Mann ohne Telegraphen, Gas, Dampfwagen, Gummischuhe, Luzifer-streichhölzer oder schmerzstillenden Äther; dasselbe gilt von Shakespeare, von Alfred, von Scipio, von Sokrates. Ich sagte: diese Künste sind örtlich begrenzte Annehmlichkeiten; aber wie leicht ist es jetzt, in eine Gegend der Welt zu gehen, wo sie nicht nur fehlen, sondern geradezu verachtet werden. Die arabischen Scheiks, die würdevollsten Männer unseres Planeten, bedürfen ihrer nicht; und doch haben sie so viel Selbstachtung wie die Engländer und vermögen leicht auf einen sie besuchenden Franzosen oder Amerikaner den Eindruck zu machen, daß sie wackere und ihrer Pflicht gewachsene Männer sind.

Diese Leistungen haben ganz gewiß ein sehr unterschiedliches Verdienst, und einige von ihnen setzen eine Begabnng hoher Art voraus. Aber das Publikum mißt der Erfindung größeren Wert bei, als der Erfinder selber es tut. Der Erfinder weiß, daß dort, von wo die Erfindung kam, viel mehr und viel besseres ist. Das Publikum erblickt darin ein gewinnbringendes Geheimnis. Die Leute sehen den Lohn, der dem Erfinder zu teil wird, und denken bei sich selber: „Wie

können wir auch so viel gewinnen?" Zwischen Ursache und Wirkung liegt eine etwas langweilige Wartezeit, wie könnte man da auf einem kurzen Wege oder mit unredlichen Mitteln sprungweise zum Erfolg gelangen? Gewissensbedenken kennen wir nicht. Was wir wollen ist Sieg, einerlei durch welche Mittel. Mit der Rob Roy-Art war's nichts, mit der Napoleon-Art war's auch nichts; wir wollen aber heute die Stärksten sein. Nun, da wählen wir den Weg der Talleyrands, sind vorsichtige Leute, deren Uhren schneller gehen als die ihrer Nachbarn, die den ersten Augenblick der Abwärtsbewegung entdecken und sich sofort auf die Seite der Sieger werfen. Wie ich gehört habe, pflegte Nelson zu sagen: „Einerlei, ob's Gerechtigkeit oder Schamlosigkeit ist — laßt mich nur Erfolg haben!" Nach Lord Brougham ist die einzige Pflicht eines Rechtsbeistandes „den Angeklagten frei zu kriegen." Fuller sagt, es sei ein Grundsatz der Rechtsanwälte: „Hat einer einmal eine Krone getragen, so ist er von allen Mängeln gereinigt." Rien ne réussit mieux que le succès. Auch wir Amerikaner sind von dieser Geisteskrankheit angesteckt, wie unsere Bankrotte und unsere rücksichtslose Politik beweisen. Wir sind groß durch Ausschließung des Wettbewerbs, durch Zugreifen, durch Egoismus. Unser Erfolg nimmt allen, was er einem gibt. Eine wilde, bösartige, sorgenvolle Jagd nach dem Glück.

Egoismus ist eine Art Steifleinewand, die den Menschen für einen Augenblick festen Halt verleiht und ihnen ermöglicht, ihre Kräfte zusammenzufassen; er scheint von der Natur gern für Gewebe verwandt zu werden, die zum Aufgebot einer örtlich begrenzten, stoßweise sich äußernden Energie gebraucht werden. Ich könnte auf Landsleute hinweisen, die für die Entwickelung unseres in diesem Sinne verstandenen amerikanischen Lebens unbedingt notwendig sind; wir könnten sie

nicht gut entbehren; der Verlust eines jeden von ihnen wäre ein nationaler Verlust. Aber solche Hinweise machen die Unterhaltung ungemütlich. Sie wollen sich auf keine Verständigung mit dir einlassen. Immer drängen sie ihr verwöhntes Selbst zwischen dich und sie. Es ist klar, sie haben eine lange Erziehung durchzumachen, um zu Einfachheit und Ehrlichkeit zu gelangen, worauf ein weiser Mann an seinem Gefährten hauptsächlich Wert legt. Die Natur weiß das Schlimme zum Guten zu kehren; die Natur braucht Geizhälse, Fanatiker, Gaukler, Egoisten, um ihre Zwecke zu erreichen; aber darum dürfen wir von der Schwäche nicht besser denken. Die leidenschaftliche Sucht nach plötzlichem Erfolg ist rücksichtslos und kindisch, gerade wie Krieg, Kanonen und Gewalttaten dazu dienen, die Erde von schlechten, schwerfälligen, unverbesserlichen Wilden zu säubern, aber doch stets zum Schaden der Eroberer ausschlagen.

Ich hasse dieses hohle Amerikanertum, das da hofft, durch Kredit reich zu werden; Wissen in mitternächtlichen Sitzungen durch Tischklopfen zu erlangen; die Beschaffenheit der Seele durch Phrenologie zu erkunden; Können ohne Studium zu erlangen, Meister zu werden ohne Lehrling gewesen zu sein; durch Betrug reich zu werden, Waren zu verkaufen, indem man behauptet, sie seien gut verkäuflich; Einfluß zu erlangen, indem man den Glauben erweckt, man besitze schon welchen, oder durch Wählerklubs oder Geschworene, die mit im Komplott sind, oder durch Bestechung und ‚doppelte' Stimmzettel. Sie glauben, sie haben's erreicht, aber sie haben etwas ganz anderes erreicht — ein Verbrechen, das ein anderes Verbrechen nach sich zieht und hinter welchem noch ein anderer Teufel steht: es sind die ersten Schritte zu Selbstmord, Schande und zu Schädigung der Nebenmenschen. Wir unterstützen einander

in diesem Leben voll Schaugepränge, Marktschreierei, Reklame und Bearbeitung der öffentlichen Meinung; das Vortreffliche verlieren wir aus dem Auge über der Gier nach plötzlichem Vollbringen und nach Ruhm.

Es war einmal ein weiser Mann, ein italienischer Künstler, Michelangelo. Der schreibt folgendes von sich selbst: „Da unterdeß der Kardinal Ippolito, auf den ich alle meine besten Hoffnungen gesetzt hatte, gestorben war, begann ich einzusehen, daß die Versprechungen dieser Welt zum größten Teil eitle Phantome sind, daß es das beste und sicherste ist, man vertraut auf sich selber und leistet etwas Wertvolles und Tüchtiges." Nun, wenn ich auch durchaus nicht sicher bin, daß der Leser allen meinen Vorschlägen beistimmt, so denke ich doch, wir werden einer Meinung sein, wenn ich als erste Regel, zum Erfolg zu gelangen, den Grundsatz aufstelle: uns mit Prahlerei und Reklame nicht abzugeben, sondern Michelangelos Weg einzuschlagen: „auf uns selber zu vertrauen und etwas Wertvolles und Tüchtiges zu leisten."

Jeder Mensch besitzt eine mit ihm geborene Fähigkeit, irgend eine Leistung zu vollbringen, die jedem anderen unmöglich wäre. Tue deine Arbeit! Ich habe dies oft zu sagen, aber die Natur sagt es noch öfter. Es ist Hanswursterei, durchaus alles mit eigenen Händen tun zu wollen, wie wenn ein jeder sein eigenes plumpes Haus bauen, seinen Hammer schmieden, sein Brod backen sollte; aber was einer am besten kann, das soll er zu tun wagen; soll anderen nicht so helfen, wie sie ihn dazu anweisen möchten, sondern so wie er weiß, daß sein Beistand wirklich eine Hilfe ist. Handelt man anders, so lähmt und bindet man alle jene außerordentlichen besonderen Begabungen, die unter die Menschen verteilt sind. Während jedoch dieses Selbstvertrauen von wesentlicher Bedeutung ist,

um die Herrlichkeit der Welt so recht zur Geltung zu bringen und um jeden Geist zu Wachstum und leuchtender Entfaltung zu bringen, findet man selten einen Mann, der an seinen eigenen Gedanken glaubt oder das Wort ausspricht, das zu äußern er auf die Welt kam. So wie nichts die Menschen so sehr in Staunen setzt wie gesunde Vernunft und ehrliches Handeln, so ist auch nichts seltener an einem Menschen, als daß er wirklich nach seiner eigenen Natur handelt. Jedes Werk kommt ihm wundervoll vor, nur das nicht, das er selber vollbringen kann. Wir glauben nicht an unsere eigenen Gedanken; wir müssen irgend jemandem dienen; wir müssen irgend etwas nachbeten; wir faseln vom Alten und Fernen; wir kitzeln unsere Ohren mit großen Namen; wir importieren die Religionen anderer Völker; wir zitieren ihre Meinungen, ihre Gesetzesparagraphen. Die ernstesten und gelehrtesten Gerichtshöfe unseres Landes schrecken davor zurück, sich mit einer neuen Frage zu befassen, und warten lieber Monate und Jahre, bis ein Fall eintritt, der sich nach einem Präzedenzfall zurechtrecken läßt, um so auf ein kühneres Kollegium das onus der Neuerung schieben zu können. So tragen wir keinen Rat in unserer Brust oder wissen doch nichts davon; und weil wir diesen Staub Europas und Asiens nicht von unseren Schuhen zu schütteln vermögen, darum scheint uns die Welt alt geboren zu sein, die Gesellschaft steht unter einem Zauberbann, jedermann ist ein Borger und ein Komödiant, das Leben ist ein Theater und die Literatur ein Zitat. Daher diese Depression der Geister, diese Sorgenfalte, die, wie man sagt, jedes Amerikaners Stirn kennzeichnet.

Selbstvertrauen ist das erste Geheimnis des Erfolges; der Glaube: wenn ich hier bin, so haben die Leiter des Weltalls mich an diesen Platz gestellt, und sie haben ihre Gründe dazu

gehabt — oder: ich habe eine Aufgabe zu erfüllen, die mir durch meine Naturanlage strenge vorgeschrieben ist, und solange ich daran arbeite, bin ich wohlauf und erfolgreich. Dies Selbstvertrauen besteht nun aber beileibe nicht darin, voreilig sich zu einer glänzenden Leistung zu stürzen, die in's Auge fallen und alle Zuschauer befriedigen wird. Es genügt, wenn du in der rechten Richtung arbeitest. Die Leistung ist keineswegs der wahre Erfolg — weit entfernt davon: es ist klar, daß der Erfolg schon viel früher da war, nämlich als alle die Leistungen, die zusammen unsere Kultur ausmachen, die Gedanken kluger Köpfe waren. Der Ruhm jeder Entdeckung wird mit Recht dem Geist zugeschrieben, der die Formel aufstellte, welche alle Einzelheiten enthält, und nicht dem Fabrikanten, der jetzt seinen Gewinn davon zieht, obwohl der Mob in allgemeiner Übereinstimmung dem Veröffentlicher und nicht dem Erfinder zujauchzt. Die Schwerfälligkeit der Menge besteht eben darin, daß sie im Grundriß nicht das Haus zu erkennen vermag, im Modell des Erfinders nicht die Ausführung. So lange etwas nur als Gedanke da ist, wird es niedergeschrieen, mag es sich um einen neuen Brennstoff, ein neues Nahrungsmittel oder um eine Schöpfung auf dem Gebiete der Landwirtschaft handeln. Es ist ja eine Chimäre. Aber wenn's eine Tatsache ist und als ein Gewinn von acht Prozent, zehn Prozent, hundert Prozent in die Erscheinung tritt, dann schreit alles: „das ist Gottes Stimme!" Der Bildhauer Horatio Greenough sagte zu mir über Robert Fultons Besuch in Paris: „Fulton klopfte mit seinem Dampfschiffprojekt an Napoleons Tür und wurde fortgeschickt; und Napoleon lebte noch lange genug, um einzusehen, daß er eine größere Macht von sich gewiesen hatte, als seine eigene gewesen war."

Gibt es denn keine Liebe zum Wissen, zur Kunst, zu unserem Plänemachen um ihrer selbst willen? Können wir nicht unsere Freude daran haben, daß wir unsere Arbeit tun oder durch sie zu Wahrheit und Können gelangen, auch ohne daß wir dafür gepriesen werden? Ich erreiche mein Ziel, ich erreiche alle Ziele, wenn ich an meinen Genossen mit irgend einer Feststellung herantreten kann, die ihn seinen eigenen Wert erkennen lehrt. Der Weisheit höchster Schluß ist, daß die Zeit, die man dem Arbeiten widmet, niemals verloren ist. Der gute Arbeiter sagt niemals: „Da — das wird schon genügen!" sondern: „Da — das ist's; versucht's und kommt wieder; es wird ewig halten." Wenn der Künstler, gleichviel welche Kunst er betreibt, tüchtig bei der Arbeit ist und nach seinem eigenen Sinn schafft, so kommt es wenig darauf an, wenn er nicht sogleich Aufträge oder Käufer findet. Den jungen Mann erkläre ich für glücklich, der damit zufrieden ist, wenn er das Können, wonach er strebte, sich zu eigen gemacht hat, und willig wartet, bis die Gelegenheit erscheint, es zur Geltung zu bringen, weil er wohl weiß, daß diese Stunde nicht säumen wird. Die Zeit, die dein Nebenbuhler damit hinbringt, in aller Hast effektvolle Marktware zurechtzustutzen, die verbringst du mit Studieren und Experimenten, die dich zu wirklichem Wissen und Können führen werden. Dabei hat er dann sein Bild verkauft oder seine Maschine, hat den Preis gewonnen, hat das Amt erhalten — du aber hast dich zu einer höheren Schule der Kunst emporgehoben, und in ein paar Jahren wird sich der Vorzug des echten Meisters vor der kurzen Beliebtheit des Marktschreiers zeigen. Ich weiß wohl, es ist ein etwas heikles Ding, dieses Selbstvertrauen, das das Unterpfand aller geistigen Kraft und Leistungsfähigkeit ist, von der mit ihm verwandten krankhaften Überschätzung der Rollen, die wir

zu spielen vermögen, zu unterscheiden. Und doch sind dies zwei ganz verschiedene Dinge. Aber es tut mir gut, wenn ich weiß, daß über meinem Talent oder meiner Geschicklichkeit und millionenmal besser als jedes Talent die zentrale Intelligenz waltet, die alle Talente sich untertan macht und zu ihren Zwecken verwendet; und nur als ein Tor zu dieser Erkenntnis hat überhaupt ein Talent oder das Können, das es verleiht, irgendwelchen Wert. Nur der kommt zum Besitze seines Selbst, der zu dieser zentralen Intelligenz vordringt, in der kein Egoismus und keine Übertreibung sein kann.

Meine nächste Behauptung ist die, daß, wenn wir die verschiedenen Fähigkeiten abwägen wollen, nicht Talent, sondern Empfindungsfähigkeit das beste ist. Talent zieht Schranken, aber das zentrale Leben bringt uns in Beziehungen zu allem. Wie oft erscheint es als das höchste Gut, mit einem fröhlichen Gemüt geboren zu sein, das gut zu dem Ton des Menschengeschlechts abgestimmt ist! Solch ein Mensch fühlt sich im Einklang mit der Welt und ist sich bewußt, eine unbegrenzte Kraft in sich aufnehmen zu können. So hieß es von Alfred: „Gut Glück begleitet ihn wie ein Geschenk von Gott". Fühle dich als Persönlichkeit, und laß dich nicht von den Dingen verwirren! Die Fülle des Menschen fließt auf die unbelebten Gegenstände über und macht seine Bibeln, seine Shakespeares, seine Homers so groß. Der fröhliche Leser borgt seine eigenen Gedanken, um die lückenhaften Umrisse auszufüllen, und weiß nicht, daß er borgt und gibt.

Es liegt etwas Armseliges in unserem Kritisieren. Wir gehen von der Voraussetzung aus, daß es nur wenige große Menschen gebe, daß alle übrigen klein seien; daß es nur einen Homer gebe, nur einen Shakespeare, nur einen Newton, nur einen Sokrates. Aber die Seele, wenn sie ihre strahlen-

den Stunden hat, erkennt solche Anmaßungen nicht an. Wir sollten Sokrates oder Plato oder den heiligen Johannes zu preisen wissen, ohne uns selber arm zu machen. In guten Stunden finden wir Shakespeare oder Homer nicht so übergroß, finden in ihnen nur Dolmetscher der glücklichen Gegenwart, und erkennen in jedem Mann, in jedem Weib göttliche Möglichkeiten. Der gute Leser macht das gute Buch erst gut; ein guter Kopf kann sich nicht verlesen: in jedem Buch findet er Stellen, die ihm wie trauliche Flüsterbemerkungen erscheinen, die jedem anderen verborgen sind und ohne Zweifel nur für sein Ohr bestimmt sind.

Das Licht, vermöge dessen wir auf dieser Welt sehen, entströmt der Seele des Beobachters. Wo eine edle Gesinnung auch wohnen mag, sie wirft ihren Widerschein auf die Gesichter und Häuser in der Runde. Ja, die Fähigkeiten unseres geschäftigen Gehirns sind wunderbar und unbegrenzt. In ihm liegen die Regeln und Formeln, nach denen das ganze Gebiet der Materie bearbeitet wird. Nimm irgend einen blühenden Handel, eine Kunst, eine Stadt, einen großen Reichtum irgend welcher Art und forsche dem Ursprung nach: stets wirst du die Wurzel im Gedanken eines Einzelmenschen finden.

Ist denn alles Leben eine oberflächliche Geschichte? Es ist sonderbar, aber die Verschiedenheit des menschlichen Verstandes ist allem Anschein nach nur Verschiedenheit der Empfänglichkeit oder Fähigkeit, schwache, schwächere und unendlich schwächste Stimmen und Erscheinungen wahrzunehmen. Wenn der Gelehrte oder der Dichter sein Hirn ausgepumpt hat, um Gedanken oder Verse hervorzubringen, und dann in die Natur hinaustritt, hat er da niemals gefunden, daß eine bessere Poesie in der Melodie verborgen liegt, die ein Junge pfeift, oder im Piepsen eines Spatzes, als in all seinen lite-

rarischen Leistungen? Wir sprechen von Gesundheit. Was ist so wundervoll wie die Gesundheit eines Jünglings? Er hat lange Tage, weil seine Augen gut sind; weil sein Blut schnell durch die Adern läuft, ist ihm in kalten Zimmern warm; er liebt Bücher, die der Phantasie etwas sagen, und er kann Plato in einer kalten Dachstube lesen, bis ans Kinn hinauf in einen Mantel eingewickelt — freilich werden ihm später Platos ‚Gespräche' stets die Ideenverbindung eines Geruchs nach Wolle erwecken. Es ist der Fluch des Lebens, daß natürliche Wirkungen beständig hinausgedrängt und künstliche Einrichtungen an deren Stelle gesetzt werden. Wir erinnern uns, wie in der frühen Kindheit die Erde sprach und die Himmel glühten, wie ein Abend, irgend ein Abend uns genug war, mochte er auch trüb und winterkalt sein, Hagel und Schnee bringen; die Häuser schwebten in der Luft. Jetzt ist schon eine seltene Zusammenstimmung von Wolken und Lichtwirkungen nötig, um uns über den Eindruck des Gewöhnlichen und Gemeinen hinaufzuheben. Wonach schauen wir denn aus in der Landschaft, in Sonnenuntergängen und Sonnenaufgängen, in Meer und Firmament? Doch nur nach einem Ausgleich für die Gebundenheit und Jämmerlichkeit menschlicher Leistungen! Wir sonnen uns im Tageslicht, und der Geist findet etwas, was so groß ist, wie er selber. In der Natur ist alles gewaltige, unerschütterliche Ruhe. Denkt daran, wie's einem Stadtjungen geht, der zum erstenmal in den Herbstwald kommt! Plötzlich befindet er sich mitten in einem Pomp und einer Glorie, die ihm die Träume der Romantik verwirklichen. Er ist der König, der er oft im Traum schon war; er schreitet durch goldene Zelte, durch Gemächer von Purpur, Porphyr und Topas, durch Laube an Laube, die mit Wein, Blumen und Sonnenstrahlen bekränzt

sind, durch Weihrauch und Musik, und überall winken seinen erstaunten Sinnen neue Wunder, die Blätter streifen und stechen und streicheln ihn, und duftumwobene Fernen locken Augen und Schritte zu glücklicheren Einsamkeiten. All diese Seligkeit verdankt er nur seiner feineren Empfindung. Der Eigentümer der Waldung findet nur eine Anzahl entfärbter Bäume und sagt: „Sie sollten eigentlich 'runter; besser werden sie nicht mehr; sie sollten umgehauen und geklaftert werden, ehe das Frühjahr da ist".

Wordsworth schreibt von den Entzückungen des Knaben in der Natur:

Nie kehrt die Stunde mehr zurück, da leuchtend stand das Gras am Rain,
Da mir der Blumen Farbenpracht umwob ein heller Glorienschein.

Aber ich war gerade mit einem Mann zusammen, der wohl wußte, was er sprach; der sagte mir, für ihn seien die Verse nicht wahr; ihm seien die Augen aufgegangen, als er älter geworden sei, und jeder neue Frühling sei für ihn schöner als der vorhergehende.

Wir leben unter Göttern, die wir selber geschaffen. Bringt jene tieftönige Glocke, die so manche Nacht böser Nervenschmerzen verkürzt hat, dir nichts als akustische Schwingungen? Die alte Kirche, die mit ihren Lehren dich zuerst ins religiöse Leben einführte, oder die Dorfschule oder das Gymnasium, wo du zuerst die Träume der Phantasie und die Freuden des Denkens kennen lerntest — sind sie nichts weiter als Holz, Stein und Mörtel? Ist das Haus, darin du geboren bist, oder das Haus, darin dein liebster Freund wohnt, nichts weiter als ein Grundstück, das bei der Hartforder Feuerkasse zum vollen Wert versichert ist? Du wandelst am Strande und freust dich des belebten Bildes: schöpfe ein bißchen Wasser in

die hohle Hand, nimm eine Handvoll von dem Seesand auf — nun, da hast du die Elemente deines Bildes. Was ist der Strand anders als soundsoviele Morgen Sandes? was ist der Ozean anders als soundsoviele Kubikmeilen Wassers? Auf ein bißchen mehr oder weniger kommt's doch nicht an!... Nein! diese unbelebte Materie bildet einen Teil von etwas, das nicht unbeseelt ist. Denn dieser Sandboden wird durch sphärische Schwerkraft festgehalten, so daß er einen Teil des runden Balls unter dem scheinbaren Himmelsgewölbe bilden muß — einen Teil der erstaunlichen Astronomie, so daß er im letzten Grunde zu moralischen Zwecken und aus moralischen Ursachen da ist.

Die Welt besteht für das Auge nicht nur aus Formen, also nur zur Hälfte — nein, die andere Hälfte besteht aus Farbe. Wie bespült dies Element das Weltall mit seinen bezaubernden Wogen! Der Bildner hatte sein Werk vollbracht und sah eine neue Welt von traumschöner Glorie. Es ist die höchste Leistung der Natur; über die Farbe hinaus vermag sie nichts. So besteht auch das Leben nicht nur aus Wissen, sondern auch aus Liebe. Wenn der Gedanke Form ist, so ist das Gefühl Farbe. Sie umkleidet das Gerippe der Welt mit Raum, Buntheit und Glanz. Die Farben des Sonnenuntergangs machen das Leben groß; so schafft Liebe aus einem Spinnweb von 'ner Hütte mit 'nem Herd ein volkbelebtes wichtiges Etwas, das den Hauptinhalt unserer Geschichte bildet.

Die grundlegende Tatsache im Aufbau unserer Metaphysik ist die Übereinstimmung des Menschen mit der Welt, so daß jede Veränderung in dieser Welt sich dem Geist einprägt. Der Geist reagiert sympathisch auf die Neigungen oder Gesetze, die das Weltall durchströmen und die Ordnung der Natur bilden; und in der Vollkommenheit dieser Überein-

stimmung oder Ausdrucksfähigkeit besteht die Gesundheit und Kraft des Menschen. Wenden wir diesen Wink auf unsere geistige Erziehung an, so finden wir, daß wir zu allererst keiner Vorschläge, keiner neuen Dogmen, keiner logischen Erklärung der Welt bedürfen, sondern daß es darauf ankommt, die geistige und die moralische Feinfühligkeit, diese Quelle alles richtigen Denkens, zu beobachten und zärtlich zu pflegen, sie zu umwerben, so daß sie verweilen und bei uns heimisch werden kann. Solange sie bei uns haust, werden wir in unserem Denken nicht irre gehen. Unsere Wahrnehmungsfähigkeit geht bei weitem über unser Talent hinaus. Wir heißen die höchsten Lehren der Religion und Dichtung willkommen — Lehren, mit denen unsere Begabung zu lehren in gar keinem Verhältnis steht. Und ferner, das große Aufhorchen und Mitfühlen der Menschen ist wahrhaftiger und weiser als ihr gewöhnliches Sprechen. Ein tiefes Mitfühlen ist die Anforderung, die wir an jeden stellen, der den Geist studiert; denn der Hauptunterschied zwischen Mensch und Mensch ist ein Unterschied in der Empfänglichkeit für Eindrücke. Aristoteles oder Bacon oder Kant stellen irgend einen Grundsatz auf, der fortan den Grundton der Philosophie bildet. Mich aber interessiert daran viel mehr, daß, wenn sie schließlich ihr großes Wort hervorgedonnert haben, dies ganz einfach nur ein gewöhnlicher Ausdruck ist, der jedem Menschen auf der Straße vertraut ist. Wäre es nicht so, so würde man von dem großen Wort niemals wieder was vernehmen.

Ach! könnte man sich doch diese Feinfühligkeit erhalten, in der glücklichen, Genügen bringenden Gegenwart leben und in dem Tage mit seinen billigen Freuden Befriedigung finden, die nichts weiter von einem verlangen als Empfänglichkeit, keine Anspannung aller Kräfte, keinen fressenden Ehrgeiz, der

einen über sein Können hinaus anspornt, der erste in der Klasse, der erste in der Gesellschaft zu sein, um Ehren und Lorbeeren und Schwindsucht zu ernten! Wir sind nicht stark durch unsere Fähigkeit, scharf in alles einzudringen, sondern durch den Verkehr zwischen uns und der Welt. Die Welt wird für uns nicht durch neue Gegenstände erweitert, sondern dadurch, daß wir in denen, die wir bereits haben, mehr Übereinstimmungen und Eigenschaften entdecken.

Diese Eindrucksfähigkeit bekundet sich in den Huldigungen, die die Jugend der Schönheit zollt, und wodurch sich ihre Fähigkeiten erhöhen; in der Macht, die Form und Farbe auf die Seele üben; wenn wir Augen sehen, die ein Kompliment für das Menschengeschlecht sind, Gesichtszüge, die uns die Bildhauerkunst des Phidias verständlich machen. Fontenelle sagte: „Drei Dinge gibt's, nach denen ich neugierig bin, obwohl ich nichts von ihnen verstehe — Musik, Poesie und Liebe". Die großen Doktoren dieser Wissenschaft sind die größten Menschen: Dante, Petrarca, Michelangelo und Shakespeare. Der weise Sokrates behandelt dies Thema mit einer gewissen Schelmerei, jedoch in sehr bezeichnenden Ausdrücken: „Ich versichere immer", sagt er, „daß ich eigentlich sozusagen gar nichts, oder doch nur ein jämmerliches bißchen in bezug auf Liebesangelegenheiten weiß; trotzdem aber mache ich Anspruch darauf, es in dieser Wissenschaft weiter gebracht zu haben, als irgend ein Mensch der Vergangenheit oder Gegenwart." Man mag wohl in dieser unbestimmten Art von seiner Kenntnis sprechen, und in dieser zuversichtlichen Weise von seinem Willen; denn das Geheimnis desselben ist schwer zu entdecken, so tief liegt es; und doch bemißt man den Genius danach, wie weit er es in dieser Wissenschaft gebracht hat.

Wo ist der Jüngling, der gereifte Mann, ja auch der Greis, der nicht gern von diesen zarten Gefühlen hörte, die in der Kirche Lockenköpfchen sich umdrehen lassen, die wunderbare Augenblitze durch ganze Versammlungen hindurch senden, ohne daß sie auch im dichtesten Gedränge jemals ihr Ziel verfehlten? Der genaue Statistiker rechnet nach Zehnern und Hundertern, der warm fühlende Mann interessiert sich für jedes Pantöffelchen, das in die Versammlung kommt. Die Leidenschaft ist überall gleich; sie haust zwischen den Schneebergen Skandinaviens, unter den Sonnengluten des Äquators und schwimmt in den Meeren Polyneiens. Lofn ist in der nordischen Edda eine ebenso mächtige Gottheit wie Camadeva im roten Gewölbe Indiens, wie Eros im griechischen oder Cupido im lateinischen Götterhimmel. Und das eigentlich Echte an der Liebe ist ihre ganz besondere Empfänglichkeit für alle Eindrücke. Der Liebende hat mehr Sinne und feinere Sinne als andere Menschen; sein Auge und Ohr sind Telegraphen; er liest Orakel aus der Blume, aus Wolken, Antlitz, Gestalt und Miene — und er liest sie richtig. In seiner Überraschung über das plötzliche tiefe Verständnis zwischen ihm und der Geliebten kommt ihm der Gedanke, sie könnten sich irgendwo treffen, ohne Ort und Zeit verabredet zu haben. Wie entzückend der Gedanke, daß er so alles Aufpassens, aller Vorsichtsmaßregeln, Umständlichkeiten, Hilfsmittel, Verzögerungen los und ledig würde und in einem augenblicklichen und beständigen Verkehr stünde! In der Einsamkeit, fern von der Geliebten, kehrte diese Hoffnung wieder und eifrig wurde der Versuch gemacht. Überirdische Mächte scheinen ihm beizustehen. Das Wort, das er auf den Lippen hat, wird von seiner Freundin ausgesprochen. Wenn er ausging, so begegnete er durch wunderbaren Zufall der Einzigen, die er suchte. Wenn er

auf seinem Spaziergang sich zufällig umsah, schritt seine Freundin hinter ihm. Und es ist vorgekommen, daß ein Künstler in seinen Gemälden schon oft das Antlitz seiner künftigen Gattin gemalt hatte, die er bis dahin noch gar nicht gesehen.

Doch es gibt auch andere Freuden, die nicht so gebieterisch ihre Herrschaft geltend machen wie diese Leidenschaft der Liebe. Ein feinfühliger Mensch empfindet es schon als ein Entzücken, wenn eine Kinderstimme mit vollem Klang ihn anredet, oder wenn er das schöne Gebaren der Jugend beiderlei Geschlechts sieht. Wie unbedeutend erscheint das größte Ereignis, wenn es in ferner Vergangenheit liegt, im Vergleich mit dem prickelnden Reiz des Gegenwärtigen. Heute fragt bei der Schulprüfung der Professor in der Geschichtsstunde Sylvina nach Odoaker und Alarich. Sylvina kann sich nicht besinnen, sagt aber aufs Geratewohl, Odoaker sei geschlagen worden; und der Professor versetzt bissig: „Nein, er schlug die Römer." Aber dem Besucher ist's völlig klar, daß es ganz und gar nicht darauf ankommt, was mit dem Odoaker los war, daß es aber sehr viel darauf ankommt, was mit der Sylvina los ist. Und wenn sie sagt, er sei geschlagen worden, nun, so hätte er bedeutend besser getan, sich schlagen zu lassen, als daß er ihr nur ein Augenblickchen Ärger macht. Wäre in Odoaker auch nur ein Fünkchen von 'nem Gentleman gewesen, so hätte er gesagt: „Laßt mich meinetwegen tausendmal geschlagen worden sein."

Und da nun unsere zärtliche Teilnahme für Jugend und Schönheit ihren frischen, mannigfaltigen Wünschen eine neue und wohlberechtigte Bedeutung verleiht, so heißt die gleiche Empfänglichkeit alles Ausgezeichnete willkommen, hat Augen und Gastfreundschaft für Verdienste, die sich in der dunklen

Ecke bergen. Ein Engländer von festem Charakter und großem Talent, der einen oder zwei Freunde und einen Büchersammler mystischer Schriften mit hierher nach Amerika gebracht hatte, versicherte mir, daß in England niemand und nichts zurückgeblieben sei, was ihn möglicherweise interessieren könnte — er habe alles Lebendige mitgenommen. Ich sah mich genötigt ihm zu antworten: „Nein, im Nachbarhause, wahrscheinlich sogar auf der anderen Etagenhälfte Ihres Hauses wohnte ein Größerer, als Sie je gesehen hatten." Jeder Mensch hat eine Geschichte, die des Wissens wert wäre, wenn er sie erzählen könnte, oder wenn wir sie aus ihm herauszuholen vermöchten. Charakter und Witz haben ihre ganz besondere Anziehungskraft. Schickt einen tiefdenkenden Mann in irgend eine Stadt, und er wird dort einen anderen tiefdenkenden Mann finden, der bis dahin seinen Nachbarn unbekannt war. Das ist die große Glückseligkeit des Lebens — zu unseren geistig hochstehenden Bekanntschaften neue hinzu zu gewinnen. Das bekannte Gesetz vom Durchschnitt hätte dir schon sagen können, daß auf je hundert Köpfe etwa zehn oder fünf gute Köpfe kommen. Moralische Eigenschaften bilden sich je nach der umgebenden Atmosphäre. Die Entstehung jeder einzelnen ist ein Geheimnis, aber die Quellen der Gerechtigkeit und des Mutes fehlen ebensowenig wie Salz- oder Schwefelquellen.

Die Welt ist stets reich und üppig, die Orakel schweigen nie; aber der Vermittler muß durch ein glückliches Maßhalten auf dem Gipfel der Kraft zu so fröhlicher Gesundheit gediehen sein, daß er diese seinen Mitteilungen leicht empfangen und weitergeben kann. Gesundheit ist die Vorbedingung von Weisheit, und ihr Zeichen ist Fröhlichkeit — ein offener und edler Sinn. Niemals gab's einen echten

Dichter, der nicht das Herz auf dem rechten Fleck gehabt hätte. Der alte Trovere Pons Capdeuil sang:

Oft hört' ich das Wort — und es ist kein Spott:
Was den Menschen entzückt, entzückt auch Gott.

Alle Schönheit erwärmt das Herz, ist ein Zeichen von Gesundheit, Wohlergehen und dem Segen Gottes. Allem Dauernden und für Menschen Passenden hat die göttliche Allmacht ihren Stempel aufgedrückt. Was uns entzückt und frei macht, nicht was uns erschreckt und schmerzt, ist weise und gut in Sprache und Künsten. Denn, gewiß, das Herz, das im Mittelpunkt des Weltalls klopft, das ergießt mit jedem Pulsschlag die Flut der Glückseligkeit in jede Arterie, in jede Ader, in jedes Äderchen, so daß das ganze Weltsystem von Fluten der Freude überschwemmt wird. Die Fülle ist selbst auf dem ärmsten Fleckchen zu groß: die Ernte kann nicht hereingebracht werden. Jeder Ton ist zuletzt Musik. Der Rand jeder Oberfläche ist mit prismatischen Strahlen gefärbt.

Noch ein Zug echten Erfolges! Der gute Geist erkürt sich, was positiv ist, was vorwärts schreitet — er erklärt sich für das Bejahende. Unser System ist armselig. Wie ich schon sagte, nimmt man an, es gebe nur einen Shakespeare, nur einen Homer, nur einen Jesus; es seien nicht alle vom Geiste beseelt oder könnten von ihm beseelt werden. Aber wir müssen mit dem Bejahen beginnen! Wahrheit und Güte bestehen für immerdar. Allerdings gibt es Böses und Gutes, Nacht und Tag; aber diese Dinge sind sich nicht gleich. Der Tag ist groß, ist der Endzweck. Die Nacht ist für den Tag, aber der Tag ist nicht für die Nacht. Was bedeutet dies unsterbliche Verlangen nach immer mehr, das zu unserem Wesen gehört? dieses ins Ungeheure gehende Ideal? Es gibt keinen solchen Kritiker und Bettler wie diese gräßliche Seele.

Keine weltgeschichtliche Persönlichkeit befriedigt uns mehr. Wir kennen die Hinlänglichkeit der Gerechtigkeit, die Hinlänglichkeit der Wahrheit. Wir kennen die Antwort, die keine Frage mehr übrig läßt. Wir erkennen den Geist an seinem siegreichen Ton. Die prüfenden Fragen, die wir an jeden neuen Bewerber richten, betreffen Menge und Güte — was bringt er neu hinzu? in welcher Art von Gemütsverfassung hinterläßt er mich beim Scheiden? Deine Theorie ist unwesentlich; aber welche neuen Hilfsquellen vermagst du der Menschheit zu erschließen, oder in welche Höhen führst du dein Leben empor? Ein Mensch ist nur insofern ein Mensch, als er Leben und Natur glücklicher für uns macht.

Ich fürchte, der landläufige Begriff von Erfolg steht in allen Punkten in direktem Gegensatz zum echten und gesunden Erfolg. Der eine betet die öffentliche Meinung an, der andere die private Meinung; der eine den Ruhm, der andere die einsame Wüste; der eine Heldentaten, der andere demütige Erniedrigung; der eine Gewinn, der andere Liebe; der eine Monopolisierung, der andere Gastlichkeit des Geistes.

Wir können dieses Gesetz der Bejahung auf Wissenschaften, auf Sitten, auf Kunst, auf Ausschmückung unserer Häuser u. dgl. m. anwenden. Hinrichtungen oder Folterungen oder Lazarette oder grausliche Photographieen vom Kriegsschauplatz am Tage nach einer Schlacht sind nach meiner Meinung keine geeigneten Gegenstände für Kabinettgemälde. Ich glaube, manche sogenannten ‚heiligen Sujets' müssen, um die rechten Bilder für Häuser und Kirchen abzugeben, mit höherem Genius behandelt werden, als ich's an den Hervorbringungen von Meistern der italienischen oder spanischen Kunst gesehen habe. Die Natur ladet nicht zu solchen Schaustellungen ein. Die Natur entwirft für jedes Geschöpf

mit voller Genauigkeit ihren Grundplan, der allen Verrichtungen desselben streng angepaßt ist — hierauf verhüllt sie ihn sorgfältig. Seht, wie sie mit gutem Bedacht das Skelett verhüllt! Das Auge soll es nicht sehen, die Sonne soll nicht darauf scheinen. Sie wirkt ihre Gewebe und Decken aus Fleisch und Haut und Haaren und den schönen Farben des Tages darüber und zwingt den Tod unter die Erde hinab, bedeckt ihn eilig mit Laub und Ranken und verwischt sorgfältig jede Spur durch neues Schaffen. Wer und was bist du, daß du die gespenstige Anatomie bloß legst?

Hänge kein trauriges Bild an die Wand, und besudle die Unterhaltung nicht mit schwarzer Trübseligkeit! Sei kein Cyniker und kein trostloser Bußprediger! Heule nicht, wehklage nicht! Unterlasse die negativen Erörterungen. Stärke uns durch unaufhörliches Bejahen. Verschwende deine Kräfte nicht mit Ablehnen, belle nicht gegen das Schlechte, sondern singe die Schönheit des Guten. Wenn das gesprochen wird, was ein Recht darauf hat, gesprochen zu werden, dann wird das Geschwätz und das Bekritteln aufhören. Schreibe nichts nieder, was nicht irgend jemandem von Nutzen sein kann;

Denn jede Gabe von edler Art
Ist belebt von der Hoffnung ewigem Hauch!

Die Bejahung aller Bejahungen ist Liebe. So viel Liebe, so viel Aufnahmefähigkeit. Wie der Wärmestoff sich zur Materie verhält, so verhält sich die Liebe zur Seele; so erweitert sie sie, so gibt sie ihr neue Kräfte! Redlicher Wille führt zur Einsicht — wie jemand seinen Weg zum Meer findet, indem er sich auf einem Fluß einschifft. Ich habe Dutzende von Leuten gekannt, die mich zum Schweigen bringen können, aber ich suche nach dem Einen, der mich die Kaltherzigkeiten oder Torheiten, in die ich zuweilen verfalle,

vergessen oder überwinden macht. Der Maler Giotto, so erzählt uns Vasari, gab der Kunst neues Leben, weil er mehr Güte in den Ausdruck seiner Gesichter legte. Im Menschen den Sinn für wahren Wert zu wecken und zu heben, sein Gefühl und Urteil zu erziehen, so daß er wegen einer schlechten Handlung sich selber verachten wird, das ist das einzige Ziel.

Zerstören ist wohlfeil und leicht. In allen unseren Straßen voll frischer und rosiger Gesichter ist kein fröhlicher Junge, kein unschuldiges Mädchen, die von schönen Vorsätzen gewissenhafter Pflichterfüllung strahlen, und die nicht ein Zyniker mit einem einzigen Wort abkühlen und entmutigen könnte. Verzagtheit kommt auch dem größten Sanguiniker schnell genug. Der Cyniker braucht nur ihrem Wink mit seiner bitteren Bestätigung zu folgen, und sie hemmen ihren schnellen mutigen Lauf und gehen heim mit schwererem Schritt und vorzeitig gealtert. Sie werden selber bald genug dem kalten Schuft den Wink geben, den er braucht. Wem von ihnen wäre es nicht mißlungen zu gefallen, wo er es gerade am sehnlichsten wünschte? wer hätte nicht einen Verstoß gemacht, wo er mit brennendstem Ehrgeiz Erfolg zu haben wünschte? wer hätte sich nicht einmal ungeschickt, schwerfällig, zum Studieren, Denken, tapferen Vollbringen unfähig gefunden, so daß er nur hoffen konnte, durch gesunden Menschenverstand und treuen Fleiß sein Mögliches zu tun und ohne Tadel durchzukommen? Und dieser witzige Übeltäter beschneidet ihnen ihre kleine Hoffnung mit Spott und Zweifelsucht und hemmt die Schwungkraft ihres Eifers! Ja, das ist leicht — aber der jungen Seele zu helfen, ihr neue Kraft zu verleihen, ihr Hoffnung einzuflößen, die Kohlen zu einer nutzgebenden Flamme anzufachen, ein Mißlingen durch neues Denken, durch

festes Handeln wettzumachen, das ist nicht leicht, das ist eine Arbeit für göttliche Menschen.

Wir leben auf verschiedenen Niveaus oder Höhengraden. Da ist ein äußeres Leben: der Junge wird in der Schule erzogen, lernt lesen, schreiben, rechnen und Gewerbe treiben; lernt alles mitnehmen, was er kriegen kann; man drängt ihn, sich selber vorwärts zu bringen, sich in der Welt nützlich und angenehm zu machen, zu reiten, zu laufen, zu debattieren, nachzugeben, seine Talente zur Geltung zu bringen, zu glänzen, zu siegen, zu besitzen.

Aber das innere Leben sitzt daheim, lernt keine solchen Sachen zu machen, noch solchen Heldentaten überhaupt irgend welchen Wert beizulegen. Es ist ein ruhiges, weises Insichaufnehmen. Das innere Leben liebt die Wahrheit, weil es selber wirklich ist; es liebt das Recht, weil es nichts anderes kennt. Aber es macht keine Fortschritte; es war, soweit wir zurückdenken können, immer so, wie es jetzt ist; es ist genau ebenso jetzt im reifen Alter und wird später im Greisenalter ebenso sein wie in der Jugend. Wir sind zu Männern, zu Frauen erwachsen, wir besitzen Fähigkeiten, Beziehungen, Kinder, Ansehen, einen Beruf. Aus all diesem macht das innere Leben sich nichts. Es lebt in der großen Gegenwart; es macht die Gegenwart groß. Diese ruhige, festgegründete, weitschauende Seele ist kein Kurierreiter, kein Rechtsanwalt, keine Amtsperson; sie liegt in der Sonne und brütet über dem Weltall. Eine Persönlichkeit von solcher Gemütsanlage sagte einmal zu einem sehr geschäftigen Mann: „Ich will Ihnen verzeihen, daß Sie so viel tun; und Sie werden mir verzeihen, daß ich nichts tue.“ Und Euripides sagt: „Zeus haßt die Geschäfteler und die Menschen, die zu viel tun.“

Alter

Beim Jahresfeste der Phi Beta Kappa Society in Cambridge im Jahre 1861 wurde der ehrwürdige Präsident Quincy, das älteste Mitglied der Gesellschaft und zugleich auch der älteste Alumnus der Universität, beim Festmahl mit ganz besonderen Ehrfurchtsbezeigungen empfangen. Auf diese Höflichkeiten erwiderte er durch eine Rede, in der er, unter anmutvoller Berufung auf die Vorrechte einer literarischen Gesellschaft, sich mit einiger Ausführlichkeit in eine Apologie des Greisenalters einließ und mit Hilfe einiger Notizen, die er zur Hand hatte, eine Art fortlaufenden Kommentars zu Ciceros Abhandlung ‚De Senectute' lieferte. Der Charakter des Redners, die augenscheinliche Aufrichtigkeit seines Lobes und Tadels und die Naivität, womit er sich eifrig zu Ciceros Anschauungen im Gegensatz zu denen des Königs David bekannte, verliehen dem College-Festessen ein ungewöhnliches Interesse. Es war ein Vortrag voller Würde, der den Sprecher und die Hörer in gleichem Maße ehrte.

Diese Rede veranlaßte mich, zu Hause — eine angenehme Aufgabe — Ciceros berühmten Aufsatz wieder einmal durchzusehen. Er ist bezaubernd durch seine gleichmäßige

rhetorische Kunst, durch seine heroischen stoischen Lehren; eines Römers Auge prüft darin die Aufgaben des Staates; am glücklichsten gelungen ist vielleicht das Lob des Landlebens, und der Schluß schwingt sich zu erhabenen Tönen auf. Aber Cicero erschöpft den Gegenstand nicht, sondern ladet vielmehr zu dem Versuch ein, einige Züge aus unserem in breiter Flut dahinströmenden Leben dem Gemälde hinzuzufügen.

Cicero beschäftigt sich nicht mit den Täuschungen, die dem Wesen der Zeit eigentümlich sind, und an denen die Natur ihren Spaß hat. Wellington sagte in einem Gespräch über Militärs: „Was für Masken, um Feiglinge zu verstecken, sind diese Uniformen!" Die gleiche Täuschung entdeckte ich oft in den Filzschuhen, dem wattierten Pelzrock, der Perücke, der Brille und dem Polsterstuhl des Alters. Die Natur gibt sich ebenfalls zu diesen Täuschungen her und fügt trübes Augenlicht, Taubheit, gebrochene Stimme, schneeweißes Haar, kurzes Gedächtnis und Schlafsucht hinzu. Auch diese Dinge sind Masken und nicht alles ist Alter, was sie trägt. Während wir uns noch selber jung nennen und unsere Gefährten noch Jünglinge sind, denen sogar noch etwas vom Knaben anhaftet, leistet mindestens ein guter Junge unseres Kreises sich vorzeitig einen grauen oder kahlen Kopf, der uns, die wir wissen, wie wenig er vom Heiligen oder Platoniker an sich hat, nicht imponiert, der aber die noch jüngeren Leute und das Publikum täuscht, so daß man ihn flugs durch einen sehr ergötzlichen Respekt auszuzeichnen beginnt. Und dies bringt uns zur Erkenntnis des Geheimnisses, daß die ehrwürdigen Gestalten, zu denen unsere Kindheit in so banger Scheu aufblickte, gerade solche Betrüger waren. Die Natur ist voll von solchen Streichen; bald setzt sie ein altes Haupt auf junge Schultern, bald läßt sie ein junges Herz unter achtzig Wintern schlagen.

Denn wenn das Wesentliche des Alters nicht vorhanden ist, so sind diese Äußerlichkeiten, seien sie Kunst oder Natur, betrügerisch und lächerlich: das Wesentliche des Alters aber ist Intellekt. Wo immer dieser sich zeigt, sprechen wir von Alter. Schauen wir dem Jüngsten in die Augen, so entdecken wir zuweilen, daß wir hier jemanden vor uns haben, der das bereits weiß, was wir mit vieler Mühe ihn lehren wollten; in ihm ist etwas, was älter ist als alles um ihn herum. Diese Erfahrung drücken die indischen Vedas in den Worten aus: „Wer zu unterscheiden vermag, der ist der Vater seines Vaters." Und in unseren alten britischen Sagen von Artus und seiner Tafelrunde wird sein Freund und Ratgeber, Merlin der Weise, als kleines Kind in einem Korb am Flußufer gefunden, und obwohl dieser Säugling bloß ein paar Tage alt ist, spricht er mit deutlicher Stimme zu den Leuten, die ihn finden, sagt seinen Namen, erzählt seine Geschichte, und fängt auf einmal an, allen Anwesenden ihre Zukunft zu prophezeien. Wo Macht ist, da ist Alter! Laßt euch nicht von Grübchen und Locken täuschen! Ich sage euch, dieser Säugling ist tausend Jahre alt.

Die Zeit ist in der Tat die Schaubühne und der Tummelplatz der Illusion: nichts ist so dehnbar und elastisch. Der Geist dehnt eine Stunde zu einem Jahrhundert und macht aus einem Menschenalter eine zwerghafte Stunde. Saadi fand in einer Moschee zu Damaskus einen alten Perser von hundertundfünfzig Jahren, der im Sterben lag und zu sich selber sprach: „Als ich durch meine Geburt in die Welt kam, da sagte ich: ‚Ich will mich für ein paar Augenblicke erlustigen.' Ach! an der reich besetzten Tafel des Lebens nahm ich ein paar Mundvoll, da riefen schon die Schicksalsgötter: ‚Genug!'" Das, was nicht vergeht, ist so sehr der Mittelpunkt unseres Wesens und das Bestimmende in uns, daß der Mensch, solange

er für sich allein ist, die Eingriffe der Zeit, die sich stets zuerst an den Rändern der Oberfläche zeigen, nicht bemerkt. Wenn du an einem Wintertage unter einer Glasglocke ständest, würde dir die Gestalt und Farbe der Nachmittagswolken nicht künden, ob es Juni oder Januar wäre; und fänden wir nicht das Spiegelbild unseres Selbst in den Augen der jungen Leute, so könnten wir nicht wissen, daß die Jahrhundertglocke siebzig statt zwanzig geschlagen hat. Wie viele Leute glauben immer wieder, daß der zufällig angetroffene Passagier, mit dem sie sich unterhalten, von ihrem Alter sei, bis sie auf einmal merken, daß sie seinen Vater kannten und nicht seinen Bruder.

Doch wir wollen auf diese Täuschungen und Vorspiegelungen der Natur, die unzertrennbar sind von unserem Wesen, nicht allzunahe eingehen, sondern uns das Alter von einem Gesichtspunkt aus betrachten, der sich mehr der allgemeinen Auffassung nähert. Wenn wir da die Frage stellen, ob Alter glücklich mache, so fürchte ich, die landläufigen Urteile werden ungünstig lauten. Vom Standpunkt sinnlicher Erfahrung, vom Gesichtspunkt der Straßen und Märkte und der Jagd nach Gewinn wird der Wert des Alters niedrig eingeschätzt, mit einem melancholischen und skeptischen Urteil. Finde dich frei und offen mit den Tatsachen ab und sieh das Ergebnis! Tabak, Kaffee, Alkohol, Haschisch, Blausäure, Strychnin sind schwache Lösungen, das sicherste Gift ist die Zeit. Dieser Becher, den Mutter Natur uns an die Lippen hält, hat eine wundervolle Kraft, die die jedes anderen Trankes übertrifft. Dieser Trank öffnet die Sinne, gibt ungekannte Kräfte, erfüllt uns mit hochfliegenden Träumen, die wir Hoffnung, Liebe, Ehrgeiz, Wissen nennen: besonders aber erzeugt er ein brennendes Dürsten nach volleren Zügen desselben Tranks.

Aber wer solche volleren Züge einschlürft, der wird trunken, verliert seine Gestalt, Kraft, Schönheit und Vernunft und endet in Wahnsinn und Delirium. Wir schieben unser literarisches Schaffen hinaus, bis wir mehr Reife und Schreibgewandtheit haben, und eines Tages entdecken wir, daß unsere schriftstellerische Begabung nur ein jugendliches Aufbrausen war, und daß wir sie jetzt verloren haben. Wir hatten in Massachusetts einen Richter, der mit sechzig Jahren ihn seines Amtes zu entbinden bat, da er eine gewisse Abnahme seiner Fähigkeiten spüre; seine Freunde brachten ihn mit Rücksicht auf die damaligen politischen Verhältnisse von seinem Antrag ab. Als er siebzig war, bekam er einen Wink, es wäre an der Zeit, daß er sich zurückzöge; aber nun antwortete er, nach seiner Meinung sei sein Urteil so gesund und seien alle seine Geisteskräfte so gut wie nur je. Aber abgesehen von der Selbsttäuschung — die starken und hastigen Arbeiter der Straße gehen nicht gut mit dem kränkelnden Schwächling um. Die Jugend ist überall am Platze. Das Alter verlangt, wie eine Frau, eine passende Umgebung. Das Alter nimmt sich gut aus in Kutschen, in Kirchen, auf Prunksesseln und bei Zeremonien, im Beratungssaal, in Gerichtshöfen, bei historischen Gesellschaften. Das Alter paßt zum Landleben. Aber wenn du im Hasten und Lärmen von Broadway den Vorübergehenden in die Gesichter siehst, da bemerkst du an den älteren Niedergeschlagenheit oder Entrüstung, eine Art verhehlter Gekränktheit, und um die Lippen einen Zug, der dir sagt, daß der Mann sich nichts daraus machen will. Wenige beneiden den ältesten Einwohner um die Achtung, deren er sich erfreut. Wir zählen eines Mannes Jahre erst, wenn er nichts anderes hat, was sich des Zählens lohnt. Die ungeheure Unbequemlichkeit körperlicher Unsterblichkeit ist in

der Fabel vom Tithonus behandelt. Kurz und gut, das Glaubensbekenntnis der Straße lautet: Alt sein ist keine Schande, aber außerordentlich unvorteilhaft. Leben ist ja recht schön und gut, aber wir werden alle mal froh sein, wenn wir's los sind, und alle werden froh sein, wenn sie uns los sind.

Dies sieht häßlich aus. Allgemeine Überzeugungen sind nicht durch die Launen überfütterter Metzger oder Spritzenleute zu erschüttern oder durch die sentimentalen Ängste von Mädchen, die gerne den Blütenduft der Jugend auf ihren Wangen behalten möchten. Wir kennen den Wert der Erfahrung. Leben und Kunst sind kumulativ; und wer auf irgend einem einzigen Gebiet eine Leistung vollbracht hat, der verdient in Fragen seines Faches gehört zu werden. Ein Mann in hoher Stellung und von ausgezeichneter Leistungsfähigkeit versicherte mir oft, nach seiner Meinung sei kein Mensch vor dem sechzigsten Jahre etwas wert; dies schmeckt allerdings ein bißchen nach dem Beschluß eines gewissen ‚Jung-Republikaner-Vereins', daß alle Männer unter siebzig Jahren wählbar sein sollten. Aber unter allen Regierungen wurden die ausschlaggebenden Ratsversammlungen von den Alten gebildet: Patrizier oder patres, Senat oder senes, seigneurs oder Senioren, gerousia, der spartanische Senat, das Presbyterium der Kirche und dergleichen, bedeutet alles ganz einfach nur: alte Leute.

Das cynische Glaubensbekenntnis oder Schmähgedicht der Gasse wird widerlegt durch das allgemeine Gebet um langes Leben. Dies Gebet ist der Wahrspruch der Natur, und es wird durch die ganze Geschichte der Menschheit gerechtfertigt. Wir haben freilich Beispiele, daß junge Leute in beschleunigtem Schritte große Taten vollbracht haben, wie z. B. der maze-

donische Alexander, Raffael, Shakespeare, Pascal, Burns, Byron. Aber dies sind seltene Ausnahmen. In der Hauptsache hält Mutter Natur auf Beachtung ihres Gesetzes. Die Geschicklichkeit im arbeiten erwirbt man durch arbeiten; Wissen erlangt man durch stets offene Augen und fleißige Hände; und es gibt kein Wissen, das nicht auch Macht wäre. Béranger sagte: „Fast alle guten Arbeiter leben lange." Und wenn das Leben wahrhaftig und edel ist, so haben wir eine ganz andere Art von Senioren, als die nörgelnden, ängstlichen, albernen Kindsköpfe, die fälschlich Alte sind — nämlich Menschen, die nicht die Stadt fürchten, sondern durch die die Stadt besteht; sie brauchen sich nur auf der Straße zu zeigen, so stürzen die Leute aus den Häusern, um ihnen nachzusehen und ihnen zu gehorchen; so einer war in Toledo ‚mein Cid mit dem wallenden Bart'; oder Bruce in der Schilderung, die Barbour von ihm überliefert hat; oder der blinde alte Dandolo, der mit vierundachtzig Jahren zum Dogen gewählt wurde, mit vierundneunzig Konstantinopel erstürmte, der siegreich aus der Empörung hervorging, mit sechsundneunzig auf den Thron des östlichen Kaiserreichs berufen wurde, diese Würde aber ausschlug, und im siebenundneunzigsten Lebensjahr als Doge starb. Noch immer fühlen wir die Geisteskraft eines Sokrates, „den wohlberaten das Orakel für den weisesten der Menschen erklärte"; eines Archimedes, der durch seinen Scharfsinn Syrakus gegen die Römer hielt und mehr leistete als ihre ganze Nation; eines Michelangelo, der die vier Kronen der Baukunst, Bildhauerei, Malerei und Dichtung trug; eines Galilei, von dessen Erblindung Castelli sagte: „das edelste Auge ist verdunkelt, das je die Natur geschaffen — ein Auge, das mehr gesehen hat, als alle, die vor ihm waren, das die Augen geöffnet hat allen,

die nach ihm sein werden"; eines Newton, von dem wir auf jedes seiner fünfundachtzig Jahre eine wichtige Entdeckung haben; eines Bacon, der „alles Wissen zu seiner Provinz machte"; eines Fontenelle, „dieser kostbaren Porzellanvase, die im Mittelpunkt Frankreichs war, um mit der äußersten Sorgfalt hundert Jahre lang behütet zu werden"; eines Franklin, Jefferson und Adams, der weisen und heldenmütigen Staatsmänner; eines Washington, des vollkommenen Bürgers; eines Wellington, des vollkommenen Soldaten; eines Goethe, des alles wissenden Dichters; eines Humboldt, der Encyklopädie der Wissenschaft.

Nehmen wir im allgemeinen an, daß das Alter ein Vorzug sei, so können wir leicht besondere Wohltaten aufzählen, die diesem Zustande eigen sind. Das Alter hat die gefährlichen Vorgebirge und Klippen des Meeres, auf dem wir schiffen, bereits umsegelt, und das Hauptübel des Lebens besteht nicht mehr, indem die Ursachen der Furcht beseitigt sind. Die Versicherung des Schiffes erlischt in dem Augenblick, wo es in den Heimatshafen einläuft. Es wäre seltsam, wenn ein Mensch in sein sechzigstes Jahr eintreten würde, ohne in dem Gedanken an die zahlreichen Gefahren, denen er entgangen ist, eine ungeheure Erleichterung zu empfinden. Wenn seine Frau sagt: „Nimm dich in acht mit dem Geschwür da an deiner Schulter; vielleicht ist es krebsartig"; — so erwidert er: „ich ergebe mich in eine viel sicherere Auflösung." Der humoristische Dieb, der unter dem Galgen noch einen Krug Bier trank, blies den Schaum ab, weil er gehört hatte, der sei ungesund; aber dem Gefangenen, der hinausgeführt wird, um erschossen zu werden, wird es kein Herzklopfen machen, wenn man ihm sagt, der Schmerz in seinem Knie lasse darauf schließen, daß das Glied ihm absterben werde. Als die Lungenseuche unter

den Kühen wütete, sagten die Metzger, das hitzige Auftreten sei ja zwar etwas Neues, aber es habe niemals eine Zeit gegeben, wo diese Krankheit nicht unter dem Rindvieh vorgekommen wäre. Alle Menschen tragen die Keime aller Krankheiten ihr ganzes Leben lang verborgen mit sich herum, und wir sterben, ohne sie in uns entwickelt zu haben — so groß ist die lebenbejahende Kraft unserer Naturanlage. Aber wenn du durch irgend eine Ursache entkräftet bist, dann erwachen einige von diesen schlummernden Samenkörnern und öffnen sich. Unterdessen werden wir auf jeder Lebensstation einen Feind los. Mit fünfzig Jahren, sagt man, verlieren die mit bösem Kopfweh behafteten Stadtmenschen dieses Leiden. Ich hoffe, diese Hedschra ist kein so bewegliches Fest, wie das, wonach ich jedes Jahr ausspähe, wenn die sachverständigen Gärtner mir versichern, die Blattläuse an den Rosenstöcken unserer Gärten verschwänden am 10. Juli; in meinem Garten bleiben sie noch vierzehn Tage länger. Aber sei es mit dem Kopfschmerz wie es wolle — so viel ist gewiß, daß schlimmere Kopfschmerzen und Herzschmerzen für ewig eingelullt werden, sobald wir gewisse Malzeichen der Zeit erreicht haben. Die Leidenschaften haben ihren Zweck erfüllt: es verschwindet jenes geringe, aber furchtbare Übergewicht, womit die Natur sich für jeden Augenblick die Erfüllung ihrer Absichten sichert. Um den Menschen auf dem Planeten zu erhalten, prägt sie dem Tode den Stempel des Schreckens auf. Um die Vorsorge für das Notwendige vollkommen zu machen, pflanzt sie einem jeden eine gewisse Raffgier ein, damit er nicht nur auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse bedacht sei, sondern noch ein bißchen darüber hinaus sich aneigne. Um das Fortbestehen der Rasse zu sichern, verstärkt sie den Geschlechtstrieb, selbst auf die Gefahr hin, daß dies zu Unordnung, Kummer und

Schmerz führt. Um Stärke zu sichern, pflanzt sie uns grimmigen Hunger und Durst ein, die so leicht über ihre Pflicht und Schuldigkeit hinausgehen und Krankheiten herbeirufen. Aber diese vorübergehenden Hemmungen und Anspornungen des jungen tierischen Geschöpfes werden abgestreift, sobald sie sich durch edlere Hilfsmittel ersetzen lassen. In unserer Jugend leben wir inmitten dieses Janhagels von Leidenschaften — viel zu empfindlich, viel zu hungrig, viel zu leicht erregbar. Später öffnet sich das Innere von Geist und Herz und stattet uns mit höheren Antrieben aus. Wir lernen, was die fatalen Kompensationen bedeuten, die mit jeder Handlung verknüpft sind. Dann verschwinden — eine nach der anderen — die Gestalten dieser spektakelmachenden, die Zeit totschlagenden Menge.

Als einen anderen Hauptvorzug des Alters erachte ich es, daß es auf einen Erfolg mehr oder weniger nicht ankommt. Nach und nach hat sich ein solcher Schatz von Verdiensten angesammelt, daß das Alter ganz gut sich's leisten kann, auf Kredit zu leben, wenn es will. Als ich zufällig mit dem damals dreiundsechzig Jahre alten Dichter Wordsworth zusammentraf, erzählte er mir, er habe gerade einen Fall getan und einen Zahn verloren, und als die Gesellschaft ihn wegen des Unfalls sehr bedauert, habe er erwidert, er sei froh, daß es ihm nicht vor vierzig Jahren zugestoßen sei. Nun, Mutter Natur paßt auf, daß wir unsere Organe nicht vierzig Jahre zu früh verlieren. Gestern vertrat ein Rechtsanwalt einen Angeklagten vor dem höchsten Gerichtshof, und es fiel mir an ihm eine gewisse Art von herausfordernder Leichtigkeit auf, die ihm außerordentlich gut stand. Vor dreißig Jahren war es für den Anwalt eine ernste Sache, ob seine Verteidigungsreden gut und wirkungsvoll seien. Jetzt ist das für

seinen Klienten wichtig, aber für ihn nicht. Es steht schon seit langer Zeit fest, was er kann und was er nicht kann, und sein Ruf gewinnt oder verliert nichts von einer oder zwölf neuen Leistungen. Wenn er bei einer neuen Gelegenheit sich ganz über seine sonstigen Leistungen emporheben, etwas Großes und Außerordentliches liefern würde, das würde natürlich sofort ins Gewicht fallen; aber er kann ungestraft unter seinem Niveau bleiben, denn die Leute werden sagen: „Oh, er hat Kopfschmerzen gehabt!" oder: „Er hatte zwei Nächte lang keinen Schlaf gekriegt." Welch eines Übermaßes an Äußerlichkeiten, welch einer Bürde von Beängstigungen, die ihn früher niederdrückten, ist er dadurch ledig geworden! Ein jeder empfindet den Vorteil dieser kumulativen Vorgänge in unserem Leben. Alle guten Tage, die hinter ihm liegen, sind Leumundszeugen, die für ihn sprechen, wenn er schweigt; die für ihn zahlen, wenn er kein Geld hat; die ihn einführen, wenn er keine Empfehlungsbriefe hat; die für ihn arbeiten, wenn er schläft.

Eine dritte Glückseligkeit des Alters ist, daß es den Ausdruck seines Wesens gefunden hat. Der Jüngling leidet nicht nur an unerfüllten Wünschen, sondern auch an unversuchten Fähigkeiten: er trägt in seinem Geiste ein Bild einer Laufbahn, das noch nicht in Wirklichkeit umgesetzt worden ist. Ihn quält der Mangel an Übereinstimmung zwischen Dingen und Gedanken. Michelangelos Haupt ist voll von mannhaften, riesigen Gestalten, die einherschreiten wie Götter; sie machen ihn wild, bis sein wütender Meißel sie in Marmor wiedergeben kann; ist voll von architektonischen Träumen, bis hundert Steinmetzen sie in Schichten von Travertin niederlegen können. Der gleiche Sturm braust durch jeden guten Kopf, worin irgend eine große Wohltat für die Welt eingepflanzt ist.

Die Wehen halten an bis das Kind geboren ist. Jede Fähigkeit, die einem Menschen neu ist, spornt ihn an und treibt ihn hinaus in öde Wüsten, bis sie endlich den richtigen Ausweg findet. Alle Funktionen menschlicher Pflicht jagen ihn auf und peitschen ihn vorwärts, stöhnend und fluchend, bis sie vollbracht sind. Er braucht Freunde, Beruf, Wissen, Einfluß, Haus und Land, Weib und Kinder, Ehre und Ruhm; er hat religiöse Bedürfnisse, ästhetische Bedürfnisse, häusliche, bürgerliche, menschliche Bedürfnisse. Einen nach dem anderen, Tag für Tag, lernt er seine Wünsche zu Tatsachen ausmünzen. Er hat seinen Beruf, ein Heim, gesellschaftliche Beziehungen, persönlichen Einfluß, und so beruhigt sich nach fünfzig Jahren seine Seele, indem sie sieht, daß zwischen seinen Wünschen und seinem Besitz ein gewisser Einklang herrscht. Darauf beruht der Wert des Alters: auf der Befriedigung, die es allmählich jedem Sehnen bietet. Der Mensch ist heiter, der sich nicht gequält und geschädigt fühlt, dem seine Stellung, im allgemeinen und im besonderen, es erlaubt, seine Meinung zum Ausdruck zu bringen. An alten Leuten, deren Wesen auf diese Weise völlig ausgeprägt ist, bemerken wir oft einen schönen, freimütigen, unveränderten, gleichsam wächsernen Ausdruck, der uns anzeigt, daß alle Gährung früherer Tage zu klarem Denken und klarem Sein geworden ist.

Die Ausgleichungen der Natur treiben im Alter ihr Spiel, wie in der Jugend. In einer Welt, die bis zum Funkensprühen so überladen mit Macht ist, führt ein Mensch kein langes und tätiges Leben, ohne kostbare Erfahrungen zu gewinnen, die er, wenn er sie auch nicht verlauten läßt, in seinem Geiste aufbewahrt. Was dem Jüngling nur eine Ahnung oder eine Hoffnung ist, das ist für den Veteranen ein längst zu eigen gemachtes Gesetz: er schaut freundlich auf die Helden-

taten der Jüngeren, aber wie einer, der diese Spiele längst kennt und sie zu moralischen Ergebnissen veredelt hat. Der Indianer Red Jacket sagte, als die jungen Helden sich mit ihren Taten brüsteten: „Aber die Sechziger haben alle die Vierziger und die Zwanziger in sich."

Eine vierte Wohltat: Das Alter bringt sein Haus in Ordnung und legt die letzte Hand an seine Arbeiten, was für jeden Künstler die höchste Lust ist. Die Jugend hat ein Übermaß an Empfindlichkeit, die in jedem Gegenstand etwas Schimmerndes und Anziehendes sieht. Wir lassen die eine Arbeit liegen, um eine andere zu beginnen, und die Jahresleistung eines Jünglings ist ein Haufen von Anfängen. Am Ende von zwölf Monaten hat er nichts, was er vorweisen könnte — kein einziges vollständiges Werk. Aber die Zeit ist nicht verloren. Unsere Instinkte treiben uns an, unzählige Erfahrungen einzuheimsen, die vorläufig von keinem sichtbaren Wert sind, und die wir vielleicht zweimal sieben Jahre auf Lager haben werden, ehe wir sie brauchen. Die besten Dinge brauchen Jahrhunderte zum Wachsen. Der Instinkt des Klassifizierens kennzeichnet den weisen und gesunden Geist. Linné entwirft sein System und stellt seine vierundzwanzig Pflanzenklassen auf, ehe er in der Natur für einige von diesen Klassen auch nur eine einzige Pflanze gefunden hat, die seine Einteilung rechtfertigen könnte. Seine siebente Klasse enthält keine einzige Pflanze. Im Laufe der Zeit findet er mit Entzücken die kleine weiße Trientalis, die einzige Pflanze mit sieben Blütenblättern und zuweilen sieben Staubfäden; diese bildet nun eine siebente Klasse, die mit seinem System in Einklang steht. Der Muschelsammler baut sich seinen Schrank, während er noch wenige Muscheln besitzt. Er klebt seine Zettel an die Reihen für die Klassen, an die Abteilungen für

die Ordnungen: bis auf ein paar sind sie alle leer. Aber jedes Jahr füllt einige Lücken aus und zwar mit beschleunigter Geschwindigkeit, je mehr andere Sammler er kennen lernt und je mehr er selber bekannt wird. Ein alter Gelehrter findet ein lebhaftes Vergnügen daran, die bedeutsamen Anekdoten und Zitate, denen er in all seinen Jugendjahren bei seinem mannigfaltigen Lesen und Hören begegnet ist, in den Originalen aufzuspüren. Wir tragen in unserem Gedächtnis wichtige Anekdoten herum und haben jede Spur von dem Schriftsteller verloren, dem wir sie entnahmen. Wir erinnern uns einer heroischen Rede eines Römers oder Griechen, können aber den Mann nicht feststellen, der die Rede hielt. Wir haben einen wundervollen Vers, der eines Horaz würdig ist; fort und fort tönt er vor unserem geistigen Ohr wieder, aber vergebens haben wir alle möglichen und unmöglichen Bücher nach ihm durchsucht. Wir befragen eifrige Leser danach; aber, merkwürdig genug, sie, die sonst alles kennen, diesen Vers kennen sie nicht. Besonders aber haben wir einen gewissen isolierten Gedanken, der uns verfolgt, aber isoliert und von allem abgeschlossen bleibt. Nun, gegen all dieses gibt's kein Hilfsmittel als Geduld und Zeit. Zeit — ja, das ist die Finderin, die unermüdliche Forscherin, die keinen Zufällen unterworfen, die zuletzt allwissend ist. Es kommt der Tag, da der verborgene Verfasser unserer Geschichte gefunden ist; da das tapfere Wort geraden Weges zu dem Helden zurückkehrt, der es sprach; da der wundervolle Vers den Dichter findet, zu dem er gehört; und das Beste von allem: da der einsame Gedanke, der uns so weise schien und doch nur halbweise, doch nur ein Halbgedanke, weil er kein Licht um sich verbreitete — da dieser Gedanke in unserem Geist plötzlich seinem Zwillingsbruder begegnet,

seinen Folgerungen oder der ihm nächstverwandten Analogie, die ihm augenblicklich ausstrahlende Gewalt verleiht und den abergläubischen Instinkt rechtfertigt, womit wir einen Schatz gehütet haben. Wir erinnern uns unseres alten Griechisch-Lehrers in Cambridge, eines alten Junggesellen, der von Folianten umgeben war; den beseelte diese Hoffnung, eine Aufgabe zu vollbringen, ohne daß nach seinen täglichen drei Unterrichtsstunden etwas seine Muße störte; dabei schlug er sich fortwährend auf den Schenkel und redete sich selber zu: „Er sollte eigentlich doch sich von der Universität zurückziehen und die Klassiker lesen." In Goethes Roman zieht sich die Hauptfigur, Makaria, die Vertreterin von Weisheit und Bedeutung, ganz in die Einsamkeit zurück, um sich nur mit Astronomie und mit ihrem Briefwechsel zu beschäftigen. Goethe selber trieb diese Vervollständigung seiner Studien bis auf den Höhepunkt. Manche seiner Werke hingen von seiner Jugendzeit bis zu seinem Alter auf der Staffelei und empfingen jeden Monat oder jedes Jahr einen Pinselstrich. Ein literarischer Astrolog, ging er niemals an eine Aufgabe heran, als in dem glücklichen Augenblick, wenn alle Sterne zustimmten. Bentley meinte von sich selber, er würde wohl bis zum achtzigsten Jahr leben — lang genug, um alles lesen zu können, was des Lesens wert sei, — „Et tunc magna mei sub terris ibit imago." Viel allgemeiner verbreitet ist das Vergnügen, das alte Leute daran finden, ihre hundertjährigen Angelegenheiten zum Abschluß zu bringen: der Erfinder seine Erfindungen, der Bodenchemiker seine Experimente, und alle alten Leute den Ausbau ihrer Häuser, die Abrundung ihres Grundbesitzes, die Klarstellung ihrer Besitztitel, die Schlichtung verwickelter Interessen, die Aussöhnung mit Feinden. Alles soll in der bestmöglichen Lage

der Zukunft überliefert werden. Man muß glauben, daß zwischen den Plänen eines Menschen und der Länge seiner Lebensdauer ein gewisses Verhältnis besteht: es gibt einen Kalender seiner Jahre und einen Kalender seiner Leistungen.

Amerika ist das Land der Jungen und bis jetzt zu voll von Arbeit, um Muße und Ruhe bieten zu können; trotzdem haben wir doch rüstige Hundertjährige gehabt, Muster von Würde und Weisheit. Kürzlich fand ich in einem alten Tagebuch eine Aufzeichnung über einen Besuch beim Alt-Präsidenten John Adams, im Jahre 1825, bald nach der Wahl seines Sohnes zur Präsidentenwürde. Es ist nur eine flüchtige Skizze und in der Unterhaltung kam nichts Wichtiges vor; aber meine Aufzeichnung schildert einen Augenblick aus dem Leben einer heroischen Persönlichkeit, die in überhohem Alter noch den Eindruck eines Aufrechten machte, der würdig war seines Ruhmes.

„Februar 1825. Heute mit meinem Bruder in Quincy auf Einladung der Familie Adams. Der alte Präsident saß in einem großen gepolsterten Lehnstuhl, gekleidet in einen blauen Rock, schwarzen Kniehosen, weißen Strümpfen; eine baumwollene Mütze bedeckte seinen kahlen Kopf. Wir machten unser Kompliment, sagten, wir müßten unsere Glückwünsche mit denen vereinigen, die die Nation dem frohen Ereignis in seinem Hause darbrächte. Er dankte uns und sagte: „Ich bin erfreut, daß die Nation glücklich ist. Die Zeit der Glück- und Segenswünsche ist für mich bald vorbei; ich bin erstaunt, daß ich so lange gelebt habe, um diese Ereignisse zu sehen und zu erleben. Ich habe jetzt nahezu ein Jahrhundert gelebt — [er wird im nächsten Oktober neunzig] — ein langes, arbeits- und sorgenvolles Leben." Ich sagte: „Die Welt ist der Meinung, es sei mit einem guten Teil Freude gemischt gewesen." — „Die Welt

weiß nicht," antwortete er, „wieviel Mühsal, Angst und Sorge ich durchgemacht habe." Ich fragte, ob der Brief, worin sein Sohn die Annahme der Wahl anzeigte, ihm vorgelesen worden sei. „Ja," antwortete er und fügte nach einer Weile hinzu: „Mein Sohn besitzt mehr politische Umsicht als irgend ein mir bekannter Mann meiner Zeit; er hat sich niemals aus seiner vorsichtigen Haltung herausdrängen lassen; und ich hoffe, so wird es bleiben; aber welchen Einfluß etwa das Alter auf eine Verminderung seiner Geisteskräfte ausüben wird, das weiß ich nicht; sie sind von seiner Geburt an stets sehr angespannt worden. Er ist von Jugend auf sehr arbeitsam gewesen, als Kind, wie als Mann." Als nach J. Q. Adams' Lebensalter gefragt wurde, sagte der Alte: „Er ist jetzt achtundfünfzig, oder wird's vielmehr im Juli." Dazu bemerkte er: „Alle Präsidenten standen im selben Alter: General Washington war ungefähr achtundfünfzig, und ich auch; desgleichen Mr. Jefferson, Mr. Madison und Mr. Monroe." Wir erkundigten uns, wann er seinen Sohn zu sehen erwartete. Er sagte: „Gar nicht; Mr. Adams wird nach Quincy nur zu meinem Begräbnis kommen. Es würde für mich eine große Befriedigung sein, ihn zu sehen, aber ich wünsche nicht, daß er bloß meinetwegen hierher kommt." Er sprach dann von Mr. Lechmere, dessen er sich noch gut erinnerte; er habe ihn in seinem hohen Alter täglich in die Stadt kommen sehen. Er setzte hinzu: „Und ich wollte, ich könnte so gut gehen, wie er. Er war viele Jahre lang Zolleinnehmer unter dem königlich englischen Regiment." E. sagte: „Ich vermute, Herr, Sie hätten seine Stelle nicht haben mögen, auch wenn Sie zum Lohn dafür so gut hätten gehen können, wie er." — „Nein," versetzte er, „für die Stelle hatte ich keinen Bedarf." Er sprach dann von Whitefield. „Ich erinnere mich,

als ich eben als Fuchs auf die Universität gekommen war, ging ich mal in die Stadt nach der ‚Alten Süd-Kirche', um ihn zu hören, konnte aber keinen Einlaß erhalten. Indessen sah ich ihn durch ein Fenster und hörte deutlich jedes Wort. Er hatte eine Stimme, wie ich niemals wieder eine gehört habe. Er sprach so klar und deutlich, daß man ihn im Versammlungshaus hätte hören können — [damit zeigte er nach dem Versammlungshaus von Quincy hinüber] — und er besaß die Anmut eines Tanzmeisters, eines Schauspielers. Seine Stimme und seine Manieren wirkten mehr als seine Predigten. Ich war mit Jonathan Sewall hin, um ihn zu hören." — „Und Mr. Whitefield gefiel Ihnen, Herr?" — „Ob er mir gefiel! Ich war über alle Maßen entzückt von ihm!" Wir fragten ihn, ob nach Whitefields Rückkehr seine Beliebtheit angedauert habe. „Es war nicht dieselbe Raserei, nicht die wilde Begeisterung wie früher, aber eine größere Achtung, als er besser bekannt wurde. Er erschreckte nicht, sondern wurde bewundert."

Wir verbrachten ungefähr eine Stunde in seinem Zimmer. Er spricht sehr deutlich für einen so alten Herrn, fängt tapfer ganz lange Sätze an, die er aus Mangel an Atem unterbrechen muß, aber unfehlbar zum Schluß bringt, ohne daß er ein Wort zu verbessern braucht.

Er sprach lobend über die neuen Cooperschen Romane, auch über ‚Peep at the Pilgrims' und ‚Saratoga' und benannte, ohne sich zu irren, die in diesen Büchern vorkommenden Personen. Er hat es gern, wenn ihm fortwährend jemand vorliest, oder wenn er in seinem Zimmer Gesellschaft hat, mit der er sprechen kann, und fühlt sich niemals wohler, als wenn er tags vorher vom Morgen bis zum Abend Besucher bei sich gehabt hat.

Am Sonntagnachmittag hatte er ohne jede Aufregung eine verfrühte Nachricht von dem Wahlsieg seines Sohnes erhalten; er sagte dem Boten, er habe sich etwas aufbinden lassen, denn es könnten noch gar keine Nachrichten da sein. Der Gewährsmann eilte sofort mit etwas niedergeschlagenem Herzen in das Versammlungshaus hinüber und berichtete mit lauter Stimme, was der alte Herr gesagt habe. Die Versammlung geriet darüber in eine so fröhliche Stimmung, daß sie von den Sitzen aufsprang und ein dreifaches Hoch anstimmte. Pfarrer Whitney erklärte sofort die Versammlung für geschlossen."

Wenn das Leben wohl verbracht ist, so bedeutet das Alter nur einen Verlust von lauter Dingen, die man wohl entbehren kann: Muskelkraft, organische Instinkte, voller Busen und ähnliches. Aber die im Mittelpunkt hausende Weisheit, die alt war in der Kindheit, ist jung mit achtzig Jahren; die Widerstände bleiben dahinten, und in den hochbeglückten Menschen bleibt gereinigt und weise der Geist. Ich habe sagen hören: wer liebt, ist niemals und nirgends alt. Ich habe sagen hören: so oft das Wort Mensch ausgesprochen wird, streift man die Lehre von der Unsterblichkeit; sie haftet seinem Wesen an. Zu erforschen, wie Unsterblichkeit beschaffen ist, das spottet unseres Witzes, und kein Flüstern dringt zu uns vom Jenseits. Aber die Folgerung aus der Tätigkeit des Intellekts, der mit Bienenfleiß Kenntnisse der Geschicklichkeiten aufspeichert, der am Ende des Lebens gerade bereit ist geboren zu werden — diese Folgerung bestätigt die Ahnungen der Liebe und des moralischen Gefühls.

R. W. Emerson,
Gesammelte Werke

Band I. Essays. 1. Reihe. Übersetzt von Wilhelm Schölermann. Preis brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Inhalt: Selbstvertrauen — Der Dichter — Die Überseele — Kreise — Ausgleichung — Heldentum — Verehrung — Literarische Ethik.

Band II. Vertreter der Menschheit. Übersetzt von Heinrich Conrad. Preis brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Inhalt: Die Bedeutung großer Menschen — Plato oder der Philosoph — Plato, neue Lesefrüchte — Swedenborg oder der Mystiker — Montaigne oder der Skeptiker — Shakespeare oder der Dichter — Napoleon oder der Mann der Welt — Goethe oder der Schriftsteller.

Band III. Gesellschaft und Einsamkeit. Übersetzt von Heinrich Conrad. Preis brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Inhalt: Gesellschaft und Einsamkeit — Zivilisation — Kunst — Beredsamkeit — Häusliches Leben — Landwirtschaft — Werke und Tage — Bücher — Klubs — Mut — Erfolg — Alter.

Band IV. Lebensführung. Übersetzt von Heinrich Conrad. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Inhalt: Schicksal — Kraft — Reichtum — Bildung — Benehmen — Gottesverehrung — Allerlei Betrachtungen — Schönheit — Illusionen.

Weitere Bände werden folgen.

Illustrierte Zeitung: Ein Denker und Dichter, der in Deutschland immer noch nicht die gebührende Verbreitung gefunden hat, an dem auch ein krankhaftes Gemütsleben gesunden kann, der wie wenige neben der beruhigenden, beseligenden Wirkung auf Herz und Gemüt auch eine mächtige Wandlungskraft auf den tätigen Willen ausübt, und dessen Lektüre man daher jedem empfehlen sollte, der noch Interesse hat für das Schöne und Gute, ist der unvergleichliche Ralph Waldo Emerson, ein Amerikaner.

Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles
This book is DUE on the last date stamped below.

LD URL

RECD LD-URL SEP 22 '71

SEP 9 1971

Form L9–75*m*-7,'61(C1437s4)444

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
AA 000 035 765 7

PS
1622
G3
1903